

Vermischte
Aufsätze und Urtheile
über
gelehrte Werke,
ans Licht gestellet
von
unterschiedenen Verfassern in
und um Liefland.

Ersten Bandes erstes Stück.



BIBLIOTHECA
ACADEMICA
DORPATENSIS

R i g a,
bey Johann Friedrich Hartknoch.
1774.



Vorrede.



Daß das Klima und, was man darunter in der physicalischen Bedeutung rechnet, keinen Einfluß in die Entstehung der Genies und in die Hervorbringung der Geisteswerke habe, ist durch Vernunftgründe und

Est.

TRU HAMATUKOJ

1379

V o r r e d e.

Erfahrungen entschieden. Dennoch kann nicht verneinet werden, daß die mit der Lage eines Lands verbundene Beschaffenheiten eine Wirkung und Macht äußern können, die zubereitende Anbauung und Verbesserung des Geistes zu befördern oder aufzuhalten, und die Arbeiten desselben in ihrer Ausrichtung oder ihrer Vollkommenheit theils zu beschleunigen, theils zu hindern. Die Entlegenheit der Provinzen von andern, wo die Wissenschaften fruchtbarer blühen, raubt dem Eifer der Gelehrten nicht allein manche Hülfsmittel, welche ihren Geist auf-

V o r r e d e.

aufklären und die Erkenntniß erweitern könnten, sondern läßt sie auch der starken Aufmunterungen entbehren, welche die gesellschaftliche Mittheilung mehrerer Köpfe und das umgebende Beispiel darzureichen pflegen. Zu einer eingeschränkten Art von Erlernungen und Beschäftigungen genöthigt, welche die Natur des Bodens, oder die Beschaffenheit der Umstände auflegen, müssen sie oft bedauern, daß ihnen Zeit und Anlaß zu einem freiwilligern Wirken fehle, welches für die Thätigkeit des Genies so nöthig als nützlich ist. Die Ungemächlichkeiten,

V o r r e d e.

die der Körper durch die widrigere Witterungen leidet, erschweren die Arbeit der Seele, verbinden sie zu einer östern, wenn gleich ihr unangenehm, Ruhe, oder lassen sie gar unterliegen.

Man wird bey dieser Einleitung glauben, daß ich darinnen die Gründe zu einer Apologie gegen den oft gemachten Einwurf aufbauen wolle; warum die gelehrte Thätigkeit in Lief-land und den ihm angrenzenden Provinzen Esthland und Curland, nicht so groß, als in Deutschland, sey?

Ich

V o r r e d e.

Ich weiß, daß es Behutsamkeit erfordere, wenn Provinzen die Vertheidigung von dieser Art für sich führen wollen. Aber weil man auch dergleichen Geschäfte ungern unternimmt, so wird man mir erlauben, wenigstens das zu sagen, was der Wahrheit nicht entgegen steht. Die Gelehrten dieser Provinzen empfinden es recht sehr, welche Hindernisse ihnen die Entfernung von den Sizen der Wissenschaften und dem gelehrten Commerz in den Weg lege; indem sie, ganz sich überlassen, sehr wenige Gefährten um sich haben, denen sie ihre Ideen mit-

V o r r e d e.

theilen, und die sie als Rathgeber und Gehülfen erbitten könnten. Der größern Städte, wo noch einige Gelehrte die Wissenschaften zum eigentlichen Geschäfte des Lebens haben, sind kaum zwei oder drei; und auch diese liegen entfernt. Die todten Werkzeuge der Gelehrsamkeit, die Büchersammlungen fehlen entweder ganz, oder schlechten doch noch einen zu dürftigen Vorrath in sich: und von wie vielen Privatpersonen kann man vermuthen, daß sie im Stande seyn werden, selbst sich zulängliche Bibliotheken zu sammeln? Die meisten von ihren Gelehr-

ten

V o r r e d e.

ten stehen entweder dem geistlichen Stande, und zwar auf dem Lande, vor, haben eine lange Zeit auf die Sprache der Landleute wenden müssen, ja sind durch ihr Gewissen verpflichtet, sie noch in dem Amte zu mehrerer Fertigkeit zu bringen: oder sie liegen in den größern Städten dem Unterricht der Jugend ob, und sind auch daselbst meistens mit vielen Lehrstunden und Nebenbeschäftigungen überladen, und in vielerley Disciplinen zertheilet, weil die Schulen nicht zahlreich genug mit Arbeitern versorgt sind. Der übrige Theil, welcher der Gesundheit der

Men-

V o r r e d e.

Menschen dienen, hat unwidersprechlich seine überhäufte uns übrigen so wohlthätige Bemühung; und obgleich unter den Pflegern des Rechts viele erleuchtete Kenner der Wissenschaften gezählt werden, welche mit Ruhm ihre vorzüglichen Einsichten auch der Welt vorlegen könnten; so fühlen sie sich doch in die Streit- und Rechtsgeschäfte so versenket, daß sie lieber mit Uß sagen mögen:

Dem Armen Recht zu sprechen,
Und, wenn die Unschuld weint,
an Frevlern sie zu rächen,
Ist göttlicher, als ein Gedicht;
(oder eine Schrift).

Ohn:

V o r r e d e.

Ohngeachtet dieser Beschaffenheit, giebt es in diesen Provinzen unter Personen von allerley Ständen nicht allein viele Liebhaber der Wissenschaften und der Lectüre, sondern auch Kenner derselben: und auch unter denen, welche die Vorsehung auf das Land verpflanzt, oder in andern schweren Aemtern verschlossen hat, giebt es nicht wenige, welche niemals froher sind, als wenn sie einige Nebenstunden gewinnen, die sie dem Lesen und Nachsinnen schenken können; welche über die herauskommenden Schriften mit Prüfung denken, ihr

Ur:

V o r r e d e.

Urtheil einander in Briefen mittheilen, und denen es nur an Muth oder Ermunterung gefehlt hat, ihr stilles Denken auch der Welt bekannt zu machen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß eine Rücksicht auf eine öffentliche Verzeichnung der Gedanken noch mehr Reiz zu diesen stillen Beschäftigungen geben, und den Eifer dazu noch allgemeiner erwecken und entzünden würde: und daher haben manche von diesen Männern ein Journal zu haben gewünscht, worinn, bey dem Mangel der Muße und der Hülfsmittel, größere Werke auszuarbeiten, kurze Aufsätze

V o r r e d e.

sätze über allerley Gegenstände einen Platz finden könnten.

Dieser Wunsch, welchen ich zur Ausbreitung der Litteratur in einem Lande, das ich aufrichtig liebe, für nützlich einsah, ermunterte mich, dem Vorhaben zu Hülfe zu kommen, wie auch die Sammlung der Aufsätze, nach vorher bekanntgemachten Regeln, zu übernehmen.

Es wird unsre Sorge seyn, durch eine Wahl nützlicher Materien von mannigfaltigem Inhalte, diese Schrift unterhaltend zu machen: und ich hoffe, daß

V o r r e d e.

daß der Beytritt mehrerer ermunterter Verfasser diesen Vorsatz in den künftigen Stücken vollkommener erfüllen werde, wenn er in diesem ersten noch nicht erreicht worden. Da die Theologie in unsern Tagen einen wichtigen Gegenstand der Prüfung und Bearbeitung abgiebt, so wird man den theologischen Inhalt einiger Aufsätze, die man hierinn findet, nicht misbilligen. Insbesondere hat man bey dem Plan das Augenmerk auf die Landesgeschichte gerichtet gehabt. Diejenigen Aufsätze aber, welche Urtheil über Bücher

V o r r e d e.

zu enthalten scheinen, werden niemals eigentliche Recensionen seyn, sondern mehr Erwägung der Sache, oder auch Vorschlag und Erweiterung ausmachen.

Die Verfasser, die sich jetzt nicht nennen wollten, werden künftig ihre Namen zu den Abhandlungen angeben: ja übernehmen auch die Vertheidigung ihrer Arbeiten, wenn sie dieselbe für nöthig achten. Das zweite Stück wird nächstens folgen, und den ersten Band vollenden.

V o r r e d e.

Man verlange nicht Meisterstücke von Männern, die durch den innern Trieb bewogen, theils den Wissenschaften überhaupt, theils dem Licht derselben in ihren Gegenden nützlich seyn wollen.

Riga, den 5. Febr.
1774.

Gottlieb Schlegel.



I.

Ueber die neue Bibelübersetzungen, und die Anwendung derselben zur Berichtigung der lutherischen.

WAls Triller, Reitz, Junkerroth und Zinzendorff ihre Uebersetzungen von den Büchern des N. Bundes herausgaben, führte man die Streitfrage auf, ob es recht oder auch rathsam wäre, neue Uebersetzungen von der heiligen Schrift in deutscher Sprache zu verfertigen. Der Jenaische Prof. Hallbauer *) spürte die Ursachen zu solchem Unternehmen auf, und er fand nicht geringere, als

*) In seinen Diss. animaduersiones theologicae in licentiam, nouas easque germanicas S. Codicis versiones condendi, quum ill. Com. de Zinzendorff suam N. T. interpretationem publicasset, 1731.

als den Haß gegen Luthern und die Reformation; Tadelsucht; den Ehrgeiz, eine besondere Kenntniß in den heiligen Sprachen zu zeigen; das Verlangen, die Kirchenverbesserung fortzusetzen, oder eine neue zu unternehmen; die Verkünder der Stellen zu seinen Meinungen; den Wahn, das Wachstum der Religion dadurch zu befördern, und das Studium der Bibel jungen Gottesgelehrten zu erleichtern. Selbst zu der Uebersetzung des D. Heumanns, so sehr er sich in der Vorrede entschuldigt und gereinigt hatte, sagte sein Beurtheiler Frisch in der unparteyischen und vollständigen Kritik über dieselbe: man dürfte die Verbesserungen nur in oder unter dem Text mit anderer Schrift hinsetzen, ohne den Leser in der Gewöhnung an der alten Uebersetzung zu stören; und der redliche Bengel fand Ursache, bey der seinigen ebenfalls zu beweisen, daß die Menge der neuen Uebersetzungen der lutherischen nicht schädlich wäre.

Unser Zeitalter ist billig genug, den gelehrten Männern, welche ihren Fleiß zu Uebersetzungen biblischer Bücher anwenden, jenen Tadel nicht an den Hals zu werfen. Aber ich hoffe auch, daß man es mir nicht übel nehmen werde, daß ich über die Anwendung derselben

zu einer künftigen Berichtigung unserer kirchlichen Uebersetzung Vorschläge thue.

Es ist nicht zu leugnen, daß andre Nationen, bey denen die heiligen Schriften später übersetzt worden sind, durch den Gebrauch der Aufklärungen des biblischen Verstandes, in ihren Sprachen meistens Vortheil gezogen haben. Die dänische Uebersetzung soll, nach den Proben des Königsmans *) die englische und holländische übertreffen; und selbst unsere lettische und ehstnische Bibeln können sich einiger Vorzüge rühmen. Dieses giebt uns die Vermuthung, daß auch die Bemühungen späterer deutscher Uebersetzer die lutherische zu einem hohen Grade der Vollkommenheit bringen würden, wenn sie sich die Vorarbeitungen zu Nutze machen; weil es unleugbar ist, daß die Wissenschaft der hebräischen und griechischen Sprachen in diesen dritthalbhundert Jahren ungemeinen Zuwachs erhalten habe; und weil es eben so gewiß ist, daß wir Sachen leichter treffen, wenn wir anderer Arbeiten verbertern, als wenn wir sie selbst ausführen. Alles dieses haben unsere vernünftige Gottesgelehrten nicht geleugnet. Sie haben selbst Mängel angezeigt, wie Zeltner dieses in seinen Diff. de no-

U 2

uis

*) In seinen Beyträgen zum richtigen Wortverstande einiger Stellen des N. T. Hamb. 1758.

4 Ueber die neue Bibelübersetzungen,

uis biblicorum versionibus non temere vulgandis gethan, und D. Klemm in der tübingschen Bibelausgabe Verbesserungen gegeben hat.

Man muß daher einem Michaelis in Göttingen, einem Schulz und Bahrdt in Gießen, einem Teller in Berlin, einem Moldenhauer in Hamburg und andern jetzt, so wie ehemals einem Zeumann, Dank wissen, daß sie nach dem Grundtext neue und veränderte Uebersetzungen von den biblischen Büchern ausarbeiten, und dadurch uns die Vergleichung mehrerer Verdolmetschungen erlauben. Aber wenn die Gelehrten bloß die Zahl solcher Uebersetzungen vermehren, und nicht zugleich ihr Abscheu auf die öffentlich angenommene wenden: so dünkt es mich, daß der Nutzen ihrer Beschäftigungen noch zu eingeschränkt bleibe. Der eigentliche Gottesgelehrte wird sich des Grundtextes bedienen, und eher Versuche von Erklärungen in den noch schwierigen Stellen, als gänzliche Versionen, wünschen. Der gelehrte Liebhaber der Religion, der nicht, in einem Berufe, der Theologie dienet, wird unter der Menge der Uebersetzungen nicht zu wählen wissen, weil alle die Merkmale der menschlichen Unvollkommenheit an sich tragen; — und der übrige größere Theil der Mitchristen behält seine ältere Uebersetzung

und die Anwendung derselben zurc. 5

setzung in den Händen, und hört über die Mängel derselben noch immerfort Erklärungen.

Die Vergleichung hat es gelehret, daß in der Uebersetzung Luthers, sowohl Ausdrücke und Redensarten, als ganze Sätze und Stellen zu finden sind, welche eben so richtig nach dem Originaltext und gleich untadelhaft in Absicht der deutschen Sprache getroffen worden, als die neuern Uebersetzer sie ausgedruckt haben; ja daß jene oft den letztern vorgehen. Was liegt also daran, oder wie viele Kunst gehört dazu, in diesen Stellen die Worte abzuwechseln? Nach meinem Bedünken, ist es nicht einmahl nöthig, die Verdeutschung der heiligen Schrift, die zum allgemeinen Gebrauch bestimmt ist, zum Kunstwerk einer zierlichen Uebersetzung zu erheben, wie wir dieses wohl mit Recht bey den Profanscribenten verlangen, welche zugleich den Geschmack in den schönen Wissenschaften befördern sollen. Richtigkeit, Deutlichkeit und edle Schicklichkeit des Ausdrucks sind die vornehmsten Eigenschaften biblischer Uebersetzungen. Aber selbst diejenigen, welche sich in ihren Uebersetzungen vorsetzen, zugleich der Zierlichkeit des Ausdrucks nachzustreben, Zeumann und Bengel, ohne der neuern zu erwähnen, haben dennoch gezeigt, daß entweder der Begriff der Zierlichkeit

6 Ueber die neue Bibelübersetzungen,

relativ seyn müsse, oder daß sie noch nicht die nothwendige Zärtlichkeit des Geschmacks in der Wahl der Worte angewandt haben. Ja, es kömmt uns vor, daß, einige Archaismen und die alten Wortfügungen weggenommen, die simple deutsche Sprache des Luthers länger verständlich bleiben werde, als unsre bald französische und englisch geformte, bald philosophische Redart: obgleich außer dem allgemeinen Gebrauch noch ein künstlicheres Targum statt finden könne. Des Herrn Hofr. Michaelis historische Schreibart ist durch die Freyheit, die er der hebräischen Erzählung geben wollen, in eine matte Weitaufständigkeit verfallen. Man wird am sichersten gehen, wenn man in den Büchern, die auch der Ungeübte liest, eine Mittelstraße zu finden sucht, durch welche man der Kürze der hebräischen Sprache, soviel als möglich, genug thut, aber auch das, was dem Deutschen fremd und auffallend seyn würde, mildert.

Man dürfte also nur die Uebersetzung des Luthers vor sich nehmen, und nach der Richtschnur des Grundtextes, und mit der Kenntniß der besten Auslegungen ausgerüstet, jeden Ausdruck gleichsam vor Gericht ziehen, ob er nach dem Grundtext und der deutschen Sprache richtig und nach einem gründlich verfeinerten Geschmack

und die Anwendung derselben zurc. 7

schmack edel sey: und bloß das zu Verbessernde dürfte man in eine Sammlung bringen, damit geschickte Männer es beurtheilen: so würde in kurzer Zeit eine vollkommnere Uebersetzung der Bibel zum allgemeinen Gebrauch zum Stande kommen.

Oder wollte man eine völlig neue Uebersetzung verfertigen, so sollte man doch seine Absicht darauf richten, wie man sie einmal zum öffentlichen Gebrauch einführen könnte. Man sollte nicht, ohne Nothwendigkeit, von der lutherischen Uebersetzung abgehen, ja, wie Luther seine Uebersetzung von andern beurtheilen ließ und gern Erinnerungen annahm: so wäre anzurathen, daß die Verfasser ihre Arbeiten vor Männern, die der Grundsprachen und des deutschen Ausdrucks gleich kundig sind, durchlesen und beurtheilen ließen, ehe sie sie herausgeben.

Dieses erwünschte Werk würde gleichfalls früher und glücklicher zu Stande kommen, wenn sich mehrere Männer in dieses Geschäft theilten, und die Früchte ihres Fleißes auf die angezeigte Art in der Handschrift andern mittheilten. Zu einer glücklichen Uebersetzung gehört eine so geübte Kenntniß der Sprachen, daß man gleichsam Inhalt und Gewicht, und die ganze

ganze Bedeutung und Anwendung der Worte sowohl aus der fremden als bekannten Sprache in sich fühlt und sich vorstellt, und solche Ausdrücke in der Uebersetzung zu wählen weiß, welche das Original in seinem Nachdruck, wo nicht erschöpfen, doch ihm so nahe, als möglich ist, bringen. Und in der Wahl dieser Worte gerathen wir, wie in den Werken des Witzes, oft zufälliger Weise, durch die Association der damals in uns regen Begriffe, auf das adäquate und recht schickliche, welches durch das Nachdenken sich nicht hatte hervorholen lassen. Man nennt daher glückliche Uebersetzungen wohlgetroffene. Ein Fremder fällt bey der Beurtheilung einer Uebersetzung oft, wie von ohne Befehl, auf den bessern Ausdruck; und man findet in den Journalen, wie auch in den gelehrten Zeitungen bisweilen sehr brauchbare Beyseuer, welche man nicht verloren gehen lassen sollte.

Wofern noch einmahl eine Versammlung von Gottesgelehrten unserer Kirchen zusammen zu berufen wäre: so dünkt es mich, daß die Vereinbarung über die Ausbesserung unserer Kirchenübersetzung es lohnen würde. Realstreitigkeiten werden besser durch Schriften, als durch die mündlichen Unterredungen eintger erwählten

wählten Bevollmächtigten entschieden. Die Beprüfung einer Uebersetzung, und zwar von einem größern Buche, schließt so viele, und so viele kleine Theile in sich, daß die schriftliche Berathschlagung zu weitläufig und mühsam werden würde. Aber jene beurtheilten Versuche würden als Vorarbeitungen zu den endlichen Beschlüssen gebraucht werden.

Daß eine Uebersetzung zugleich Auslegung enthalte scheint unnöthig zu seyn, wenigstens in denjenigen Stellen, wo mehrere Auslegungen möglich sind. Bengel hatte sich die Regeln vorgesetzt, daß eine Uebersetzung nicht dunkler, auch nicht deutlicher, so wie weder nachdrücklicher noch zierlicher, auch nicht schwächer als das Original, übrigens nicht undeutsch, auch nicht zu gut deutsch seyn sollte. Man wird leichter die Uebereinstimmung unter den verschiedenen Denkenden erlangen und dem Vorwurf einer eigenmächtigen Veränderung des Schriftsinnes entgehen, wenn man sich hütet, die Uebersetzung mit der Auslegung zu vertauschen, und die letzte weitem Untersuchungen übrig läßt.

Ohne eine solche richtigere Uebersetzung können die jetzt üblich werdenden Paraphrasen dienen,

nen, welche entweder mit dem Grundtext nicht bekannt sind, oder etwa nicht Vorlesungen darüber anhören, wenigen Nutzen schaffen. Eine Umschreibung könnte ihnen den Verstand aufklären, wenn sie eine richtige Uebersetzung vor sich haben: jetzt müssen sie die Paraphrase oft mit der gewöhnlichen Uebersetzung im Widerspruch antreffen.

Viele gelehrte Männer verlangen in unsern Tagen, daß die poetischen Bücher der heiligen Schrift nicht übersetzt, sondern in eine Denkungs- und Schreibart verwandelt werden sollen, welche dem Geschmack und den Sitten unserer Zeit gemäß sind, damit ein jeder Leser, auch der Ungelehrte, sie verstehen möge. Dieses Verlangen ist sehr wohlgemeint; nur befürchte ich, daß theils der Ton dieser Bücher zu sehr herabgestimmt werden, theils die Auslegung dem Willkühr der verschiedenen Denkungsarten, die durch den Lauf der Zeiten stets abgewechselt werden, beständig unterliegen möchte. Sprachidiotismen müssen freylich verwandelt werden; aber noch nicht ist ein jedweder morgenländischer dichterischer Ausdruck ein Idiotismus. Ich würde daher in dem Exempel, das Herr Michaelis in der ersten Vorrede zu seiner Bibelübersetzung angeführt hat, die

die Worte: Der Herr kennt den Weg der Gerechten, unverändert behalten, und zu dem Wort: Weg, unter dem Verse: die Werke setzen. — Wenn die ganze Bibel übersetzt wird: so würde ich sie also zu übertragen anrathen, wie ihr Original lautet. Der gemeine Leser mag uns von ihnen sagen: sie seyn poetisch, sie seyn ihnen zu hoch und schwer: wir wollen es ihnen selbst sagen, und er möge das weglegen, was er nicht verstehen könne.

Möchte man doch der heilsamen Idee nachhängen, aus dem A. T. für den ungelehrten Mann einen Auszug der allgemein nützlichen und zum Verstande des neuen Testaments dienlichen Geschichten, Psalmen und Lehren zu machen, damit er nicht im Lesen auf Dinge stosse, welche ihm entweder nicht nützen, oder, aus Mangel der Auslegung, ohne die gehörige Unterscheidung der alten Sitten von den neuen, auch wohl wegen Trennung des Zusammenhanges, unrecht von ihm verstanden und angewandt werden können. Wenn diese verkürzte Bibel ihm zum erbauenden Lesen zuerst in die Hände gegeben würde, so gewöhnete er sich zugleich zu einer veränderten Bibelübersetzung, und der zu befürchtende Anstoß würde sich von selbst schwächen. Die Einführung der Uebersetzung

setzung aber würde wohl ohne öffentliche Belehrung nicht geschehen können, obgleich vor dem Murren einzelner einfältigen Personen, welches jetzt die Urheber verbesserter Liedersammlungen erfahren (davon wir ein andermahl reden werden), gute und nothwendige Absichten niemals zurückbeben müssen.

Es ist mir bekannt, daß ein gelehrter Uebersetzer des N. T. durchaus dawider war, als man ihm sagte: daß man seine Uebersetzung mit der Lutherischen vereinigen würde, und er bezog sich darauf, daß Luther bey dem N. T. ausdrücklich die Veränderung verboten habe. Aber ich sehe nichts als den billigen Eifer gegen eigenmächtige, auch wohl unredliche Privatveränderungen, in seiner Ermahnung: „Das Testament soll des Luthers deutsch Testament seyn: denn Meisters und Klügels ist jezo weder Maas noch Ende; und sey jedermann gewarnet vor andern Exemplarien; denn ich bisher wohl erfahren, wie unfleiszig und falsch uns andre nachdrucken.“

Alle die gelehrten und arbeitsamen Männer, welche mit der Uebersetzung heiliger Bücher sich beschäftigen, mögen glauben, daß sie ein eben so großes und schätzenswürdiges Verdienst um die Theologie und die Wissenschaften sich erw

werben werden, wenn sie gleich sich blos auf die Berichtigung unsrer kirchlichen Uebersetzung einschränken; man möge den Namen des Verdienstes in der weitläufigern Erklärung des Abtts, oder in der gewöhnlichen, daß man ihnen für so nützliche Unternehmungen zum ungemeinen Dank verpflichtet seyn werde, annehmen. *)

*) Nach Vollendung dieses Aufsatzes fiel mir der Auszug der vortreflichen Instruction Sr. Majestät, des Königs von Schweden, für die zur Verbesserung der schwedischen Bibelübersetzung niedergesetzte Commission vom 18. May 1773. in dem zweyten Stücke der Greifswaldischen critischen Nachrichten 1774. in die Hände. Sie verdient auch in Deutschland erwogen zu werden; und ich ziehe daraus nur diese Sätze an: „Es können zwar die Idiotismen und eigenthümlichen Redensarten der Grundsprache mit andern Worten im Schwedischen gegeben werden, doch muß man sich dabei, so viel möglich ist, in Acht nehmen, daß darüber die Stärke der Bibelsprache nicht verloren gehe. — Im Hauptconcept muß bey jedem biblischen Buche und bey jedem Verse die Ursache der neuen Uebersetzung angeführt werden, damit man dadurch künftig eine gründliche Erklärung der heil. Schrift möge erhalten können. — Zu Erläuterungen können auch, nebst Luthers Version, alle in spätern Zeiten bey den meisten europaischen Nationen herausgekommene Bibelübersetzungen und philologische Werke genutzt werden.“

II.

Entwurf einer Untersuchung
über die Frage: ob Völker, die keine
Sprache hätten, eine Sprache erfinden, und
wie sie dieselbe erfinden könnten? *)

Die Philosophie erstreckt ihre Untersuchungen
nicht blos auf das Wirkliche; sie breitet
ihre Herrschaft auch auf die Möglichkeiten aus.
Vieles Wirkliche wäre nicht erworben worden,
wenn

*) Da außer der Preisschrift unsers ehemaligen
Freundes und Mitarbeiters, des Herrn Consi-
storialrath Herder in Bückeburg, die benannte
Materie an so vielen Federn, ich weiß nicht,
aus welcher Ursache, Bearbeitung empfangen
hat: worunter die Abhandlung von dem Ur-
sprunge der Sprache, welche unser Verleger
hat drucken lassen, der Bügowsche Versuch von
dem Herrn Director Tetten, des Herrn Prof.
Zobels Gedanken über die verschiedenen Ges-
danken der Gelehrten darüber; eines Ungenann-
ten Entwurf zu der ältesten Erd- und Men-
schengeschichte, nebst einem Versuch, den Ur-
sprung der Sprache zu finden; und einige An-
merkungen in dem teutschen Merkur gehören:
so hätte diese Abhandlung, wegen des schon aus-
geführten Thema, mit andern eingeschickten, zu-
rückgelegt werden können. Indessen, weil die
Sache vielleicht minder durch die Entscheidung,
als

wenn das Mögliche nicht vorher wäre gesucht
worden. Ja wenn wir dasselbe in manchen,
besonders speculativen und hypothetischen Wahr-
heiten, öfterer vorher erforschet: so würde
mancher unnützliche Streit erspart worden seyn.
Vielleicht ist es nicht einmahl wahr, sagte zu-
lest einer von zween scholastischen Weltweisen,
welche sich durch einen langen Streit über den
Beweis einer aristotelischen Meinung ermüdet
hatten. Es ist zuweilen eine Wüste: aber sie
beschenkt uns dennoch mit einem edlen Steine,
oder einer heilsamen Pflanze; und ihr Durch-
gang führet uns in das Gebiet der sichern Wahr-
heit und der Wirklichkeiten.

Die Frage: ob Völker, die keine Sprache
hätten, eine erfinden, und wie sie dieselbe er-
finden

als durch die hineinfließenden Untersuchungen,
Nutzen und Fruchtbarkeit gewinnet, so mag sie,
der veränderten Betrachtungsart halber, hier,
unter einen Platz einnehmen. Es wäre zu wünsch-
en, daß, da von der berlinischen Akademie
der Wissenschaften nur Eine Abhandlung ans Licht
gestellt worden, jemand aus den Uebrigen ei-
nen Auszug machte, damit die verschiedenen
Meinungen bey einander gelesen würden; so
wie ehemals Herr Siegra ein nicht unnützes
Geschäfte unternahm, als er die verschiedenen
Urtheile über Reinhardts Preisabhandlung vom
Optimismus gesammelt herausgab.

finden könnten? gehört gleichfalls in das Gebiet des Möglichen. Sie fodert nicht die Erörterung, ob die Menschen wirkliche Urheber und Erfinder der ersten Sprache gewesen: sondern, ob Menschen, im Fall der Ermangelung einer mitgetheilten Sprache, dem ersten Anfange nach, sie durch ihre Fähigkeiten hervorbringen können? — Sollte das Problem vielleicht auch nicht bis zur äußersten Gewißheit ausgemacht werden dürfen, so wird es dennoch die Mühe mit nützlichen Einsichten belohnen. Indem wir hieby in die Vermögen der Seele hineinsteigen müssen, welche durch sich das Werkzeug, ihre Gedanken zu bezeichnen, erfinden soll: so werden wir vielleicht manchen Schacht entdecken, der uns unmerklich geblieben; wir werden unsre Vorzüge vor den immer sprachlosen Thieren näher bestimmen lernen; und manche andre Untersuchung in dem Reiche der Erkenntnisse machen können. Nur werden wir uns hüten müssen, uns von zweien Fehlern nicht verblenden zu lassen, die uns das Angesicht der Wahrheit rauben könnten: der Selbstliebe, welche ihre Fähigkeiten gern zu hoch spannet; und einer unrecht verstandnen Demuth, die ihre Besitze unnöthiger Weise verleugnet.

Wer

Wer schnell, mit Hitze und Uebereilung über das Problem urtheilen wollte, würde noch wohl mit einiger Verwunderung fragen: warum sollten Völker ohne Sprache nicht eine Sprache erfinden können? Sie reden ja schon so viele und verschiedne Sprachen. Woher haben sie sie, als aus sich selbst? Aber er irrt sich: die Völker haben ihre jezige Sprachen nicht ursprünglich erschaffen: wenigstens ist es nicht zu beweisen; sondern sie haben sie entweder nach andern gebildet: oder sie sind aus einer schon gelernten Sprache zu einer andern, durch eine allmähliche Verwandlung, hinüber gegangen. Die Völker, welche die Gegenstände unsrer Untersuchung sind, müssen zuerst noch keine Sprache wissen, die Töne ausgenommen, welche ihre Natur ihnen in den Mund giebt. Denn es ist keine so grosse Kunst, eine neue Sprache zu erdenken, wenn man es sich vorsetzt, indem man schon eine vor sich hat, die man zum Muster der andern wählen könnte. Sie müssen auch zurechtens keine Sprache um sich reden gehört haben, außer den Klängen und Schällen, welche von Thieren und andern tönenden Geschöpfen in ihre Ohren dringen; denn dieser kann und darf man sie nicht entbehren lassen. Stünde es nicht zu vermuthen, daß sie dem Zuge der Bequemlichkeit nachgeben und wenigstens

B

viele

viele von gehörten Sprachtönen andrer Redenden annehmen, oder sie nachahmen würden, ehe sie sich die Mühe auflegten, veränderte Töne zu ersinnen? Wir thun dieses noch jetzt bey so vieler philologischer Einsicht und dem versuchten Muth, neue Wörter zu schaffen, daß wenn uns in unsern Sprachen ein Ausdruck fehlet, wir unsre Zuflucht zu fremden nehmen, um einen zu entlehnen, ohne immer so eigensinnig zu seyn, selbst ein neues Wort zu erschaffen. Noch weniger sind der Eigensinn, der andern Töne nicht anzunehmen und die Leidenschaft, sich von andern zu unterscheiden, bey einem Volke glaublich, welches keine Sprache besitzt, und doch die Nothwendigkeit fühlt, sich einander zu verstehen zu geben, und die mangelnden Gegenstände sich mit Namen zu belegen.

Unsre Völker, die wir uns vorbilden, wissen noch keine Sprache, sie haben auch nichts ausser sich von dem wunderbaren Mittel vernommen, Dinge zu benennen; und diese: können sie wohl eine Sprache erfinden? Es versteht sich, nach und nach, und mit einem zuerst schwachen Anfange. Denn eine vollständige, einförmig declinirende und conjugirende und ordentlich gebaute Sprache von ihnen zu hoffen, heißt vergessen, daß alle Künste, deren Her-

vorbringung ungezweifelt von Menschen entstanden ist, zuerst einen geringen, und nach dem Maaßstab stolzer Nachkommen verächtlichen Ursprung genommen haben. Derjenige hat völlig Recht, die Frage zu verneinen, welcher die erste mögliche Sprache als ein ordentliches Gebäude, dergleichen die Sprachen erst nach Millionen sind, sich abbildet. Und es wäre freylich ein Wunderwerk, wenn Menschen durch wenig geübte Verstandeskräfte eine noch nie erhörte und versuchte Sache mit genauester Ueberlegung ausgerichtet hätten.

Wir wollen zuerst das Wesentliche in dem Begriff: eine Sprache erfinden, nennen. — Es müssen mehrere Töne versucht und angegeben, und diese den Dingen zugeeignet werden, welche man vor sich hat oder sich denkt, damit man sich daran ihrer erinnern und andern sie bezeichnen könne; und dann muß eine Art von Feststellung erfolgen, damit ein gesellschaftlicher Haufe, der ein Ganzes für sich ausmachtet, sie gemeinschaftlich brauche, wenn er die Sache andern anzeigen will. Denn da eine Sprache aus Wörtern besteht, die durch vieljährige Cultur eine regelförmige Einrichtung und Zusammenstellung empfangen haben: was sind diese Wörter anders, als einfache und zu-

sammengesetzte Töne, durch die Anwendung mehrerer Redewerkzeuge articulirt, welche theils Namen für Dinge abgeben, theils einen Zusammenhang von unsern Gedanken bezeichnen, und durch die Annahme und Gewohnheit, Dauer und Beständigkeit erhalten haben.

Wer also etwas der Sprüche ähnliches erfinden will, muß mancherley Töne angeben und moduliren können; er muß die Nothwendigkeit oder den Nutzen fühlen, dergleichen Töne an die Dinge gleichsam zu heften, um bey Wiederholung derselben, diese in der Vorstellung rege zu machen. Da die Töne sehr oft nöthig sind: so muß der Redende sie zuerst im Gedächtniß behalten haben; er muß erkennen, daß das Wort die Sache bezeichne; die Worte und die Sachen oder Vorstellungen schnell verbinden und zusammendenken können, endlich die Fähigkeit besitzen, mehrere solcher Verbindungen schnell hinter einander vorzunehmen, wenn es mehrere Ideen sind, die er dem andern mittheilen will; wodurch die abgebrochne Sprache zur Rede wächst.

Ich glaube nicht, nöthig zu haben, diese Erfordernisse zum Erfinden und zum Reden einer Sprache zu beweisen, da sie sich auf die Erfahrung aller Augenblicke gründen, mit welcher sie

also

also leicht können verglichen werden. Ich erforsche also nur, ob Völker an sich selbst ein Vermögen zu diesen Verrichtungen haben. Aber ich will lieber herabsteigen, um deutlicher zu seyn, und erst von einzelnen Menschen reden, da der Begriff von Völkern doch nur ein collectiver Begriff von einzelnen Bewohnern ist. Man wird nicht allein hier richtig schließen können, daß das, was wenigern Menschen zukömmt, auch von Mehreren angenommen werden könne; sondern der Schluß wird bey einer größern Zahl von Menschen noch etwas gewinnen, indem, wenn nur der erste und kleinste Schritt in der Erfindung der Sprache gemacht worden, die Mehreren sich in einem Geschäfte Hülfe leisten können, dessen Nutzen ihnen das Gefühl der Dürftigkeit und alle Triebe einprägen; ja es läßt sich auch in einer Menge eher ein ver suchendes oder erfinderisches Genie vermuthen, welches zum Anfange oder Fortgange starken Beystand ertheilet. Nur Menschen muß man annehmen, welche nicht bloß Kinder sind, die durch die Jahre, in welchen sie stumm gewesen, Beobachtungen gemacht und dadurch ihren Verstand geübet haben. Ob diese also ohne Sprache eine Sprache erfinden könnten, untersucht.

Der erste Abschnitt;

und ich glaube, es zu erhärten, wenn ich zeige, daß die Sache keine Widersprüche in sich habe und auch diejenigen leicht weggeräumt werden können, welche sich inzwischen legen könnten; daß vielmehr der Satz mit seiner Idee und mit äußerlichen Umständen eine Zusammenstimmung enthalte, so daß nur im zweyten Abschnitte die Art und Weise angezeigt werden darf, wie das Factum könnte zu Stande gebracht werden.

Ich bejahe die Möglichkeit. Erstens: Die Menschen können Töne durch die Anwendung der verschiedenen Organen, die zum Reden an schlagen, moduliren und auf mancherley Art zusammensetzen. Die Thiere können schon allerley Töne angeben, wodurch sie, ihren Trieben und Empfindungen zu Folge, andre warnen, locken, reizen, Gefahren anzeigen, oder andre Bedürfnisse an den Tag legen. Wenigstens mußte der Mensch sie auch haben, insofern er eine halbthierische Natur besitzt. Stumm würde er nimmermehr geblieben seyn, wenn er auch keine vernünftige Sprache geredet hätte. So wahr er Empfindungen fühlte, so würde er Töne angeben können: denn gewisse Töne stehen mit dem

Ent

Empfindungen in genauer Verknüpfung. Die Ausdrücke der Empfindungen sind gleichsam leibliche Kinder der Natur; und ich glaube, daß sie in allen Sprachen einerley laut haben würden, wenn die Kunst sie nicht verändert, umgestaltet und zum Theil verkünstelt hätte. Aber wir müssen doch auch zugeben, daß der Mensch, wenn wir ihn gleich unter das Geschlecht der Thiere zählen wollen, doch das vorzüglichste unter ihnen sey und den ersten Rang behaupte. Hat jedes Thier seine Stimmung in dem Tone: der Mensch wird darinn etwas Vorzüglicheres, Angenehmeres und Mannigfaltigeres besitzen, wenn er vielleicht nur erst auf die Spur kommt, seine Fähigkeit in den Tönen zu kennen. Aber noch eine Stufe weiter können wir in den Schlüssen fortrücken. Der Mensch kann nicht bloß nicht geringer als ein Thier seyn, und bloße Leidenschaften, Bedürfnisse und Wirkungen des Gefühls und der Imagination auszudrücken vermögen, seine Kräfte werden sich höher schwingen können. Da er eine Gabe besitzt, seine Vernunft zu mancherley Arten und Stufen der Erwägungen anzuwenden: sollte in ihm nicht auch die Fähigkeit Statt haben, seine Vernunft und ihre Betrachtungen andern an den Tag zu legen, wovon doch das beste Mittel die Rede ist? Wollte ich noch Gründe der Religion und der Sittenlehre

lehre dazu führen: so würde die durch die Natur erkannte billige Verehrung des Schöpfers, nebst der Verherrlichung desselben bey andern, ein solches Mittel nöthig machen.

Die Sprache hat in dem Menschen keine Widersprüche zu überwinden, sie findet sogar einige Zusammenstimmungen mit seinen übrigen Umständen und Verhältnissen. Es geht nur mit unsern Fähigkeiten, wie mit den Kräften der Körper. Sie müssen rege gemacht, erweckt, aufgefodert werden: und daran wird es den Menschen durch die mancherley Veranlassungen, worinn sie sich finden, nicht fehlen. Sie werden aber auch zwentens allerley Bedürfnisse fühlen, die sie der Entdeckung einer Sprache näher bringen. Sie bedürfen Dinge, und verlangen sie von denen, die sie haben. Gesezt, daß sie vor Augen lägen, so werden sie sie mit Fingern zeigen, sie berühren, oder gar wegnehmen: allein was werden sie thun, wenn dieses nicht ist? Anfangs vielleicht alles durchsuchen, um es aufzufinden: aber auch dieses kann nicht immer geschehen. Der eine verirre sich in unbekanntern Gegenden, er begegne einem andern: die Sehnsucht des Herzens wird sich auf dem Gesichte mahlen, er wird zeigen, schreyen. Freylich noch hat er nicht das Mittel zu fragen, noch nicht

nicht Namen und Wörter erfunden: ich behaupte dies auch nicht. Aber Wünsche, Verlangen, Triebe nach Etwas, das ihm dieses Bedürfniß ersetzen kann, werden seine ganze Seele einnehmen; und es weise sich nur eine Spur dazu; er wird sie nicht verschmähen, er wird sie mit lange ernährtem Verlangen betreten und das Mittel ergreifen. Lasset uns die Geselligkeit dazu setzen, welche zwar nicht der Haupttrieb ist, indem ihn der Trieb der Selbstliebe übersteigen kann, aber welcher doch auch sehr wichtig ist. Werden Menschen nicht von derjenigen Neigung zu Kindern und Bekannten entflammt werden, welche in Thieren brennet? Wenn nicht: so setzen wir den im Uebrigen begabteren Menschen in den bessern Empfindungen unter das Thier. Er wird also mit ihnen zusammen bleiben, er wird sich ungern zerstreuen wollen. Da kein Thier ohne Noth andre seiner Art anfällt oder umbringt: sollte der Mensch andre Menschen hassen, oder nicht vielmehr von einem geselligen Gange gegen sie gelenket werden? Und nun sehe ich in ihm, auch Triebe schlagen, diese gesellige Neigung ihnen zu erkennen zu geben. Wenn zween Menschen auf einer weiten Wanderschaft zusammen gingen und keiner von beyden eine Sprache wüßte: so würden sie gewiß nicht in die Länge ohne Mittheilung wandeln; sie wür-

den, glaube ich, sich Zeichen machen, um einander erst ihre Empfindungen bey dem Schauder der Kälte, bey der mattmachenden Wärme, bey einer schönen Aussicht oder einem bestirnten Himmel zu eröffnen, und hernach ihre Schicksale zu erzählen. Es ist wunderbar, wie Kinder arbeiten und sich beynahe martern, erhaschte, oder selbst gemachte Töne zusammen zu setzen, und ihre Empfindungen und Begierden gleichsam auszubusen.

Nach diesem bestärken mich einige Gründe der Wahrscheinlichkeit, welche noch mehrere Zusammensimmung alles sonst erkannten mit unsrer Behauptung enthalten und die Möglichkeit muthmaßen lassen.

Es haben alle Völker Sprachen, und viele sind von einander sehr unterschieden. Da sie, wenn man bis zum Anfange des menschlichen Geschlechts zurückgehet, von einem Paare abstammen, woher kömmt die Verschiedenheit in den ältern und neuern Sprachen? Nothwendig von den Menschen selbst, die irgend auf eine Weise, es sey vorsätzlich oder unvorsätzlich, die vorigen Wörter, Beugungen und Fügungen veränderten. Sie konnten also genug Abwechslungen von Tönen, Namen und Wörtern und ihren Abänderungen finden: warum sollten sie denn nicht

nicht zum ersten Mahle dazu im Stand gewesen seyn? Es sey denn, daß uns wunderbar und unbegreiflich dünke, wie die Menschen auf die Idee gerathen seyn, Töne den Sachen zuzueignen und sie zur Stimme der Gedanken zu gebrauchen.

Aber außer, daß davon hernach geredet werden soll: so darf dieses eben nicht schlechterdings Verwunderung erregen. Denn wie viele Dinge haben die Menschen nicht sonst erdacht und angegeben, ohne daß man die Leiter oder Sprossen zeigen könne, worauf sie zu der Erfindung aufgestiegen sind. Große, und erstaunenswürdige Dinge haben die Menschen gleichsam aus sich geboren und allmählich ausgebildet: Maschinen, vor denen man nichts Aehnliches kannte, die Früchte einer mühsamen Abstraction, die Wirkungen eines tiefen Nachdenkens, Hypothesen von einer reinen Erfindung, weithinausgehende Berechnungen. Sollten diese Beschäftigungen kleinere Fähigkeiten, als die Erfindung der Sprachen erfordern, und diese nicht eben so gut, wie jene, durch ihre Kräfte entstehen können? Ich weiß, daß man sagen wird, jene großen Arbeiten des Verstandes seyn alle entstanden, da die Sprache schon gebildet gewesen wäre: weder sie, noch geringere, ja nicht die allergeringsten werden
her.

hervorgebracht werden, bevor die Menschen eine Sprache wissen. Vorjezt antworte ich nur, daß die Verstandeserfindungen ein zu großes Product seyn, als daß sie in der Sprache die Ursache ihrer Entstehung haben sollten; und daß von tausend, die eine Sprache reden, kaum einer das Glück hätte, mit einer Erfindung die Welt zu beschenken.

Die Menschen haben in spätern Zeiten nach dem Ursprung der Welt, die Schrift erfunden, das bewundernswürdige Mittel durch einzelne Zeichen, Töne und eine ganze Rede, zumahlen, wie Herr Lambert es in seinem Organon nennet. Diese Zeichen sind eben so willkürlich, als die Zeichen der Sprache, und gewiß eben so künstlich, wo nicht künstlicher. Zeichen für articulirte Töne zu erfinden, steht im parallelen Range mit der Erfindung zusammengesetzter Töne zu den Vorstellungen. Wie sollten denn Menschen nicht auch fähig seyn können, von selbst die Sprache zu finden, davon die Lettern gleichsam die Copien sind?

Man wende nicht ein, daß zur Schrift ein nachgemahlter Schatten die Menschen angewiesen habe. Welche Klust ist zwischen der mahlenden Nachahmung und der Bezeichnung der Töne,
wenn

wenn man auch annähme, daß man von der Bilderschrift erst auf die Zeichen ganzer Silben, und von diesen erst zu der Bezeichnung einfacher Töne hinübergegangen sey: und ich würde für die Erfindung der Sprachtöne auch ein, wie wohl eben so unvollständiges, Vorbild anführen, nämlich die Stimme der Thiere.

Die Ausbildung der Sprachen, die Verbesserung, die Form der Kunst, die man ihnen nachgehends zugetheilt hat, sind, wie wir wissen, durch den Fleiß und die Bemühungen der Menschen ausgerichtet. Mehrmalen übertreffen der Werth und das Verdienst der Verbesserungen die erste Angabe. Aber in der That, der regelmäßige Ausbau der Sprachen erfordert vorzügliche Fähigkeiten, eine ungemeine Anwendung des Nachdenkens, anhaltende Aemsigkeit. Alsdenn hat man alle einzelne Theile zu übersehen, das Ungleiche, so viel möglich ist, in ein ebenes Verhältniß zu bringen, ihnen Wohlklang und Leichtigkeit zu schenken; und sie Regeln- und Sprachkunstfähig zu machen. Und nun frage ich noch einmahl: sollte nicht der Anfang, der rohe Entwurf in ihrem Vermögen gegründet seyn können? Es ist vermuthbar. Nur muß ich einen wichtigen Einwurf wegheben, der alles dieses zernichten kann; nämlich:

„Es gehört zur Erfindung der Sprache der Gebrauch der Vernunft; diesen verleihet nur die Sprache; die Sprache ist ein Mittel, dazu zu gelangen. Ohne Sprache wird man nicht vernünftig denken. Es hilft also nichts, daß ich die Menschen, meine Erfinder der Sprache, schon in einigem Gebrauch des Verstandes aufstelle; man leugnet denselben ihnen ab, weil sie nicht reden.“

So nachtheilig dieser Einwurf allen Gründen für die Möglichkeit einer zuerfindenden Sprache werden kann: eine so angenehme Bahn öffnet er zu der nützlichen Betrachtung über den gegenseitigen Einfluß der Sprache und des vernünftigen Denkens. Kann der Verstand nicht, ohne den Besitz der Sprache sich zum Gebrauch nützlich machen oder auswickeln? Muß der Mensch ohne Sprache beständig ein Thier bleiben?

Man muß zugeben, daß der Verstand des Menschen sich langsamer und mit mehrerer Mühe entwickeln werde, wenn er die Dinge nicht zu benennen weiß, wenn er von andern keine Vermehrungen in der Erkenntniß sammeln kann; und die Dinge nicht durch ihre Namen zu unterscheiden, nicht durch Hülfe derselben, ihrer
sich

sich zu erinnern vermag. Die Sprache mache uns das Denken deutlich, wenn sie gleich nicht dasselbe vermehret; wie, wenn man eine Summe Geldes ordentlich überzählet und ihre Einheiten und Zehner unterscheidet, man mehrere Gewißheit und Deutlichkeit von dem Betrage erlangt und sich seltner verwirret. Ja man hat ein Mittel mehr, sich der Dinge zu erinnern, wenn man nicht blos die Bilder und Begriffe derselben, sondern auch ihre Namen im Gedächtnisse verwahret hat; und wie viel nützt es nicht, eine Sache leichter zu behalten, wenn man sie auf vielerley Weise und durch mehrere Fähigkeiten sich eindrücken kann. — Schon dadurch, daß jemand die Sprache gefaßt hat, hat er seine Seele beschäftigt, das Gedächtniß geübt, sein Bewußtseyn sowohl das simple als das mit Erwegung oder Reflexion verbundene geschärft, sich zur Schnelligkeit im Denken und Zusammendenken mehrerer Dinge gewöhnet. Er setzt diese Übung im Denken täglich fort, weil er andern seine Gedanken mittheilt, und andre ihm die ihrigen zur Vergeltung geben. Wer der Sprache entbehret, büßet viele von den Einsichten ein, welche von andern nur durch die Sprache erhalten werden, dergleichen Urtheile, Beweise, Vernunftschlüsse sind, und er kann die seinigen auch nicht vor-
tra-

tragen. Oft wird er lange, oft immer dessen entbehren müssen, was durch den Umgang, was von andern erlernt wird, ihrer Erfindungen, ihrer Wahrnehmungen. Rousseau sagt recht *): Man bedenke, wieviel Begriffe wir erst durch den Gebrauch der Rede erlanget, und wie sehr die Sprachkunst unsern Verstand geübt und seine Wirkungen erleichtert hat.

Aber dem ohngeachtet kann noch nicht behauptet werden, daß gar kein Gebrauch des Verstandes erlanget werden könnte, wenn man seine Ideen nicht mit Worten auszudrücken wüßte. Es darf die Vernunft nicht blos methodisch, wenigstens nicht blos nach der jetzigen Methode gebildet werden. Man lege jemanden allerley Gegenstände zur Beschauung vor Augen, oder z. im Eindruck in die andern Sinne; man führe ihn in die großen Theater der Natur und der menschlichen Kunst; er betrachte hier die Dinge in ihren Theilen und derselben Zusammensetzung, ihrem Gebrauch und ihren Wirkungen; er betrachte sie oft, er betrachte sie lange; er drucke sie seinen Sinnen ein, und fülle damit reichlich seine Einbildungskraft. Es werden die Erwägungen des Verstandes sich nicht von ihm ent-

*) In der Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. S. 67.

entfernen; er wird bald allgemeine Begriffe durch die Vergleichung der ähnlichen abziehen, bald die unähnlichen unterscheiden; bald den Zusammenhang einsehen, und Folgerungen schaffen, so wie es ihm nöthig dünkt. Kurz, er wird Ideen sammeln, ohne sie zu nennen; und denken lernen, ohne daß jemand es ihm erklärt hat, und er es selbst jemanden berichten kann. Nein! Stumm, sprachlos könnte wohl ein Mensch heißen, wenn er nicht mit der Sprache beglückt wäre; aber zum Thiergeschlechte darf man ihn noch nicht herunterstürzen. Wenn er es gleich nicht durch Worte an den Tag legt, so vermag er doch für sich zu handeln, so wie mancher Philosoph, ganz Denker, sich im Zimmer verschließt oder vor sich peripatetisiret und kein Wort aus seinem Munde gehen läßt. Indessen giebt es Völker mit einer reichen Sprache versehen, welche übrigens sehr an Einsicht oder Wissenschaft darben, weil ihnen Gelegenheit oder Ermunterung entzogen sind, ihre Geister aufzuklären. Sollte denn die Sprache an sich, dies Mittel, andern seine Gedanken mitzutheilen, welche also vorausgehen müssen, uns zu jenen Vollkommenheiten des Denkens schlechterdings behülflich seyn?

„Wir lernen, sagt ein gelehrter Mann^{*)}, nur langsam und mit Mühe die ähnlichen Dinge unterscheiden, welche wir nicht zu nennen wissen. Wohl! wir werden durch die Sprache einige Hülfe erlangen. Aber müßten wir nicht immer einige Merkmale in den ähnlichen Dingen kennen, um ihnen unvertauscht die Namen beizulegen? Gewiß, wenn Dinge so ähnlich wären, daß sie gar keine charakteristische Merkmale hätten, so werden die Namen vergebliche Kennzeichen der Dinge seyn.

„Die Eindrücke der Sinne dauern nur einen Augenblick; durch die Namen ruft sich der menschliche Geist ihre flüchtigen Bilder zurück. Die Erfahrung lehret, daß dieses nicht immer Statt finde. Wenn die Eindrücke der Sinne sehr stark gewesen, und durch die Aufmerksamkeit oder Wiederholung festgewurzelt sind, so wird

*) *Michaelis de l'influence des opinions sur le langage.* a Breme 1762. S. 69. Ce n'est qu'avec peine et avec lenteur que nous apprenons à discerner les choses semblables que nous ne savons pas nommer. Les impressions des sens ne durent qu'un instant; et c'est par les noms qui leur sont attachés, que l'esprit humain rappelle leurs images fugitives.

wird das Bild wiederkehren, wenn gleich der Name verlöschet ist.

„Man denkt doch vermittelst der Worte. Man denkt, weil man uns von den ersten Athenzügen der Kindheit an, das Denken vermittelst der Sprache einzulösen, bemüht gewesen ist, und wir jetzt an dieses Band so gewöhnet sind, daß die Worte sich, ohne daß wir es oft wollen, an die Seite der Gedanken anschließen, oder sie in sich einhüllen. Es giebt aber noch Fälle, wo wir entweder mit der Einbildungskraft oder mit einem reinen Urtheil uns Dinge, ohne Worte, denken; wenn wir entweder noch die Worte dazu vermiffen, oder die Lebhaftigkeit der Vorstellung die Klarheit der Worte besieget. — Und vielleicht leiden wir bey den Vortheilen, die wir durch die Worte gewonnen haben, jetzt den Schaden, daß wir von der intuitiven Erkenntnißart zu sehr abgelenket worden sind.

Man hat jetzt zum Merkmal des erlangten Gebrauchs der Vernunft angenommen, wenn die Kinder die erste Sprache reden lernen. Es ist wahr, daß sie alsdenn zum Besiz der Erwägung gelanget sind; aber vielleicht haben sie diese Gabe nicht durch die Erlernung der Rede selbst

als vielmehr durch die Menge der Sachen und Begriffe, welche von den Worten ausgedrückt werden, erhalten. Denn finden wir nicht genug Jünglinge, welche bey vollkommen gefasster Sprache die tiefste Unwissenheit verrathen, wenn ihnen von den Wörtern, die sie hörten, keine Aufklärung war gemacht worden?

Süßmilch hat in seiner Abhandlung von dem Ursprunge der Sprache zwey Exempel zur Bestätigung angeführt, daß man ohne Sprache sich keine Vernunft erwerben könne. Ein Knabe, der in den litthauischen Wäldern sich verirret, und einige Zeiten daselbst zugebracht hatte, war sich des Zustandes nicht bewußt, da er in dem Walde gewesen. Wir müssen dergleichen Geschichten nach der Aussage und Nachricht beurtheilen, die davon aufgesetzt werden. Er hatte für sich seine Vernunft nicht gebildet: Aber etwa deswegen nur, weil er allda keine Sprache lernen konnte? Warum nicht auch daher: weil seine Vernunft nicht Gelegenheit und Antrieb gehabt hatte, ihre Fähigkeit zu üben? Man denke sich einmahl seine Lage. Er verirrete von der Gesellschaft der Seinigen in die Einsöde der Wälder. Natürlicher Weise folterten im Anfange Angst, Schrecken und Furcht sein Gemüth. Allmählich ward es gegen die Gefahr

ren

ren abgehärtet; und er beruhigte sich nur, Nahrung zu finden, um den Zorn des Hungers in sich zu stillen. Diese Begierde war die stärkste in ihm, die übrigen Fähigkeiten verwilderten; und er ward, ohne Gelegenheit, etwas anders zu denken, ganz Sinnlichkeit. Denn es ist ja ausgemacht, daß, ohne Gelegenheit der Uebungen des Verstandes, man ganz sinnlich werden, beynah, daß ich mich des Ausdrucks bediene, verkörpern, und die Erwägungsfähigkeit verlieren könne, welche dem Menschen einen Rang über die Thiere giebet; wie Leute die Gabe der Meditation ausziehen, wenn sie sich zu bloßen Nachfolgern der andern eine Zeitlang gemacht haben. Man kann beynah vermuthen, daß er vorher, ehe er in dies Schicksal gerieth, auch nicht die mindeste Anleitung des Verstandes genossen habe: Wenigstens ist uns diese Sache unbekannt. Und wessen sollte er sich von seinem vorigen Zustande erinnern, als sinnlicher Dinge? Die Thiere, vor denen er sich gefürchtet, ihre Läufe, ihre Gesechte, und die Speisen, die er gesucht, wird er sich auch nachgehens haben vorstellen können. Denn die Einbildungskraft wird in ihm nicht verschwunden seyn, da sie bey den Thieren fortdauret.

C 3

Ein

Ein Stummer und Tauber hat die Carimonien in der Kirche nachgeahmt; aber da er zum Gebrauch seiner bisher ihm mangelnden Sinne gelangte, hat er gestanden und auch an den Tag gelegt, daß er keinen Begriff von Gott, von der Seele, von der Moralität der Handlungen und den heiligen Dingen sich gemacht und besitzen habe. — Allein sollte dieser Unglückliche auch von der Bedeutung der heiligen Gebräuche sich selbst haben belehren können: so müßte er benähe die geoffenbarten Religionswahrheiten erfunden haben. — Man kann leicht glauben, daß solche Personen sich über die gehabten Begriffe, wenigstens nicht sogleich, werden erklären können, bis sie dieselben in die Worte der neuerlernten Sprache einzukleiden wissen.

Ueberhaupt kann aus einem Beyspiel über eine so wichtige Sache nichts Gewisses gefolgert werden. Wer beweiset es, ob diese Personen nicht mehrere Begriffe von dem Urheber aller Dinge, und von dem, was rechtmäßig ist, auch durch sich selbst und ohne Sprache hätten erlangen können, wenn sie mehrere Aufmerksamkeit bewiesen hätten? Deswegen kann noch nicht geleugnet werden, daß auch andre nicht durch bessere Anwendungen ihrer Seelenkräfte darauf wären geführt worden. Denn beharren viele
nicht

nicht bey dem Reichthum in der Sprache, arm an Erkenntniß der Moral und an den Betrachtungen über das göttliche Wesen? Und sind nicht sprechende Völker, wegen des Mangels an Naturerkenntniß, ohne Namen und Ideen von Gott geblieben, wie die Grönländer und Californier? Wenn der Unterricht der Sprache dies alles uns gäbe; so müßten die Grundsätze und Maximen der Vernunft, Grundsätze der Sprache, nicht der Ueberlegung oder der Tradition und des Unterrichts heißen. Und o elende Sterbliche, welchen die Natur das Ohr lähmte, oder seinen Nervengang nicht öffnete! was soll man von eurem Schicksal denken, wenn ihr Menschen seyd und übrigens es zu seyn scheint, aber durch kein eignes Nachdenken, Begriffe von Gott und dem Rechtmäßigen, sie mögen so dürstig seyn als sie wollen, euch bereiten könnet?

Man hat in der That Exempel von Gehör- und Sprachlosen, welche, da sie in dem Umgange mit Personen und dem Anschauen vieler Dinge zahlreiche Vorstellungen gesammelt haben, merkliche Wirkungen des Verstandes zeigen; und ich kenne selbst eine Person, die von den ersten Wochen ihres Lebens an das Gehör verloren und keine Sprache gelernet hat, welche
E 4 von

von jeglicher Sache sich zu jedermanns Bewunderung unterscheidende Charactere gemacht hat, und sie durch Zeichen an den Tag legt. Manche haben hernach ganz eigne und merkwürdige Vorstellungen angegeben, welche sie sich in dem mangelhaften Zustande ihrer Sinne gebildet hatten. Ingleichen haben Blindgeborne, wenn sie durch eine wohlthätige Hand aus der Finsterniß zum Licht erneuert worden, voll von dem, was sie bey dem ersten frohen Anschauen bemerkt hatten, nicht Worte finden können, ihre Vorstellungen auszulegen, weil ihnen die Sachen und Namen bisher unbekannt gewesen waren.

Sollte man denn nicht auch vermuthen können, daß eine menschliche Seele auch, ohne die künstliche Cultur, schon einen Vorzug vor den thierischen Seelen haben? Sollte sie ganz leer von Urtheilen seyn? Schon ein Kind urtheilet nach seiner Lage, fürchtet sich z. B. vor dem Licht, von dem es gebrannt worden, oder jauchzet über ein Geschenk, dessen Anmuth es kennen gelernt hat.

Lasset uns zu dem Thema zurückkommen: lasset uns annehmen, daß die Menschen Augen und andre Sinne beschäftigten, daß sie Erfahrungen und Versuche mit mancherley Dingen wagten,

wagten, und die Aufmerksamkeit fleißig walten ließen: so werden sie Fähigkeiten genug haben, den Grund zu einer Sprache zu legen und davon die ersten Linien zu ziehen. — Von den Fähigkeiten rede ich jetzt nur, — und von einer Sprache, so wie sie im Anfange ist, klein, unregelmäßig und unvollkommen. Zu diesem Embryon ist nicht ein hoher Grad eines ausgebildeten Verstandes; nicht der vollkommene Gebrauch, den wir jetzt haben, nothwendig. Wer eine Sprache sogleich im Ganzen und in seiner ganzen Vollkommenheit erschaffen will, muß mit ausgebreiteter Einsicht, mit großen Fähigkeiten des Wizes, mit tiefer Beurtheilungskraft und mit unüberwindlicher Arbeitsamkeit ausgerüstet seyn. Aber wer nur die ersten Worte angeben soll, muß auch Vernunft äussern; aber er darf keine so große Anwendung davon erschöpfen. Jener muß weitläufige Pläne vorher entwerfen, wie er, nach der Unterordnung der Dinge, auch die Worte von einander abstammen lassen, und in den Beugungen und Endungen eine Gleichheit beobachten wolle. Dieser ist darüber nicht bekümmert. Beyde haben sich Absichten vorzulegen; nur die Absichten des letzten sind einfach. Selten haben in einer Sache die ersten Erfinder alle Zwecke vor Augen: sie werden ihrer öfters erst in dem

Gebrauch kundig. Und da in keiner der bekannten Sprachen alle vortheilhafte Absichten, z. E. der Bestimmtheit, der Leichtigkeit und des Bezeichnenden erfüllt worden: so ist ihr Aufbau gewiß nicht mit der vollen Einsicht vorgegangen, welche von manchen Weisen zu der Erfindung der Sprache für erforderlich angesehen wird.

Die Thiere erfinden keine Sprache; sie erlernen bey aller Gelegenheit, die ihnen von uns dargeboten wird, keine: was mangelt ihnen denn für Fähigkeiten? Es ist nicht der Ort, eigentlich und weitläufig die Natur ihrer Seelen zu untersuchen: aber so weit muß ich diese Materie berühren, als sie zur Erläuterung der Frage dienen kann. Ich halte dafür, daß man schwer die eigentliche Zahl und den bestimmten Grad von den Fähigkeiten der Thierseelen ausmachen werde. Man müßte die fähigsten aus der ganzen Thierwelt zum Maas nehmen; und vielleicht kennen wir diese noch nicht in ihren Vorzügen. Sie können zu den fremden, zu den wilden gehören: und wir sind außer Stand, die gehörigen Beobachtungen mit ihnen vorzunehmen. Aber gewiß ist es doch, daß sie nicht Verstand besitzen. Das, was Wirkung eines Verstandes zu seyn scheint, die künstlichen Bewegungen

wegungen und Arbeiten sind Folgen eines Triebes, mit welchem die Natur sie versehen hat, und dem sie folgen, ohne darüber nachzudenken und Gründe zu den Berrichtungen zu haben. Dieses haben andre unwidersprechlich dargehan, und Reimarus hat sich dadurch verowigt. Ihre Fähigkeiten sind blos sinnlich, und reichen blos auf das Sinnliche; und auch diese sinnlichen Kräfte haben nicht die Höhe, nicht den ausgebrehten Kreis, als eben dieselben bey den Menschen. Daher kann man nicht sagen, daß diejenigen Kräfte der Seele, welche wir die untern nennen, schlechterdings den Thieren mit den Menschen gemein wären. In den Menschen treten diese Kräfte meistens mit den obern Fähigkeiten, nemlich des Verstandes und der Erwägung zusammen: aber bey den Thieren höret die Grenze der untern Kräfte da auf, wo und in so fern der Verstand wirken muß; wo Ordnung und gröfse Deutlichkeit nöthig sind, wo Reichthum und Wichtigkeit sich anfangen würden. Lasset uns das Gedächtniß betrachten: auch die Thiere zeigen es an sich, aber es erstreckt sich nur auf die sinnlichen Dinge; und auch von diesen nur auf wenige, auf einzelne, nicht zusammengesetzte: so wie Menschen, die kein großes Gedächtniß haben, nur wenige Dinge und schwer behalten können.

Diese

Diese Beschaffenheit der Fähigkeiten in den Thieren kann sehr zuverlässig aus dem Mangel der Sprache bey ihnen erkannt werden. Wer eine Sprache lernen will, muß den Mund und seine Werkzeuge, die Zunge, die Lippen, den Gaumen, ja selbst die Nase auf allerley Art leicht gebrauchen können, um die Töne heraus zu bringen, die ein Wort ausmachen; (denn ein Wort setzt sie oft alle zusammen in Bewegung;) und hiezu gehört das Vermögen eines willkührlichen Gebrauchs der Sprachwerkzeuge, und eine Aufmerksamkeit auf andre, wenn sie reden. Er muß ferner, deutlich oder undeutlich, durch den Verstand oder auch nur durch die Einbildungskraft, sich bewußt seyn, daß das gehörte und erlernte Wort ein Zeichen von einer Sache und zwar von dieser, nicht von einer andern sey; er muß fähig seyn, schnell Worte und Sachen zusammen zu fassen, ja endlich einen Umfang von Fähigkeit haben, viele Dinge eben so klar im Gedächtniß zu behalten und zurück zu rufen, wenn man eine Rede erschaffen will, die aus vielen Worten und Sätzen besteht. Den Thieren fehlt es entweder an jener Aufmerksamkeit, auf die Bewegung der Sprachwerkzeuge bey uns acht zu geben, oder an dem Vermögen, leicht die Theile des Mundes in Bewegung zu bringen. Langsam und nach un-

dross-

drossenen Versuchen führt man einige Thiere, die etwa einen uns ähnlichem Organismus, nebst aufmerksamen Gehör, besitzen *), so weit an, daß sie den Gaumen und die Zunge zum begrifflosen Nachsprechen des einen oder des andern Worts, welches dem ohageachtet selten rein und vollkommen ist, anwenden. Daß das Wort etwas bezeichne, das werden wir ihnen nie in die Seele bringen, noch weniger, was es bedeute. Wenn die Theile ihres Mundes einmahl auf die Wendung gerathen sind, werden sie ihn öfterer auf diese Art zusammen falten, und der Schall des Worts wird erfolgen, wie der Ton der Pfeiffe; er wird uns belustigen und uns künstlich dünken, wenn er zu einer gegenwärtigen Gelegenheit passend kam; uns verdrüssen, wenn er ungelegen oder unschicklich ausbrach.

Eben so sehr fehlt ihnen die höhere Fähigkeit, zwey Dinge, dergleichen Gedanken und Worte sind, zu gleicher Zeit zu vereinigen. So schnell ihr Körper sich bewegt und so weit er an Behendigkeit den menschlichen hinter sich lassen mag:

so

*) Plinius in Hist. nat. L. X. c. 42. leitet das Reden gewisser Thiere von der breitem Zunge: Verulam in Sylva silvarum Cent. III. n. 239. von der genauern Aufmerksamkeit her.

so langsam und kriechend geht es mit ihnen, wenn ihnen einige Vorstellungen sollen beygebracht werden. Man kann die Pongo's gewöhnen, auf einen Klang der Stimme aufzuwarten. Wenn man ihnen oft den Schall vorgerufen und die Handlung dabey gewiesen hat: so wird die Einbildungskraft bey dem Schall gewöhnet: aber sie würden vielleicht eben sowohl durch die Zeit folgsam gemacht werden können, wenn wir ihnen einen leeren Ton und nicht wahre bedeutende Worte vorgesagt hätten. Eher sind vielleicht Affen im Stande, den Unterscheid zweoc Farben wahrzunehmen; der einen, als der weissen Farbe der Menschen vor ihrer gelbern einen Vorzug zu geben, und dadurch einen sinnlichen Geschmack zu äussern, weil sie nicht leiden sollen, daß man ihnen ins Gesicht sehe, als schnelle Vergleichenungen zwischen zwey Dingen anzustellen. Aber es bleibt in allen gelehrigen Thieren nur immer bey sehr wenig Worten, und der Kreis ihrer Vorstellungen muß sehr enge seyn. Man darf sie nicht überhäufen, man wird eine unfruchtbare Mühe verschwenden, gleich als bey Menschen von schwerfälligen und schwachen Fähigkeiten. Gesetzt: wir legten also, außer den Sinnen und der Einbildungskraft und dem künstlichen Triebe, durch besondre Wahrnehmungen bewogen, ihnen

ihnen eine Art von Bewusstseyn und Erwägung, diese Zweige des Verstandes, ja Wik, Abstraction und Gedächtniß bey: so würden ihre Gegenstände doch nur einige grobe und sinnliche seyn. Die Fähigkeiten würden für gar nicht hoch und geläufig, oder für weitfassend und fruchtbar können angerechnet werden. Wie sehr aber übergeht hierinn der unfähigste Mensch dasjenige Thier, das bey uns den Ruhm des gelehrigsten führet, theils durch das eigentliche Denken und die allgemeinen Begriffe; theils durch die mehrere Schnelligkeit im Zusammendenken; theils durch das Vermögen, seine Vorstellungen zu bereichern; theils durch den weitern Horizont und die grössere Zahl der Gegenstände? Und dieses ist die Ursache, daß der Unbegabteste von uns eine Sprache lernet, da das gelehrigste Thier keine fasset, noch weniger erfinden kann. Zweyter Abschnitt folgt im künftigen Stücke.



III.

B r i e f e

veranlaßt durch des Herrn Predigers
Eberhard in Berlin

neue Apologie des Sokrates oder Un-
tersuchung von der Seligkeit der
Heiden.

Erster Brief

von dem Plan Gottes im Reiche der
Gnade.

Sie schreiben, daß das Werk des Herrn Eberhards: Neue Apologie des Sokrates, welches sich durch einen philosophirenden Scharfsinn und einen Reichthum ausländischer Belesenheit auszeichnet, in den Einwürfen, welche darinn gegen die Zurechnung des Falls Adams, die Erbsünde, die Genugthuung Jesu und die übernatürlichen Wirkungen des heil. Geistes, nebst einigen andern benläufig berührten Lehren gemacht werden, Ihre Aufmerksamkeit erregt habe: und Sie verlangen von mir die Eröffnung meiner Gedanken. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß die darinn enthaltenen Zweifel keinesweges so neu seyn, daß sie nicht von der größern Zahl der protestantischen Gottesgelehrten gekannt und beantwortet wor-

worden wären, und Herr Eberhard leugnet dieses auch so wenig, daß er vielmehr erzehlet, und Zeugnisse anführet, als überall seine eigne Meinung zu behaupten scheint. Da die bezweifelten Lehren eine sichere Gründung in den göttlichen Büchern haben: so ist es nur nöthig, daß man sie sich in dem Zusammenhange vorstelle, worinn sie Gott weder unanständig, noch den erkannten Wahrheiten widersprechend erscheinen werden, welches Herr Eberhard gemeynet hat, S. 83, 105. Erwarten Sie also keine Widerlegung von dem Buche des Hrn. Eberhards. Ich will Ihnen nur denjenigen Abriss vorzeichnen, worinn ich die Weisheit und Nichtigkeit der Lehren, welche die heilige Schrift deutlich genug vorgetragen hat, in meinem Gemüthe verchre, und ich werde dieses in drey Briefen zertheilen. Der jetzige wird den Entwurf von dem Verfahren Gottes zur Wiedervereinigung der Menschen enthalten. Der folgende soll die Wirkungen des heil. Geistes, so den Menschen bessern, erklären; und der dritte wird sich in das Gericht Gottes wagen, und die Seligkeit der Heiden hoffen, sowie den Sokrates vor den Menschen vertheidigen.

Der Urheber der Welt, welcher sich nicht
allein durch seine Werke, sondern auch durch
D wörtlich

wörtliche Offenbarung den vernünftigen Geschöpfen als einen einzigen bekannt gemacht hat redete sehr bald von zwey andern, welche er sich gleichsam zugesellte und mit sich vereinigt hätte, und durch welche er gewisse Handlungen zur Wohlfahrt der vernünftigen Geschöpfe auf der Erde ausrichte (und vielleicht noch besondere Absichten auf andern bewohnten Weltkörpern vollbringe). Da Gott überhaupt in den Offenbarungen von ihm stufenweise fortschritt: so hat er diese Bekanntmachung seines Wesens anfangs nicht so deutlich und unverdeckt den Menschen mitgetheilt, indem sie bey aller Unbegreiflichkeit, die ihr beywohnen muß, die sinnlichen Erdbewohner leicht auf Abwege führen konnte. Es fehlt aber selbst in den ersten Unterredungen Gottes mit den Menschen nicht an Erwähnungen des zweyten und dritten in der Gottheit, die zwar an und für sich, ohne eine Persönlichkeit zu verstehen, konnten erklärt werden, aber durch die nachmaligen Belehrungen ihre völlige Auslegung erhalten.

Die ersten Menschen hatten um sich viel zu sehen, zu hören, zu genießen. Die Fähigkeiten ihrer Sinne wurden mehr angewandt und gelenkt, als die Geisteskräfte; und, um vor ihnen ein Denkbild der Abhänglichkeit von einem

nem unsichtbaren Wesen aufzurichten, gab er ihnen ein Gebot, welches ihrer Sinnlichkeit gemäß war. Er verbot ihnen, bey der Vergönung alles übrigen Genusses, ein Einziges. Die Schrift nennt es die Frucht eines Baumes; und es ist keine Ursache, dieselbe allegorisch zu erklären. Es war ein sehr leichtes Verbot, der Baum vielleicht nicht außerordentlich; vielleicht auch an sich nicht schädlich. Die Einwendungen, die gegen den Fall pflegen gemacht zu werden, sind zu bekannt und oft widerlegt: unter andern, warum Gott diese Probe gefodert; warum er den Fall nicht verhindert; warum er nicht grössere Kräfte verliehen habe, da es doch auf die Anwendung, nicht auf den Grad der Kräfte ankomme. Ueberhaupt ließ Gott den Fall lieber bey der ersten Person, als bey einem ihrer Nachfolger zu, um die grössern Unordnungen zu verhüten, welche er bey spätern Versündigungen vorher sahe. Die Folge des Falls bestand in dem zeitlichen Tode, und weil Verbrecher als Verbrecher nicht selig werden können, nicht minder in dem ewigen; welche Strafe Gott ihnen vermuthlich umständlicher wird erklärt haben. Aber zwei Hauptfolgen flossen auf die Nachkommen. Die erste: Die Verpflichtung, in welcher Adam gegen Gott stand, der Befehl desselben nebst

der Verheißung und Drohung sind als ein Bund zu betrachten; und die Uebertretung desselben wird von Gott als Richter den Nachkommen zugerechnet; aber nicht sie jener Sünde wegen zu verdammen (wie Gott es absolut könnte), sondern um ihnen durch eine andre Zurechnung, nämlich der erworbenen Gerechtigkeit des Erlösers, die Wiedererlangung aller Glückseligkeit zu verschaffen. Die Art des Antheils an jener Sünde wird durch die Art des Antheils an einer fremden Bestrafung und Erwerbung in ein kläreres Licht gesetzt, Röm. 5, 12-19. Jene ist uns weniger bekannt, da sie eine Sache der göttlichen Gerechtigkeit ist: diese ist uns vollständiger offenbaret, weil sie der Menschheit erneuerte Wohlfahrt angehet. Dieser Uebergang des adamitischen Verbrechens auf jeden Abkömmling mag die Erbsünde genannt werden; und man muß von ihr die zweyte oft mit jener unrechter Weise vermischte Folge unterscheiden, nämlich das moralische Verderben, oder die überwiegende Neigung zum Sündlichen, welche die Frucht der Fortpflanzung ist.

Die erste Folge ist durch die Zurechnung gehoben, und die zweyte soll durch die Wirkungen des Geistes Gottes und unsre redlichen Bestrebungen gehemmt werden.

Aber

Aber kann Gott nicht, ohne jenem System der Zurechnung zu folgen, aus bloßer Güte vergeben und Heil wiederfahren lassen? War denn die Veranstaltung einer fremden Erlösung so nothwendig? — Wir müssen uns Gott nicht als eine Privatperson, nicht als ein von einem Einzelnen oder Wenigen beleidigten großmüthigen Menschen vorstellen; wir müssen gedenken, daß er der allgemeine Gesetzgeber der Welt sey, dessen Gesetze unveränderlich aufrecht gehalten werden müssen, und dessen Wille, daß sie beobachtet werden mögen, sammt seiner heiligen Gerechtigkeit vor aller Welt herrlich bleiben, eine Ermunterung zur Tugend, und eine Abhaltung vom Laster seyn soll. Darum veranstaltete Gott ein Mittel, worinn durch Erleidung der Strafen von einer fremden Person, die Gerechtigkeit Gottes für diejenigen versöhnt wurde, welche die Gnade des Höchsten aufrichtig wünschen.

Jetzt sehen wir eine von den Ursachen, warum der Ewige einem Zweyten sein göttliches Wesen gegeben habe. Nämlich dieser Zweyte war derjenige, durch welchen er manche Verrichtungen auf der Erde vollführen ließ, und der hernach zur bestimmten Zeit sein Wesen mit einer übernatürlicher Weise bereiteten menschlichen Natur verband, um Genugthuung zum

D 3

Be-

Besten der Welt zu schaffen, die gesündigt hat. Diese außerordentliche Person war nach und nach in ihren Lebensumständen angemeldet worden. Die Religion des Volks, welchem Gott seine Offenbarungen anvertraut hatte, unter welchem die Begebenheit vorgehen und von welchem sie bekannt werden sollte, war für die moralische sinnliche Denkungsart desselben eine erklärende Abbildung von dem Versöhnungsgeschäfte durch den Messias: und es würden ihre Einrichtungen nicht so wunderbar gemacht worden seyn, wenn sie nicht auf das wunderbare System der Erlösung Gottes mit den Menschen eine Beziehung gehabt hätte. Die ganze Anordnung von den Opfern hat keine nützliche Absicht, wenn dieselben nicht eine Abbildung von der blutigen Versöhnung der göttlichen Gerechtigkeit geben. Taylor, dem viele folgen, sagt: sie versöhnten, weil die opfernde Person Gott eine bußfertige Gesinnung darbrachte, und auf die Zukunft Gehorsam versprach: aber konnte, ja mußte der Opfernde dieselbe nicht auch ohne die Opfer haben? Ja, damit in dem Leben des Erlösers einige besondere Begebenheiten von Zeitgenossen und Nachkommen nicht als unglaublich möchten verworfen werden, wurde die jüdische, und vielleicht auch die heidnische Welt durch einige Personen vorbereitet, deren Lebensumstände nicht

nicht weniger außerordentlich waren, die man persönliche Vorbilder nennet.

Die Sache beruht auf deutliche Sprüche des Alten und neuen Bundes, daß sie also nicht weiter in Zweifel gezogen werden könne, daß Jesus Christus für die Menschen den Tod als das Ziel seiner Leiden erduldet habe *). Was man also dagegen einwendet, betrifft das System, welches Gott gegen die Menschen beobachtet hat; und dieses ist ohne Zweifel wunderbar, keinesweges aber Gott unanständig oder unvernünftig. Vielmehr mußte man, wenn diese Lehre von der Genugthuung durch eine fremde Person nicht in der Bibel so gegründet wäre, wie es in der That ist, sie für die Erfindung des größten Genies ansehen. Der Einwurf,

D. 4

*) Herr D. Ernesti hat diese merkwürdige Worte in seiner neuesten Biblioth. 2 B. S. 634. In der heiligen Schrift finden wir für unsre Person, z. E. die Genugthuung Jesu für die Sünden der Menschen, so klar, als die Auferstehung der Todten und ein anderes Leben nach dem gegenwärtigen; und wir getrauen sie uns, exegetisch so klar zu beweisen, daß wir jedem Troß bieten wollten, unsern Beweis grammatisch zu widerlegen. Wir wissen auch kein Stück von der ganzen socinianischen Lehre, darinn sie uns so stumm vorkommen, als in diesem.

wurf, daß also Gott sich selbst versöhnt habe, ist kein Einwurf, denn er enthält nichts weiter, als, Gott sey der Urheber der befriedigenden Veranstaltung, und sein Sohn der Vollführer dieses versöhnenden Rathes gewesen. Der Erlöser war unschuldig: aber er ertrug auch ein Leiden nicht für Einen, sondern für Unzählige, und er ertrug es freywillig. Daß die Menschen nicht durch fremde Strafen gebessert werden, widerlegt die tägliche Erfahrung *). Am meisten muß man sich vor der unnöthigen Meinung bewahren, daß zwischen den Versündigungen und der Genugthuung das genaueste Gleichmaaß Statt finden müsse. Der Ausdruck Genugthuung hat, weil man bey den Silben genau verharrete, diese Meinung veranlaßt. Aber wie wäre es möglich gewesen, das Gleichmaaß abzumessen? Und wozu war es auch nöthig? Da die ganze Veranstaltung Gnade ist: so durfte nur ein Beweis von der Unverleslichkeit der Gerechtigkeit Gottes gegeben werden: wir dürfen uns aber nicht mit der Unendlichkeit der Befriedigung martern wollen. Genug, daß Gott versöhnt ist, das heißt, daß die

*) Herr Generalsuper. Jacobi in Zelle, hat diese Frage in den neuesten Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Religion sehr wohl beantwortet.

die Gnade der göttlichen Vergebung und die Seligkeit des Himmels wieder erworben sind. Der Mensch, der als Sünder nach dem Gesetze sterben muß, erlangt die Gnade, daß er nicht sterben dürfe. Gott fodert auch, vermöge dieser Genugthuung, von ihm keine vollkommene Heiligkeit. Wenn er das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste verleugnet, und sich der Heiligkeit befließigt, soll er Antheil an der Gnade Gottes und der Seligkeit haben.

Dies ist der Entwurf, nach welchem mir das System unsrer heiligen Religion anständig und verehrungswürdig erscheint: doch ein bloßer Entwurf, welchen ich einst weitläufiger auseinander setzen werde. Ich bin 2c.

Zweyter Brief.

Von den Wirkungen des heiligen Geistes.

Mein voriger Brief blieb bey demjenigen stehen, was die Güte und Weisheit Gottes gethan haben, um der sündigenden Welt, ohne Nachtheil der Beständigkeit der göttlichen Gesetze und ohne Nachtheil der Ehre der göttlichen Gerechtigkeit, Versöhnung und Glückseligkeit wieder zu schenken. Meine Vernunft weiß sich

kein milderes und beruhigenderes System vorzustellen; kein System, das gemäßer den Menschen ist, die mehrern Hang zum Bösen als zum Guten auf die Welt bringen, und welches es schwerer wird, das Böse abzulegen als das Gute anzunehmen. Was konnte aber Gott von Menschen, die sich selbst ohne Vermögen zur Vergütung fühlen, und die durch eine fremde dargebrachte Versöhnung wieder begünstigt werden sollen, eigentlicher verlangen, als, wenn man die Pflichten in eine Summe bringen will, glauben, oder vertrauen? Dieses ist der Mittelpunkt alles dessen, was der Mensch in sich annehmen, und aus welchem alles Uebrige entspringen muß. Es ist nicht zu leugnen, daß die Predigt des Glaubens in der heil. Schrift auch einen weitläufigen Sinn und die ganze Annahme der christlichen Religion in sich schließt: denn wie unerwartet wäre es den Juden und Heiden vorgekommen, wenn man ihnen zugerufen hätte, daß sie Vertrauen haben sollten? — sondern man mußte zuerst sie lehren, die christliche Religion anzunehmen. Man kann daher wohl behaupten, daß in einer weitläufigen Bedeutung der Glaube den Juden und Heiden, — in einer nähern, den Christen empfohlen werde. Aber ob die Gemüthsfassung, die nach dem gewöhnlichen System der Gottesgelehrten den

Glaub

Glauben in sich fasset; ja ob alle Verbesserung unserer selbst durch unsre natürliche Bemühungen, oder durch übernatürliche Wirkungen erzeugt und hervorgebracht werden: dies ist die Materie, welche Herr Eberhard sich zur Untersuchung setzte; und man muß gestehen, daß er seine Parthey mit allem Fleiß behauptet habe, so daß ich dieses Stück für das Schönste des ganzen Buchs halte. Nur zu bedauern ist es, daß Herr Eberhard zu sehr als Philosoph redet, die Verbesserung des Menschen als eine bloße Veränderung in natürlichen und bürgerlichen Fertigkeiten und Handlungen betrachtet, und daher alles von einer Durchdenkung, Gewöhnung und Übung abstammen läßt. So wahr dieses nun bey Ablegung lasterhafter Handlungen, als des Geizes, des Zorns und der Wollust seyn kann: so fällt diese Herableitung doch ganz anders aus, wenn man erwäget, daß die Verbesserung überhaupt auf die Umkehrung, Beherrschung und Reinigung starker Neigungen gehen, und insbesondre der Christ eine überwiegend starke Neigung gegen Gott, eine herrschende Liebe zu seinem Worte, einen eifrigen Trieb zum Gebeth und einen unveränderten Hang zu lautern und rechtschaffenen Handlungen gewinnen soll. Alles dieses aus der jetzigen ganz entgegengesetzten Beschaffenheit der

mensch-

menschlichen Fähigkeit herzuleiten, wird gewiß schwer und unmöglich, und muß allen denjenigen Weltweisen und Gottesgelehrten eben so schwer gewesen seyn, welche nicht den bloßen Bemühungen ihrer Natur, sondern den Wirkungen eines höhern Geistes ihre eigentliche und wahre Gemüthsänderung zugeeignet haben; so vielen Männern, welchen man die Beobachtung seiner selbst und das Studium der Seelenlehre nimmer ableugnen kann, und Herr Eberhard auch nicht abspricht.

Zwey Systeme finden nur Statt. Eines: die menschliche Natur ist nicht so verderbt, noch in dieser Absicht so unvollkommen, daß die ganze in der Schrift erforderte Gesinnung eines Christen nicht durch ihre Anwendung könnte erlangt werden. Das zweyte: die Natur des Menschen hat durch die Fortpflanzung einen Grad von Verderbenheit erhalten, welcher die eigne Verbesserung unmöglich, oder doch sehr schwer macht: aber dafür versichert uns Gott seinen Beytritt, welcher die Hindernisse der Natur hebet, die natürlichen Schwierigkeiten erleichtert, und uns zu einer so besten Anhänglichkeit des Guten bringet, dergleichen wir natürlicher Weise uns nicht erwerben könnten. Das erste System stellt Herr Eberhard

mit

mit allem Scharfsinn der Philosophie vor. Das zweyte stimmt mit der Erfahrung überein und nähert sich der simplen Auslegung so vieler Aussprüche der heiligen Schrift. Der Herr Eberhard hält die Natur des Menschen nicht für so verdorben und ohnmächtig; ihre moralischen Unvollkommenheiten ließen sich ganz aus ihrer Beschränkung erklären, ohne noch eine besondre Ursache dazu nöthig zu haben. Aber die Beschränkung giebt der Lasterhaftigkeit noch kein Uebergewicht. Irthum und Wahrheit, Tugend und Untugend müßten doch gleich möglich bleiben; und es würde wider alle Analogie und gar nicht wahrscheinlich seyn, daß durchaus alle vernünftigen Sterblichen ohne Ausnahme und von der frühesten Kindheit an mehr auf die Seite des Irthums und der Untugend sich hinneigen sollten, und daß allen die Vermeidung derselben so schwer falle, wosern nicht in dem Menschen etwas wäre, welches sehr bald die Waagschaale der Triebe zum Laster hinabzöge. Bey dieser Beschaffenheit unster Natur, welche Schrift und Erfahrung bezeugen, dünkt es schwer zu seyn, bloß durch die natürliche Kraft des Raths, der Ermahnungen, Verheißungen und Drohungen, wie auch durch die natürliche Kraft des anhaltenden Nachdenkens und der Gewöhnung, die bösen Neigungen

gen

gen zu hemmen, die Fertigkeiten zu brechen, und uns eine dauerhafte, beständige und feste Aenderung und Besserung des gewöhnlichen Denkens und Wollens zuwege zu bringen. Niemand kann die Wichtigkeit der philosophischen Theorie, die Herr Eberhard S. 171. f. von dem Ursprung der Fertigkeiten und Geschicklichkeiten giebt, leugnen: nur ob nach demselben die christlichen Gesinnungen und Fertigkeiten eben sowohl können erschaffen werden, als die natürlich wissenschaftlichen oder sittlichen: das möchte noch bezweifelt werden dürfen; und man müßte ausmachen können, erstlich, ob die christlichen Ideen durch die natürliche Ueberdenkung mit derjenigen Stärke und Eindrücklichkeit in der Seele klar werden können, um uns zur herrschenden Liebe zu Gott und allem Guten zu leiten: besonders, ob dieses bey den Umständen der Menschheit, nämlich der Macht der Sinnlichkeit, dem Widerstande der gegenseitigen Ideen, den Zerstreuungen, in welche uns die Welt setzt, der natürlichen Unlust zur Aufmerksamkeit und Wachsamkeit auf uns selbst und zur Anstrengung unsrer Seelenkräfte in diesen Gegenständen, geschehen könne; und endlich, ob dieses in so kurzer Zeit, als die Erfahrung uns bezeugt, und oft plötzlich erfolgen würde. Welches Einschaun in die

die Kraft der Fähigkeiten der menschlichen Seele ist daher nöthig? Welche Dynamick der Wahrheiten und der Kräfte müßte von uns verstanden werden? Dieses zu bestimmen, ist mit Recht, wie auch Herr Eberhard sagt, der Allwissenheit vorbehalten. Und diese entzieht sich nicht, uns unser Unvermögen zu lehren und uns einer übernatürlichen Unterstützung zu versichern. Ja wir werden selbst zum Theil sehr bestärkt werden, wenn wir die Beobachtung dessen, was wir vermögen, oder nicht vermögen, tief fortführen. Aber wenn Gott uns hilft: so wird er gewiß die Natur der menschlichen Seele, die von ihm herkömmt, nicht umkehren, sondern den vor trefflichen Gesetzen gemäß verfahren, nach denen Ueberzeugung und Bewegung in andern Dingen hervor gebracht werden, zu welchen der Widerstand in uns geringer, die Kraft aber größer ist. Er wird nicht schlechtere gegen unsre Bestrebungen handeln, nicht Ordnungen zerstören, Zusammenhang zerreißen oder einen Sprung begehen, wie Herr Eberhard, S. 159, 161, 165, 17., befürchtet, denn dieses haben unsre Theologen niemals gemelnet.

Man kann ohne Vorurtheil nicht leugnen, daß der Mensch nicht etwas zu seiner Besserung

64 Briefe des Hrn. Pred. Eberh. in Berlin
zu thun im Stande seyn sollte. Er kann durch
eine natürliche Ueberlegung seinen unrichtigen
Zustand einsehen; er kann den Gründen für die
Wahrheit der Religion Beyfall geben; er kann
über sich und seine Bestimmung ein natürliches
Nachdenken anstellen; er kann zu Gott beten,
in so fern er seine Bedürfnisse fühlt, sie in
Worten ausdrückt, und mit aufrichtiger Ange-
legenheit Gott vorträgt. Aber wird jeres na-
türliche Nachdenken wirksam genug seyn, das
in seinem Herzen zuwege zu bringen, was Be-
kehrung heißt? Dennoch muß er jene Stücke
als Vorbereitungen nicht unterlassen, wenn ihn
Gott weiter führen soll. Er muß die Aussprü-
che der Vernunft und die Lehren der Offenbar-
ung hören, sie lesen und in ernsthafte Betrach-
tung ziehen; dadurch entspringt schon eine Re-
ligionserkenntniß. Diese wird Gott gewiß und
lebendig machen, und eine solche Wirkung ist
die Erleuchtung im besondern Verstande, da im
weitläufigen Verstande die ganze Annahme der
christlichen Religion darunter verstanden werden
kann. — Jene Betrachtung erwecket schon eine
Begierde nach der Erlangung des Glücks und
des Guten von und mit Gott. Gott wird diese
Begierde stärken und bevestigen, daß der Wille
also die dauerhafte und heilige Beschaffenheit
erhalte, welches die wahre und eigentliche Be-
kehrung

kehrung zu nennen ist. Und nach derselben wird
der Fleiß in der Heiligung, und die Uebung der
lautern tugendhaften Neigungen, wiewohl nicht
ohne die beygehenden Kräfte des göttlichen Gei-
stes fortgesetzt werden.

Ich halte dafür, daß bey dieser, beydes
Schrift und Vernunft vereinigenden Theorie die
Einwürfe nicht schwer befriedigt werden können,
welche Herr Eberhard dem System der über-
natürlichen Wirkungen entgegen sezet. Nach-
denken und gesunder Verstand werden nicht über-
flüssig. (S. 181.) Die Thätigkeit unsrer Seele
wird nicht unterbrochen, nur unterstützt. Die
Weisheit Gottes wird keinesweges beleidigt, in-
dem das Unvermögen unsrer Natur nicht von
ihm herkömmt, vielmehr seine Güte erhöht;
und ich weiß nicht, was es uns helfen sollte,
uns mehr Vortreflichkeit, Stärke und Werth
beizulegen, als wir besitzen. Auch unsre Frey-
heit leidet nicht im Geringsten, indem Gott
seinen Beystand uns nicht aufdringet.

Es bleiben also die beyden Hauptzweifel
übrig. Erstens. (S. 175.) Eine unmittelbare
Wirkung der göttlichen Macht geht in einem
Augenblick vor, und die Besserung des Men-
schen müßte also im Augenblick geschehen. Zwen-
tens;

tens: (S. 162. 164.) Man muß die Anzahl der Wunder nicht vervielfältigen. Der erste kann also aufgelöst werden: die Besserung des Menschen besteht aus mehreren Theilen; und wenn gleich die helfende Kraft ihre Wirkung in einem Augenblick äußere: so würde sie doch dieselbe nach den fortschreitenden Theilen derselben wiederholen müssen. Aber mich dünkt, daß es nicht nöthig sey, daß eine unmittelbare Wirkung eine augenblickliche sey, wenn der Urheber derselben es nicht wolle; und die nicht im Augenblick, sondern in sechs Tagen geschehene Schöpfung der Welt beweiset, daß es von dem Rathschluß Gottes abhängt. Der zweyte Grundsatz ist nach den menschlichen Vorstellungen von den Bewirkungen Gottes erfunden, aber schon in seinem Grunde nicht durchaus richtig, und fällt gar weg, wenn dargethan werden kann, daß Gott, eines Bedürfnisses oder weiser Ursachen wegen, Wunderwirkungen beschlossen habe. Uebrigens ist auch dieses gewiß, daß noch nicht jede unmittelbare oder übernatürliche Handlung ein miraculum genannt werden, und umgekehrt, daß das, was plötzlich vorgehe, deswegen noch nicht wunderbar heißen dürfe.

Ich befürchte in der That, liebster Freund! daß, bey der Beschaffenheit und den Umständen,

den, worinn die Menschen sind, gewiß noch wenigere selig werden würden, wenn aus der Anwendung ihres Verstandes die Besserung des Herzens ausgewickelt werden müßte. Aber deswegen will ich nach dem Befehl meines Gottes die Mittel, die mich zur Besserung leiten, nicht versäumen; ich will seine Hülfe nicht erwarten, wenn ich nicht der Ordnung, die er anbefohlen hat, Gehorsam geleistet habe: aber ich will sie von der Güte Gottes nach seiner weisen Einrichtung in der Welt hoffen, wenn ich das Meinige thue. Ich weiß auch, daß hierbey nichts zu empfinden und zu fühlen sey, als das, was in dem Erfolg einer überzeugenden Erkenntniß, und des festeren Triebes, Gott zu gefallen, bestehet; und dieser Erfolg soll, statt eines Kennzeichens, die Erdichtungen einer betrügenden Heuchelen sowohl als der phantastischen Schwärmeren widerlegen, welche diese, so wie andre Lehren, mißbrauchen könnten.

Dritter Brief.

Von der Seligkeit der Heiden, und der Vertheidigung des Sokrates.

Ich bin Ihnen noch schuldig, wehrtester Freund! über das Hauptthema des Eberhardschen Werks, welches wenigstens auf dem

Titel angemeldet ist, meine Gedanken zu entdecken: ob ich gleich die Seligkeit der Heiden lieber für eine Sache erklären möchte, welche wir als Menschen wünschen könnten, aber wohin wir nicht die Kühnheit unsrer Untersuchungen erstrecken sollten. Denn würde es wohl ohne Verwegenheit geschehen, wenn jemand Rechtsachen, die auf dem Richterstuhle eines fremden Reiches schon mit einer lautern Gerechtigkeit geführt werden, eigenmächtig und von freyen Stücken zu entscheiden auf sich nähme? Wehr Personen, von Mitleid gerührt, sich eine so unzählbare Menge von Vorfahren und Nebenmenschen nicht unglücklich denken können: so mag man diese Empfindsamkeit unschuldig nennen. Wenn Gelehrte ihre Mitbrüder unter den Alten, die sie verehren und von denen sie lernen, mit sich nach dem Tode vereinigt wünschen: so kann man diese Sehnsucht verzeihen. Ich habe sie selbst auf diese Weise einige ihrer Lieblingschriftsteller in den Himmel versetzen gehört; und unser Luther druckte gewiß Güte des Herzens aus, da er vom Cicero, dem er an vielen Orten seiner Schriften außerordentlichen Ruhm beylegt, urtheilte *): „Cicero, ein weiser und fleißiger Mann, hat viel

*) Tischreden, Balchs Ausgabe. Th. 22, S. 2283.

„gelitten und gethan. Ich hoffe, unser Herr
 „Gott werde ihm und seines gleichen gnädig
 „seyn. Wiewohl uns nicht gebühret, das ge-
 „wiß zu sagen, noch zu definiren und schließen,
 „sondern sollen bey dem Worte, das uns offen-
 „baret ist, bleiben: Wer glaubet und getauft
 „ist, der wird selig; daß aber Gott nicht könnte
 „dispensiren und einen Unterscheid halten unter
 „andern Heiden und Völkern, da gebührt uns
 „nicht zu wissen Zeit und Maasse.“

Aber wenn Christen, stolz durch das Glück, dessen Gott sie gewürdigt hat, eine Offenbarung zu haben, nur sich für fähig des Himmelreichs schätzen, und alles, welches von den Sigen der Offenbarung zu sehr entfernt, oder noch zu wenig zu Religionslehren vorbereitet war, und daher der natürlichen Erkenntniß überlassen blieb, der ewigen Glückseligkeit unwürdig erklären wollen: so würde dieses, wenn man sich gelinde ausdrückte, wenigstens eine Mißdeutung der Schriftstellen und einiger angenommenen Canonen seyn. Es ist gewiß einer, welcher schon viele Gottesgelehrte verführt hat; (so wie das unbestimmte Axiom: Aus Nichts wird Nichts, unvorsichtige Atheisten gemacht,): Ausser der Kirche findet keine Seligkeit Statt. Dieser Satz ist von den Zeiten an, da man die sichtbare

bare und unsichtbare Kirche mit einander vermischte, sehr gemißbraucht worden, da er doch, wenn man die alte Eintheilung der Kirche in die sichtbare und unsichtbare beybehalten will, lieber so ausgedrückt und verstanden werden muß: Ausser der unsichtbaren Kirche erlangt man keine Seligkeit, wenn man in der sichtbaren sich befindet. Oder möchte man lieber doch das Spielwerk bey wichtigen Wahrheiten gar weglassen und sagen: Wer ein Christ ist, muß Glauben und Frömmigkeit besitzen, sonst wird er nicht selig; so wie auch dieser Satz seine Richtigkeit haben kann: Wer die christliche Religion erkennen kann, hat Verantwortung, wenn er sie nicht annimmt.

Ich selbst bin ganz der Meinung des guten Verfassers der freymüthigen Briefe über das Christenthum: daß Gott nicht werde erndten wollen, wo er nicht gesäet habe; denn der Ausspruch: Marc. 16, 16. Wer da gläubet und getauft wird, u. s. f. folget auf den Befehl der Predigt des Evangelii; und die sonst erkanneten Proben der göttlichen Güte bewegen mich, die Seligkeit eines großen Theils der Heiden zu hoffen. Ich sehe nämlich erstens, daß Gott gegen Völker selbst, welche Offenbarung besaßen, Geduld bezeugt, daß er mehr auf

Absicht

Absicht und Gesinnungen Rücksicht genommen; und auch wirkliche Fehler ertragen hat, wenn sie aus Mangel der Erkenntniß oder Unwissenheit entstanden wären. Ich sehe nämlich, wie Gott im alten Bunde die Polygamie der ersten Väter verschonet, die menschenfreundlichen Gesinnungen der Unwahrheit redenden Wehmütter, in Egypten, so wie der Rahab, genehmigt und belohnet, nicht, als wenn er die Handlungen selbst billigte, sondern weil er über die gute Meinung dieser Personen den nicht genug bedachten Vergehungen verziehe: und es heißt von ihm, daß er die Zeit der Unwissenheit übersehen habe, gewiß nicht, weil er die Unwissenheit selbst rechtfertige, sondern weil er mit der Schwäche seiner Geschöpfe Geduld habe. Und wende ich mich zweytens zu den Christen, lehre ich mich zu uns selbst: so befürchte ich, daß, wenn Gott ausgeübte Werke, Reinigkeit und Vollkommenheit zum Maassstabe nehmen, und nicht vielmehr auf die Gemüthsfassung und den unterhaltenen Trieb zu frommen Ausübungen sehen wolle, wenige von uns dem verdammenden Urtheil seiner Strafgerichtigkeit entgehen werden. Ich überrede mich daher nicht weniger, daß Gott auch die Heiden nach den Gesinnungen, welche sie durch vernünftiges Nachsinnen und Betrachten in sich erweckt haben, daß der

göttliche Geist nicht weniger unterstützt und gestärkt haben wird — und nicht nach Religions-erkenntnissen, christlichen Vorstellungen oder einem ganz unbesleckten Lebenswandel richten werde; daß die verdienende Ursache der Seligkeit bey ihnen und bey uns die nämliche seyn möchte: die allgemeine Genugthuung des Sohnes Gottes; und daß auch die Heiden wahrhafte Tugenden ausgeübt haben, indem ich nicht sehe, wie, nach dem Augustin, Tugenden Laster seyn können. Es ist auch gewiß, wie Herr Eberhard sehr wohl mutmaßet, daß unter den alten Heiden manche (vielleicht übernatürliche) Veranstellungen und Aufmunterungen zur Tugend gewesen seyn müssen, die wir nicht kennen. Gott, der uns auf der Erde nur zur Zukunft bessern wollte, hat uns die Beschaffenheit der zukünftigen Weltperiode verborgen. Inzwischen ist es uns nicht allein mit einem Lavater, zu dichten erlaubt, sondern auch wahrscheinlich, daß in dem künftigen System, so wie die angefangnen Erkenntnisse fortgesetzt, also auch die hier mangelnden durch Unterricht werden ergänzt werden. Dies ist meine Meinung von der Seligkeit der Heiden, aus welcher nur keine unrichtigen Consequenzen gezogen werden mögen. Merkwürdig ist der Gedanke der Indier, den uns Dow erzählt: der Him-

Himmel sey wie ein weiter Pallast mit vielen Thüren, in welchen ieder auf seinem Wege hinkommen könne.

Herr Eberhard läßt am Ende seines Werks den Sokrates sich gegen den Holländischen Prediger Hoffede vertheidigen, und begleitet die Apologie mit einigen gelehrten Erläuterungen. So sehr mir die Einkleidung derselben gefällt: so wundre ich mich dennoch, daß Sokrates nach einem Aufenthalte von dritthalbtausend Jahren, den er in dem Himmel, in dem Umgange mit den Engeln, und wohl gar mit den seligen Christen gehabt, noch als ein unbelehrter Heide rede. Man hätte in diesem Vorhaben immer noch einen Schritt weiter gehen, und dem Weltweisen Kenntnisse der christlichen Religion, welche er in den Behauptungen des wahren Gottes erlangt hätte, in den Mund legen und ihn sie preisen lassen können.

Das, was von seiner Liebe zu wohlgebildeten Jünglingen erzählt wird, hat den meisten Argwohn gegen seinen Charakter, doch mehr bey Personen erweckt, welche über das Wort Liebe, und über diese Art der Zuneigung nur auf eine grobe Weise urtheilen. Seine Sittenlehre; die unvortheilhafte Bildung seiner eignen

Gestalt und sein Alter, welches beydes in Jünglingen keine sinnlichen Reize erregen konnte; das Stillschweigen des Aristophanes, das Stillschweigen des Urtheils sprechen ihn von dem Lasterhaften in jener Liebe los; und Herr Eberhard hat das meiste davon sehr wohl genüzet. Aber man würde noch mehr Steine zu seiner Rechtfertigung sammeln können, wenn man bis in die geistigen Ursachen eingedrungen wäre, welche diese vorziehende Neigung gegen schöne Jünglinge im Sokrates erzeugen konnten. Sein Vater war ein Bildhauer, er selbst hatte die Kunst desselben getrieben. Athen war mit den vortreflichen Meisterstücken des Meißels angefüllt. Seine Empfindung für das Schöne in der Proportion, sein Urtheil darüber war frühe geübt worden, und hatten sich vermuthlich durch eine starke Liebe zu dieser Kunst auch bis ins Alter in ihm erhalten. Daher kam ihm die innere Regel der Schönheit bey wohlgebaute[n] Körpern immer wieder zurück. Er empfand an dem Anblick derselben und an dem Umgang mit ihnen ein Vergnügen, und er bemühte sich, als ein Sittenlehrer, auch die Seelen dieser schönen Körper ihnen an Schönheit und Bildung gleich zu machen. Es ist zu vermuthen, daß er deswegen nicht einseitig und partheyisch werde verfahren, und bey der Erinnerung der Unvollkommen-

kommenheiten seines eignen Körpers Jünglinge mit Fähigkeiten und Anlagen zum Guten nicht zurückgesetzt haben, weil die Natur sie nicht mit dem Preise dieses äußerlichen Schmuckes beglückt hatte. Dies dünkt mich die Ursache von der Achtung wohlgebaute[n] Menschen bey dem Sokrates gewesen zu seyn. Bey andern möge eine andre Statt finden. Bisweilen verwandelt auch die Jugend eine ehemals unrechtmäßige Neigung, und läßt von ihr nur noch Ueberbleibsel in einer unschuldigen Anwendung zurück. Bey dem Sokrates war der statuariesche Geschmack die wahrscheinlichste Ursache.

Herr Desfeld *) hat dem Weltweisen noch Ehrgeiz und Stolz vorgeworfen, aber es ist der Trieb zur Ehre eine gar zu nützliche Leidenschaft in den natürlichen Handlungen des menschlichen Lebens, daß man sie immer ungefaßt lassen mag; und wie vortreflich ist die Achtung gegen sich, die aus Scham über sich Laster meiden.

Von

*) In der beurtheilten neuen Apologie S. 101. f. Man muß von dem Hrn. Desfeld rühmen, daß er das System der Theologie verstehe; nur hätte ich gewünscht, daß er nicht so genau nach der *Athen* Sorge desselben die Widerlegung habe abfassen wollen.

Von der Gewöhnung seiner Denkart zur Fragenmethode, zur heitern scherzhaften Laune, bisweilen zum Kurzweil kam vermuthlich der letzte anspielende Befehl her, dem Aesculap einen Hahn zu opfern, welchen ich als einen Einfall seiner stets heitern und zum Scherz geneigten Gemüthsart ansehe; einer Heiterkeit, die uns zu Theil wird, wenn wir uns in der Weisheit, d. i. in der Beschauung aller Dinge nach ihrem Wesen und Zweck geübet, viele Widerwärtigkeiten überwunden und uns guter Handlungen, wenigstens guter Absichten in den Handlungen bewußt sind. Aber gesetzt, daß Sokrates die wirkliche Darbringung eines Opfers gewollt hätte; gesetzt, daß er noch in diesem Stücke dem Aberglauben ergeben gewesen seye: so darf man nur an die ersten Bekenner des Christenthums denken, die aus dem Heidenthum oder dem Judenthum zur Religion Jesu übergingen; welche einen deutlichen Beweis liefern sie, wie spät unsere Seele lang gewohnte Gebräuche, Opfer, ja selbst Feste aufgeben möge? Wie kann man die ganze Festigkeit und Reinigkeit eines casuistischen Gottesgelehrten von einem

heid-

heidnischen Weltweisen, der weder Jude noch Christ geworden ist, heißen?

In der That, liebster Freund! die verschiedenen Grundsätze und Empfindungen, welche wir erst ungeprüft angenommen haben, und hernach, wenn wir unser geworden sind, als ein theuer geliebtes Eigenthum bewahren, verursachen allen den Unterscheid, der in den Urtheilen und Empfindungen der Menschen alle Augenblicke verspüret wird: aber die Aehnlichkeit der Maximen und Gesinnungen in uns beyden, läßt mich, wenn gleich nicht die Beystimmung in den Lehren, doch in der praktischen Denkungsart hoffen. Ich bin x.



IV.

Ueber des Herrn Prof. Ulrichs

ersten Umriß einer Anleitung zu den philosophischen Wissenschaften.

Jena 1772.

Die Philosophie hat seit einigen Jahren eine Einkleidung angenommen, welche gegen die nächst vorhergehenden sich ungemein ausfondert. Sie hat bey einigen Schriftstellern die genaue und allen Schmuck von Wendung und Ausdruck ausschließende Kürze verlassen, die Schlussform in die Manier der Betrachtung verwandelt, und dadurch auch diejenigen zu Lesern und Verehrern anzuwerben gesucht, welche durch die Miene der Trockenheit von dem Umgange mit ihr, vielmehr abgeschreckt werden würden, weil sie ihnen nicht unterhaltend genug vorkam. Dieses hat zur Frage Anlaß gegeben: ob diese Vortragsart den Wissenschaften und der Untersuchung der Wahrheit erspriesslich seyn möchte. Da der Gebrauch, den die Leser von den Wissenschaften machen, eben so verschieden ist, als ihre Fähigkeiten: so ist es auch kein Zweifel, daß die Behandlung jener Wissenschaften zu ihrem Dienste auf eine verschiedene Weise geschehen könne. — Es gebe immerhin von den Wissenschaften ein doppel-

doppelter Auftrag; einer, welcher stark, denkende Geister nährt und gleichsam das Schaubrod der Priester ist; ein anderer, welcher mehr vergnügt als sättigt. Ein jedweder, welcher den großen Einfluß der Erkenntniß in das Leben begreift und die hellste Erleuchtung seiner Mitbürger wünscht, wird es mit Vergnügen sehen, daß die Wissenschaften der Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft näher gerückt und so gestellt werden, daß sie der allgemeinen Aufklärung des Geistes nützlich sind, und die gereinigte Religion und Sittenlehre unterstützen helfen. Man mag also wohl zu dieser Absicht mit dem Hrn. Diderot aufmuntern: *Hatons nous de rendre la Philosophie populaire!* Man mag, um ihren Ziessinn beliebt zu machen, die möglichste Reinigkeit und Deutlichkeit der Rede, ja selbst Zierlichkeit und Schönheit in Worten und Nebengedanken empfehlen. Wenn eine Wissenschaft einmal theils ihre gewisse Gründung, theils eine vorzügliche Höhe gewonnen hat: so wird sie dadurch nicht allein keinen Schaden leiden, sondern sie wird, durch das Werkzeug anderer Fähigkeiten bearbeitet, in der Klarheit ihrer Begriffe und Vorstellungen zunehmen. Nur wird man leicht einsehen, daß eine ihrer Natur nach tiefe Wissenschaft weder in ihren Grundlagen, noch in allen Lehrsätzen gleich deutlich und ange-

angenehm oder populair gemacht werden könne; und daß man selbst in demjenigen, was man zu diesem Zweck aus ihr herauszieht wohl unterscheiden müsse, was den genannten Schmuck der Rede anzunehmen fähig sey, oder ihn verweigere.

Der Verfasser des philosoph. Umrisses, welcher auf der Universität Jena den nützlichen Geschmack an einer den Verstand übenden Philosophie ausbreitet, hat zwar den Mantel der bisherigen Methode abgeworfen, und bedient sich mehr der Betrachtungsform; aber dennoch also, daß man den Philosophen selbst, in den bestimmten Erklärungen, den nützlichen Unterscheidungen und der Untersuchung der Lehrsätze nicht mißkennt. Man sieht immer den Philosophen, welcher, nebst eigenem Denken, die Beobachtungen und Erfahrungen aller Weltweisen gebraucht, sie beurtheilt, prüfet und mit dem Bande anderer Lehren verkettert; etwas, was die Philosophie der Deutschen über die Systeme anderer Nationen erheben wird *). Da wir wünschen, daß dies

Lehr

*) Herr Schüze in Halle sagt in seiner Rede über die widrigen Schicksale der deutschen Philosophie: der Deutschen Nation sind bisher keine Früchte des Genies gleichgültig gewesen, unter

Lehrbuch des Hrn. Ulrichs öftere Ausgaben erhalten möge: so wird sein fortgesetztes Nachsinnen ihn selbst in den Lehren und in dem Vortrage dasjenige spüren lassen, was annoch einer Verbesserung nöthig hätte. Wir überheben uns also aller eignen Anführungen, und ziehen nur einige Sätze aus, um unsre Vorstellungen darüber anzuzeigen.

Der eigentlichen Logik hat er einige allgemeine Begriffe vom Wahren, Falschen und dem gemeinen Sinn, als den Gegenständen der Vernunftkunst, ingleichen Erklärungen und Anmerkungen aus der Seelenlehre und den Erkenntnißfähigkeiten der Seele vorgelegt, welche dienen, das Werkzeug der Erkenntniß, unsern Geist kennen zu lernen. Ueber das System von den angeborenen Begriffen urtheilt er sehr richtig und findet nichts als angebohrne Bestimmungen der menschlichen Seele, und eine angebohrne Disposition bey gewissen Veranlassun-

unter welchem Himmel sie auch erzeugt seyn möchten. Der Boden ihrer Wissenschaften gleicht einem Garten, indem man durch den Fleiß und die Sorgfalt eines Botanikers alle einheimische und ausländische Pflanzen bey einander wachsen und blühen sieht.

sungen im Körper, diese oder jene Vorstellungen zu erhalten. (Angebohrne Begriffe von Dingen würden uns nichts nützen, wenn sie verlöscht wären, weil wir sie doch mit eben denselben Hilfsmitteln uns wieder erwerben müßten, als wenn sie gar nicht vorhanden gewesen wären. Ja sie sind auch nicht nöthig, wenn uns ein natürliches Vermögen zugetheilt worden, uns Begriffe zuwege zu bringen. Wie viele tausend dergleichen müßten uns beywohnen? und würden uns die jetzt erworbnen Ideen so neu vorkommen, und uns oft so viele Bewunderung erwecken, wenn sie schon in unsrer Seele gelegen hätten?)

Eben so wenig hält er gewisse Grundsätze der Vernunft und der Erfahrung für angebohren; sondern sie wären auf dem Wege der innern und äußern Erfahrung von uns gemacht worden. Daher schenken wir ihnen auch un-
verzüglich Beyfall, sobald wir nur ihre Worte verstehen, weil sie nichts als die beständig übereinstimmige Aussage der innern und äußern Empfindungen enthalten; wie man dieses selbst bey Kindern mit dem Satze des zureichenden Grundes versuchen kann.

Die Metaphysik betrachtet er als die reine Mathematik in Ansehung der angewandten; er
klärt

klärt sie durch eine Wissenschaft des Möglichen und Unmöglichen, und sondert davon die Seelenlehre und die natürliche Gottesgelahrtheit ab, weil Inhalt und Methode zu fremdartig gegen die vorigen Theile wären. — So lange der Begriff der Metaphysik unbestimmt, wie bis jetzt, ist: so steht es freylich den Schriftstellern der Weltweisheit frey, abgewechselte Pläne zu versuchen, indem der Erkenntniß der Wahrheiten selbst dadurch nichts geraubt wird.)

S. 238. 239. wird erklärt, was Kraft heiße. — Die Schwierigkeiten darüber ließen sich vielleicht aufheben, wenn man die vim in actiuam und agendi eintheilte. Jene ist schon in der Thätigkeit. Die letztere ist entweder eine lebendige, und bestehet im Bestreben, Veränderungen hervor zu bringen und erwartet entweder noch Veranlassung oder die Aufhebung des Hindernisses; oder sie ist ruhend und muß durch Gelegenheit und Antrieb erweckt werden; oder beynahe todt und schließt eine bloße Möglichkeit zu wirken in sich.

S. 254. bey der Untersuchung vom einzelnen Dinge ist auch die unter den englischen Weltweisen oft bestrittene Frage angemerkt worden: ob und wie fern ein Individuum noch dasselbe

selbe sey, ohngeachtet allerley Veränderungen mit ihm vorgegangen sind? — (Nach meiner Meynung, behält ein jedes Individuum beständig sein Wesen und seine charakterischen Merkmale. Die daraus gefolgerte Frage einiger Engländer: ob ein Mensch noch nach vierzig Jahren gestraft werden dürfe? gehört in die Rechtswissenschaft, und muß aus der Beschaffenheit der Verbrechen entschieden werden.)

Die Art, wie Herr Ulrich über die alten Sätze: Ein jedes Ding ist wahr, eines hat Ordnung, und ist vollkommen, urtheilt, zeugt von seinem Geschmack. (Diese Sätze sind Wortspiele, und mögen nur noch wegen der Erklärung der Begriffe: Wahrheit, Einheit, Ordnung und Vollkommenheit, in der Ontologie genannt werden.)

S. 259. die Erklärung der Schranken durch Mangel der Kraft, kann wohl nicht so gut auf die körperlichen Dinge angewandt werden. (Daher ich noch die alte: Mangel einer weitem Realität, behalten möchte. — Ob ein jedweder Effekt, oder ein jedwedes Geschöpf nothwendig und wesentlich eingeschränkt seyn müsse? wäre noch eine Frage für die Untersuchung der Philosophen. Man muß

muß die Abhänglichkeit eines jeden Effekts eingesehen. Aber die Einschränkung oder Nichteinschränkung des Wesens und der Vollkommenheiten eines von dem andern herkommenden Dinges hängt doch immer von dem Willen und der Kraft des Urhebers ab. Vielleicht würde dadurch die Meynung des Arins vom *γεννημα* milder.)

S. 265. wird von dem berühmten Satz des Nichtzuunterscheidenden gehandelt. Herr Ulrich drückt ihn also aus: Ob zwey individuelle Dinge a) absolut möglich; b) in dieser Welt wirklich sind, welche, die Identität der Zahl nach, (folglicly auch das Verhältniß des Orts und der Zeit) ausgenommen, nach allen, auch den kleinsten innern Bestimmungen völlig einerley wären? Er hält die Unmöglichkeit für unerwiesen, die Wirklichkeit für wahrscheinlich. — (Wahrscheinlich in der That, wegen der Verschiedenheit der Ursachen der Dinge und der Verschiedenheit der Verhältnisse in der Welt. Uebrigens aber wird Gott die Dinge unterscheiden können, wenn sie gleich einerley sind, weil derjenige, der alles an und für sich selbst auf das deutlichste erkennt, nicht der äußerlichen Merkmale zur Unterscheidung bedarf. — Ferner sind die Erfahrungen, die wir von der Un-

F 3 ähn-

Ähnlichkeit der Dinge angesetzt haben, noch sehr eingeschränkt, als daß sie zum Beweise für die Allgemeinheit derselben dienen könnten. Viele Dinge haben wir noch gar nicht beobachtet und verglichen; viele können wir nicht beobachten, weil wir in ihr Wesen nicht hineindringen können, oder weil sie zu klein sind, wie die Sonnenstäubchen, die Luft und Lichttheile. — Es dünkt mich selbst zur Mannigfaltigkeit in einer Welt zu gehören, daß Dinge darinnen seyn, welche unterschieden, aber auch Dinge, welche vollkommen ähnlich sind. Vieles äufert so viele Uebereinstimmung in den Kräften; es erfüllet auch einerley Zweck und Geschäfte, daß auf die Identität ihrer Natur zu schließen, nicht unwahrscheinlich sey. Hingegen haben der Ort und die äußerlichen Verhältnisse nicht so starken Einfluß in den innern Zustand einer Sache, daß sie durch dieselben verändert würde. Der Beweis für die Einheit Gottes kann ohne den Satz des Nichtzuunterscheidenden durch folgenden Vernunftschluß geführt werden: Wenn kein Grund ist, mehrere Gottheiten anzunehmen, weil nämlich eine schon der vollkommene Urheber und Erhalter der Welt seyn kann, auch keine zuverlässige Offenbarung, von mehreren göttlichen Wesen, Zeugniß giebet; so ist es unvernünftig, überflüssig und beläugend,
mehr

mehrere, als einen Gott, zu behaupten. Es ist nur zu beweisen nöthig, daß Einer der Urheber der Welt seyn könne. Die Heiden konnten sich das göttliche Wesen nicht mit dieser Größe denken, und setzten daher dem obersten Gotte mehrere Untergottheiten und Gehülfen an die Seite.)

§. 269. philosophirt Herr Ulrich gegen den Engländer Search, welcher meynet, daß Ordnung und Unordnung nur relativ und subjectivischer Natur wären. (Man wird beydesley Partheyen befriedigen, und sich der Wahrheit nähern, wenn man die Ordnung in die absolute und relative eintheilet.)

In den streitigen und neulich vom Herrn Kant und Herz wieder behandelten Materien von Zeit und Raum folgt Herr Ulrich Begriffen, worinn er sich sowohl von dem System des Wolffs als des Crusius unterscheidet. Er erklärt den Raum durch Verhältniß des Abstandes. — Die Unterschiede der philosophischen Betrachtung des Raums kommen von der Verschiedenheit des Objekts her, das man sich vorbildet. Man kann den Raum ohne die Welt und auffer derselben, — man kann ihn in der Welt betrachten. Den letztern erklärte Wolff

und wollte, durch seine Ordnung der bey einander befindlichen Dinge, verhindern, daß man den Raum nicht für was Wirkliches hielte. Eben sowohl kann man sich eine abstracte und mögliche Zeit, nämlich eine Reihe von auf einander folgenden (von uns gedachten) Augenblicken, in deren einem Gott die Welt erschuf, oder eine denkbare Reihe der möglichen Himmelsbewegungen, — und die jetzt durch den Lauf des Himmels abgemessne Zeit vorstellen. Denn warum sollte Gott sich vor der Schöpfung der Welt nicht auch eine Zeit vorgestellt haben? und wie will man sich sonst den Anfang der Schöpfung der Welt auch nur einiger Maassen begreiflich machen? Uebrigens lassen sich die neuen Streitigkeiten über Zeit und Raum, wie die älteren Streitfragen der Nominalisten und Realisten, schlichten: Ob Geschlechter und Gattungen etwas Wirkliches, oder bloße Namen und Vorstellungen wären? Die Weltweisen haben darauf geantwortet: im gewissen Verstande beydes. Kann man dies nicht auch von dem Raum und der Zeit sagen?

In dem wichtigen Capitel von dem Grunde und der Ursache unterscheidet der Herr Verfasser S. 293. sehr wohl die entscheidenden oder bestimmenden Gründe von den ernöthigend

thigenden; welches in der Lehre von der Freyheit ein ungemeines Gewicht hat. (Beide, die bestimmenden und necessitirenden Gründe, sind schon der wörtlichen Bedeutung nach unterschieden; und den reellen Unterscheid erkennt man in der Anwendung auf die körperlichen und mechanischen Dinge, und auf die Handlungen freyer Wesen. Bey jenen sind die bestimmenden Ursachen zugleich nöthigend. Aber bey den letztern: wie weit sind sie in ihren Unternehmungen und Handlungen von jenen unterschieden, so ernöthigend sie scheinen mögen? Wir fühlen immer eine Selbstthätigkeit in uns. Wenn die Ursachen einförmig sind: so werden gleiche Erfolge entstehen: allein, daß sie gleichförmig sind, hieng von uns ab; und wenn eine Ursache auch eine Handlung bestimmt, so kam doch, daß diese sie bestimmte, wieder von uns her.

S. 307. wird gelehret, daß der Zweck etwas noch künftiges sey. Der Zweck der Schöpfung wäre die möglichste Glückseligkeit der edeln Creaturen. Der Trieb der Güte aber wäre die antreibende Ursache gewesen. (Man muß also zuerst erforschen, was Gott angetrieben habe, eine Welt zu schaffen: und dies waren in Gott seine Eigenschaften, und das Vorhersehen des Guten:

Guten: Zwentens, was er sich in dem Bau der Welt für einen Zweck vorgesetzt habe; dies war vielleicht die Tugend und die Glückseligkeit der vernünftigen Bewohner.)

Den bekannten Satz: aus Nichts wird Nichts, darf man nur also einschränken, daß aus Nichts Nichts werde durch sich selbst ohne alle hinzukommende Ursache; und durch endliche Ursachen, weil dabey kein zureichender Grund wäre. Die sonst dabey gebrauchte Eintheilung in das nihilum negativum und privativum giebt dem Satz eine ganz andre nicht gemeynete Deutung.

S. 347. Allwissenheit und Allmacht unmittelbar zu wirken, sind die unbezweifelten Merkmale eines gereinigten Begriffs der göttlichen Allgegenwart. Weder die Allwissenheit, noch auch die Allmacht erfordert eine Nähe der Gegenstände. (Man könnte sich den Begriff der göttlichen Allgegenwart erleichtern und ihn vor dem Crassen, das sich ihm anhängen könnte, sichern, wenn man nur behauptete, daß Gott an allen Orten sey und seyn könne, wo er wolle, und wo es möglich und anständig ist: ohne zu vertheidigen, daß er in und bey allen Dingen seiner Substanz nach, sich aufhalte. Er kann

nach

nach seiner unendlichen Macht in alles, auch in die Ferne wirken; wovon die Schöpfung aus Nichts etwas Aehnliches zeigt; und seine Größe und Macht bleiben dieselben, wenn man gleich seine Unermesslichkeit im engeren Verstande ihm zuschreibet. — Daß die unendliche Substanz nur eine einzige sey, kann schwer bewiesen werden. Denn daß die andere unendliche Substanz nicht von jener könnte erkannt werden, hat keinen gehörigen Beweis für sich, indem sie ja unmittelbar oder durch die Uebereinstimmung eine Kenntniß von ihr haben könnte.)

Eben so wenig kann man die Wirklichkeit einer unendlichen Substanz daraus erweisen, weil man weder ihren innerlichen noch äußerlichen Widerspruch erkennt. Denn wir wissen es bey andern Dingen, daß wir noch nicht überzeugt sind, daß eine Sache sey, weil ihrer Existenz nichts in dem Wesen der gesetzten Sache, noch etwas außer ihr entgegenstehe. Bennahe wird man den Beweis von der Wirklichkeit der unendlichen Substanz a priori aufgeben, und ihn nur unter die litterarischen Ueberbleibsel aufbehalten. — Ob in einer unendlichen Substanz eine Zahl von Kräften seyn könne, wäre noch zu untersuchen.

Der Ontologie folgt im System des Herrn Ulrichs die allgemeine Monaden- und Körperlehre, von welcher er zur allgemeinen Geisteslehre übergeht, so wie er auch schon am Schluß der Monadenlehre S. 361 widerlegt, daß das Bewußtseyn nicht eine Folge der Zusammensetzung seyn könne.

Ueber die Immaterialität der Seele ist wohl beynähe alles gesagt, behauptet und zu gegeben, was sich davon nur sagen läßt, so daß die neuesten Denker darüber nur neue Wendungen für die bisherigen Ideen erfinden, wiewohl auch dies nicht verwerflich ist. Bey dem Durchdenken der vielerley Gründe, welche man für das einfache Wesen der Seele vorlegt, ist dies mein Resultat gewesen: Es sind nicht so viele Schwierigkeiten; und weniger Wunderbares und Unwahrscheinliches liegt darin, wenn man annimmt, daß die Seele ein einfaches Subjekt sey, mit den Kräften und dem Vermögen versehen, alles bey äußerlichen und innerlichen Veranlassungen hervorzubringen, als daß die Seele aus verschiedenen Theilen bestehe, unter denen entweder die Ideen oder die Kräfte vertheilet sind, die doch Verbindung und harmonisches Bewußtseyn von einander haben müßten). Uebrigens verbindet Herr Ulrich die vom

vom Bonnet und Search wieder erneuerte Hypothese, daß ein besonders Organon im Gehirn der Veranlassungs- und Gelegenheits-Grund gewisser Handlungen sowohl als auch der Klarheit und Lebhaftigkeit derselben sey.

Die Abhandlung von der Freyheit S. 387 ist noch immer mehrerer Entwicklungen würdig. — (Ich kann jetzt nur dieses anführen, daß die Freyheit mir ein Vermögen des Willens heiße, mit eigener Kraft seine Handlungen nach seiner Erkenntniß einzurichten; daß die Gründe, die uns zu Handlungen bestimmen, nicht bloß äußerlich und objectiv, sondern bey sich ähnlichen Gegenständen, innerliches, oft nur dunkels Raisonnement sey; daß es keine natürliche und wesentliche Beschaffenheit unsrer Seele, sondern Unvollkommenheit, Ausartung und Irrung sey, wenn die Seele wider die erkannten Gründe handeln und das Böse als Böses wählen sollte; u. s. f.)

Die Lehre von der besten Welt ist unserm Philosophen S. 476. eine verehrungswürdige Lehre. — (Die Einhüllung, die man ehemals diesem Lehrsatze gegeben hat, konnte ihre Wahrheit nicht behaupten. Woher wissen wir, daß Gott sich alle mögliche Welten vorgestellt habe? Wozu brauchte er, nach seinem hohen Verstande, sich erst alle mögliche Welten vorzustellen? Genug!

Genug! wenn Gott nur Eine Welt schaffen will, so wird sie die beste seyn: aber hat er beschlossen, mehrere zu schaffen: so wird eine jede gut, ein seiner würdiges Werk, anständig für ihn und wohlthätig für die Geschöpfe seyn.

Dem ewigen Leben der Seele thut ein behaupteter Materialismus keinen Eintrag, weil jenes auf dem Willen und den Eigenschaften Gottes beruhet. Wir sind nicht von uns, wir stehen nicht in unsrer Gewalt; Es kommt also auch auf Gott an, ob die Seele vernichtet seyn solle. In seinen Eigenschaften liegen die wichtigsten Erkenntniß-Gründe von der Unsterblichkeit der Seele. Geseht, man sagte auch: Es ist kein physischer Grund, daß die Seele untergehen müsse, denn es müßte doch eine Vorbereitung zum Untergange der Seele seyn; diese sahen wir aber nicht allein nicht, sondern das Exempel der Schwindsüchtigen überführte uns gar von dem Gegentheil. Ferner: die Verbindung zwischen der Seele und dem Leibe ist nicht so stark, indem der Schlaf lehret, daß, bey dem Mangel der äußerlichen Empfindungen, die Seele dennoch fortwürgen könne; die Seele wäre nach aller Wahrscheinlichkeit kein Theil vom Körper! dies ist alles gut: aber ist diese Einrichtung nicht von Gott? Daher gehen die mei-

sten

sten Beweise für die Unsterblichkeit der Seele am Ende auf die Eigenschaften Gottes hinaus. Worauf gründet sich der neueste vom Herrn Hofr. Bästner? Ist es nicht die Oberherrschaft, oder eigentlicher die Gerechtigkeit Gottes? Der Selbstmörder würde sich der Herrschaft Gottes entziehen; warum soll er ihr sich nicht entziehen können? Könnte Gott nicht den Selbstmörder, ohngeachtet seiner Selbsttödtung, wieder lebendig machen? Geradezu beweiset sie die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes am besten. Das System der Welt würde, wenn die Seele mit dem Leben des Körpers zugleich aufhörte, ganz anders eingerichtet seyn. Nach meiner Meinung, sollten die Gründe der heidnischen und der neuern Weltweisen unterschieden, und jene in den Schriften der Alten, besonders dem Plato, aber nicht bloß in seinem Phädon, sondern in vielen andern seiner Schriften zerstreut, aufgesucht werden. Das ausgenommen, was die Tradition die Heiden gelehret haben mag, stöste wohl das Misvergnügen über die Impunität der Lasterhaften und über das Unglück der Frommen in dieser Welt, ingleichen der Trieb der Weisen, die Erkenntniß fortzusetzen, einen Wunsch für die Fortdauer der Seele ein. Dabey hielten sie die Götter nicht für ganz ungerecht, vielmehr für gütig, ob ih-

nen

nen gleich der hohe Begriff ihrer Eigenschaften unbekannt war. Diese Hoffnung bestärkte sich bey ihnen dadurch, weil sie nicht für unumgänglich sahen, daß die Seele mit dem Leibe untergehe; und auch nicht einsahen, was die Seele sonst vernichten könnte. Xenophon läßt den Cyrus im achten Buche seiner Cyropädie auf dem Todsbette sagen: Ich kann mich nicht überreden, daß die Seele vernunftlos werden soll, wenn sie von einem vernunft- und gedankenlosen Körper getrennet wird. Nichts ist dem menschlichen Tod ähnlicher, als der Schlaf; aber im Schlaf offenbaret die Seele ihre Göttlichkeit und hat eine Aussicht in die Zukunft.)

Des Herrn Ulrichs Gründe sind: der Mensch würde unglücklicher als das unvernünftige Vieh seyn; — er hat die Anlage zum beständigen Wachsthum seiner geistigen Vollkommenheiten. — Die Geschichte der Tugend und des Lasters bliebe in Ansehung vieler Beyspiele traurig und rächselhaft.

Ich habe diese Anmerkungen jetzt nur berührt. Zur Ausführung einiger Ideen werden zuweilen in dieser periodischen Schrift vollständigere Aufsätze eingerückt werden.

V. Zer

V.

Zerstreute Anmerkungen über die Dichtkunst.

Seitdem man sich von dem gebieterischen Vorurtheil entfesselt hat, als wenn die aus dem Alterthum uns übrig gebliebenen Dichter das ganze Reich der Poesie erstiegen hätten; seitdem hat der Parnas neue Pflanzen, und die Dichtkunst neue Felder erhalten. Wie vieles Unrecht hat man nicht oft den neuen Meisterstücken angethan, wenn man sie nach den Regeln der alten Ueberbleibsel beurtheilen wollen, indem man diese für die einzigen Ideale, und für vollkommene Producte der erschöpften apollinischen Kunst hielt. Es ist nichts richtiger, wie uns Young in seinem Versuch über die Originalwerke anweist, als daß man durch das Lesen zwar den Geschmack zu den richtigen Eigenschaften des Schönen und Erhabnen bilden, und das Gedächtniß mit dem ersten Borrath poetischer Bilder und Gedanken erfüllen; hierauf aber, durch ihr Beyspiel unterwiesen und genährt, Eroberungen machen, eigne Wege ersinnen und neue Süßers, nebst ungebrauchten Bearbeitungen, erfinden solle. Die Alten haben noch nicht die Gränzpfähle der Wissenschaften festgesteckt. Die Poesie ist eine

G

eine

eine poetische Nachahmung der Rede. In diesem Satze und in unsrer Seele liegen noch viele Gattungen und Regeln der Dichtkunst. Daher sind die glücklichen Arten der Poesie, und die geschmackmäßigen Verbindungen der einen Gattung mit der andern entstanden, von welchen die Alten nichts gewußt haben; daher sind die besondern Anwendungen der Muse, und die eignen Beziehungen geschlossen, in welchen Genies ihre Gegenstände betrachtet haben.

Wenn der allegorische Parnas und die Geschichte der Musen in neuern Zeiten erschaffen wären, da man mehrere Wissenschaften kannte, und bereits in mehreren Arten der Dichtkunst arbeitete, so würde man dem Chor der neun Schwestern geordnetere Beschäftigungen und mannigfaltigere Attribute gegeben haben. Aber da man erst später die Thalia und Eurpyrosine zu Beschützerinnen der Comödie und Tragödie gemacht hat: warum könnte man nicht auch jetzt mit den übrigen eine Veränderung vornehmen, und unter ihnen entweder die Wissenschaften oder die Dichtungsarten austheilen? Ich überlasse andern dieses Geschäft.

Die Musenalmanache und poetischen Blumenlesen, — ausserdem, daß sie poetischen Reden,

pfen, die entweder noch nicht, oder gar nicht in ganzen Sammlungen auftreten wollen, einen Platz zur Niederlage ihrer Uebungen oder Ergötzungen anbieten, — können einst die Urkunden von dem theils fortgehenden, theils veränderten Geschmack unter unsern Dichtern werden. Der philosophirende Litterator wird durch Vergleichung dieser kleinen Ausarbeitungen in mehreren Jahren bemerken, welche Gattung zu gewisser Zeit am meisten geliebet worden; wie man den Ton veränderte; wie die Poeten sich bald nachgeahmt, bald vermieden, bald übertroffen haben. Denn also giebt die Aneinanderhaltung der Gemälde von zu gleicher Zeit lebenden Maltern einen lehrreichen und angenehmen Beytrag zur Geschichte der Cultur des menschlichen Geistes.

Unsre Dichtkunst scheint sich jetzt durch die kleinern Spiele der Leyer und des Epigramms, denen wir vielleicht, aus treuer Nachahmung der Kinder Frankreichs, ergeben sind, auszuruhen. Möchte sie doch dadurch, wie Felder durch leichtere Saaten, sich neue Säfte zu künftigen stärkern Producten sammeln!

Herr Lessing hat, in seiner Abhandlung über das Epigramm, den Begriff desselben eingeschränkt

schränkt: aber Köpfe, wie Herr Lessing, erweitern durch die Einschränkung das Reich der Wissenschaften, und führen, durch die anscheinende Ausweichung, auf eine neue Spur, die Wahrheit zu treffen, welche ihnen schon in einer Morgenröthe vorspiegelte. Ein gelehrter Kunstrichter hat in dem zweyten Stück des siebenzehnten Bandes der allgem. deutsch. Biblioth. sehr practische Gedanken darüber vorgerragen, worinn er die Stufengattungen des Epigramms verfolgt, und eine Mittelart, nämlich das mahlerische Epigramm vertheidigt. — Der griechische und der deutsche Namen verursachen eine verschiedene Bedeutung. Herr Lessing hielt sich an dem griechischen. Das Epigramm ist freylich an sich eine Aufschrift. Aber dem Dichter kann es gefallen, auch eine Gattung von Gedichten zu verfertigen, welche nur aufschriftähnlich, oder inscriptionsmäßig ist. Jenes soll, als wirkliche Aufschrift, entweder einen Gegenstand in einer lichten scharfsinnigen Präcision kennbar machen, oder ihm durch die Sentenz des Dichters eine Zierde geben, oder den lesenden Wanderer vergnügen, oder alle drey Absichten zugleich auf gewisse Weise erfüllen. Die andre Gattung ist einer Schaumünze ähnlich, die eine Person oder eine Handlung und Begebenheit bezeichnen soll, ohne eigentlich Aufschrift zu

zu werden. An diese schloß sich bisher der scharfsinnige Wit der kurzen poetischen Einfälle an, in denen ein geistvoller Gedanke, welcher Verständlichkeit und ein Ganzes für sich hat, in zierlichen Versen ausgedrückt ist; und versuchte sich unter dem Namen: **Sinngedicht**. Unter dieser Schilde mögen sie sich also erhalten, wenn sie in dem Gebiete der Epigrammen keine Freystatt finden. Eine moralische, satyrische oder ironische Anmerkung, eine scharfsinnige Ursache, die Beantwortung einer Frage, eine Vergleichung, eine Folgerung; und dieses, damit die Spitze gehörig treffen könne, durch allerley Wendungen bald in der Form des Gesprächs, bald der Frage, bald der Anrede an Personen, ja des Wunsches und der Aufgabe mit der Beantwortung eingekleidet, werden diese kleinen Geschöpfe der Muse ausbilden. — Darf sich denn nicht noch unter diesen eine vierte Gattung stellen, welche nicht so stark als jene, aber dennoch geistreich genug, um versificiret; annehmen, um gelesen; und würdig, behalten zu werden, wäre; und durch welche die Poesie die Maximen, Pensées, Esprits, Reliquien, Einfälle in Ana, Anekdoten und die Denksprüche in Prosa nachahmte *)? Ich weiß, daß bey dieser

*) Der epigrammatische Kopf eines Kästners dicitur

dieser Gattung die Dichtkunst sich verirren könnte. Aber damit sie sich nicht verirre, so fodre man mit gleicher Strenge die Neuheit und den Geist der Dichtkunst in ihnen.

In den Sinngedichten, die man der Welt zum Lesen übergiebt, sollte man wohl Acht haben, ob der Gegenstand es verdiente, daß der Dichter darüber seinen Witz in Uebung setze und seinen Einfall zu hören gäbe; und ferner, ob es wahrscheinlich sey, daß derselbe in der Welt existirte. Denn sich selbst aufgegebne Uebungen des Witzes wollen wir nicht lesen. In den größern Sammlungen vermiffen wir nur gar zu oft den Scharffinn oder auch die Deutlichkeit des Gedanken, bisweilen die Schärfe der Spitze, bisweilen den Wohlstand, oft die anziehende Lieblichkeit des Verses. Auch das Sinngedicht, welches Einfall ist, muß eine hervorstehende Idee, und einen richtigen und lebhaften Ausdruck haben. Warum man nicht eine Sammlung von Sinngedichten hinter einander lesen möge? Eine Ursache ist die Ermüdung unsrer bey der abwechselnden Menge der Gegenstände angestregten Seele, welche wir sonst in einer zahlreichen Gemählbesammlung zu leiden pflegen; und die

andere:
tet Sinndichte in Versen und Prose. Man sehe den zweyten Theil der Vorlesungen.

andre: Die Empfindung so vieler Pointen trift unsre Seele zu stark, so wie vieles starke Licht das Auge angreift. Oft wirkte der Unwille über die Einmischung so vieler schlechten darunter, und heist uns, zu lesen, aufhören.

Was vorher zum Lobe der Epigrammentheorie des Herrn Lessings gesagt worden, gilt auch von seiner ältern Theorie der Fabel. Er schloß diejenige Erzählungsart aus, welche geschmückt und erweitert ist: aber er lehret uns dadurch theils den Einfluß, den das verschiedene Naturell des Dichters auf die kurze oder weitläufige Erzählungsart haben kan, theils die verschiedene Absicht des Gebrauches erkennen. — Der Zweck der Erzählungen ist entweder der ernsthafte, andre zu belehren, oder gar in Thätigkeit zu etwas zu setzen; oder er ist ein bloßes Vergnügen. Die erstere Erzählungen erfodern eine gewisse Gravität, und müssen kurz und ungeschminkt seyn, damit der Zuhörer die ganze Fabel leicht übersehen, und die moralische Wahrheit ohne Mühe darinn erkennen könne. Aber wenn der Dichter diese seine Fabel mündlich vortrüge, welches die erste Bestimmung war, wird der Zuhörer nicht wünschen, daß die Fabel auch nicht ganz kurz sey, und er nicht zu schnell zu Ende komme? Wird der Erzähler nicht einige Umstände

auswickeln müssen, auf daß der Zuhörer Zeit gewinne, in dem Bilde der Fabel die moralische Lehre lebhaft anzuschauen? Freylich, damit durch eine zu reiche Verschönerung die Deutlichkeit nicht genommen werde, wird die Auszierung nicht zu groß seyn müssen. Aber, die Deutlichkeit unbeschadet, können die äsopischen und moralischen Fabeln noch immer durch Zeichnung der Subjecte, der Orter und Stellungen und durch Erdichtung einiger Umstände und Situationen lebhaft und sinnlich gemacht werden. — Eine andre Beschaffenheit hat es mit den Fabeln, die zum Vergnügen gedichtet werden, und den Erzählungen, die aus dem menschlichen Leben hergenommen sind, als den Lafontänischen und Gellertischen. Man denke sich hiebey die Mutterkeit, welche die Erzählungen des Umgangs unterhaltend macht. Man hört sie gern, wenn sie ausführlich sind, wenn Einfälle eingemischt werden, wenn moralisirende oder satyrisirende Ausschweifungen sie erweitern. Eine Nachtigall saß einst bey ihren Kindern und schärfte ihnen einige Regeln ein, wie sie sich bey dem Ausfluge in die Welt und in dem Gebrauch der von der wohlthätigen Natur ihnen verliehenen Gesänge verhalten sollten; aber sie gab ihnen dieselben in einem kurzen abgebrochenen Tone, und ohne jene trillernden Wendungen, welche sonst den

den Wald durchschallen, wenn sie Menschen gewahr wird, die sich an ihren Liedern vergnügen wollen. Ein Zeisig hörte sie, welcher sich nach ihren Tönen üben wollte: „Wie abgebrochen und ungeschmückt singest du jetzt, Königin der Sänger, ganz ohne Reiz und Anmuth?“, Du hast Recht, sagte die Nachtigall; jetzt will ich nicht vergnügen, sondern ich lehre meine Kinder. Dies ist, nach meiner Meinung, der Unterschied der zweyerley Fabeln.

Lasset den menschlichen Geist die Erkenntnis von allen Seiten anbauen; so darf man nur denjenigen antworten, welche die Mythologie in den Oden des deutschen Horaz nicht ertragen wollen. Der Römer Horaz lebt nicht, uns von den Thaten eines neuen Helden zu singen. Können wir denn nicht zufrieden seyn, daß ein Mann, der durch unverdroffenes Studium der Horazischen Oden, welches eine Nekromantie besserer Art ist, die Seele des alten Dichters in diesem Stücke auf die Welt gebracht hat, uns zeige, wie die Muse des Römers wahrscheinlich vom Friedrich der Preussen würde gesungen haben. Wenn aber die Mythologie mehreren oder gar allen Dichtern auf die nämliche Art, wie bey Kamlern, Stoff ihrer Gedichte zu werden anfinge: so würde man Ur-

sache haben, diesem Nachtheil für den allgemeinen Geschmack der Dichtkunst, als einer Kezerey, entgegen zu kämpfen.

Ehe man über den Gebrauch, oder Mißbrauch der alten Mythologie (dieses Geschöpfes der Eymologie, einer philosophirenden Allegorie, der biblischen Traditionen und der vergötternden Geschichte) in der neuen Dichtkunst ein Urtheil fallen will, muß man den Vorsatz und den gewählten Standpunkt des Dichters untersuchen, ob er über seinen Gegenstand in der Situation der alten Dichter aus Griechenland und Latium, folglich nach denen unter ihnen eingeführten Meinungen in der Religion und der Philosophie habe dichten wollen. Bey diesem Zwecke wird ihm das Kapitulum, nebst dem Pantheon, offen stehen; und er wird aus ihnen den heiligen Vorrath entlehnen können, welcher für seinen Gegenstand und den Inhalt schieklich und dem wahren Geschmack gemäß ist. Diese Zurückstellung der Lage und der Gegenstände in die ältern Zeiten haben zuweilen Lange, Ramuzer, Willamov und Gerstenberg vorgenommen. Nur muß man nicht glauben, als wenn der Begriff der Pindarischen und Horazischen Oden die Mythologie notwendig in sich schließe, indem ihr Wesentliches

liches nicht in den Materialien, sondern in der Manier besteht, welche die beyden Dichter eigenthümlich haben. Bey dem Pindar war die Mythologie Theil des Lobes. Viele seiner Helden waren durch ihr Vaterland oder durch ihr Geschlecht mit den mythologischen Personen verwandt: aber jetzt sänge man lieber in derjenigen Art pindarisch, daß man in den Handlungen und den Umständen des neuen Helden Stoff zu einer pindarischen Ausmahlung erforsche.

Wenn aber ein Dichter den Geschmack der alten Dichtkunst mit der Denkungsart seiner Zeitgenossen verbinden will, weil er sich erinnert, daß es nicht Römer und Griechen, sondern Deutschen, Christen, Personen von ganz entfernten Hypothesen sind, die ihn lesen; so wird er den Gebrauch jener alten Dichtungen mit Mäßigung ausüben müssen: allein auch dann wird die Mythologie ihm angenehme Opfer bringen.

Daß ich von dem geringstem Anfange: welche nachdrückliche Redensarten haben Dichter aus der Götterlehre gezogen, welche durch den Gebrauch so naturalisirt sind, daß man sie nicht mehr für Mythologie halten, sondern zur Metonymie rechnen könnte? Denn die Redensarten:

arten: Neptun zürnte, den Mars bändigend, Pan wich, Ceres entfloß, und andre, wofür kann man sie anders ansehen? Daher begreiffe ich nicht, ob Ceres, mit dem VIDA vom h. Abendmahl gebraucht, für unanständig zu halten sey; oder die Ausdrücke: Vulcanus und Neptunus vom Feuer und Meer gesagt, in lateinischen geistlichen Gedichten getadelt werden könnten.—

Die Anspielungen an die Mythologie ferner setzen ein ganzes Bild in ein helles und angenehmes Licht. Wenn ein Dichter das Lob, das von den alten Dichtern alten Helden beigelegt worden, auf einen neuen anzuwenden weiß, wie Hr. Kammler es gethan hat: so vergnügt uns nicht nur die sinnreiche Bedeutung des Lobes, sondern auch der Parallelismus der alten Helden mit denjenigen, welche bey uns im ausgemachten Ruhme stehen. Die Anspielung kann aber bisweilen auch nur in einer einzelnen Redensart und in Beywörtern angebracht werden, dergleichen von Zeus erzogen, Aurorens Lieb-ling, ein corgbantisches Lermen, herculische Arbeiten, ein kriegerischer Adon, gigantische Berge, u. s. f. wären.

Doch bis jetzt würde die Mythologie nur zum Schmuck und zur Verzierung dienen. Selbst Materialien und Stoff kann sie unsern Dichtern

tern schenken. Darf aber der Dichter die alten Ueberlieferungen noch einmahl erzehlen? Wenn dieses auch von einigen, die vornämlich feyn und lehrreich sind, gebilligt würde: so kann der Leser doch mit Recht eine neue und eigne Manier von dem Dichter fodern, oder noch lieber, daß er die Geschichte umarbeite, fortführe oder anders lenke.

Zu eigentlichen Beweisen würden die mythischen Exempel nicht mehr die Wirkung, als ehemals, machen. Horaz würde nicht mehr überzeugen: *Tertius mearum centimanus sententiarum Gigas* *); und seine Beispiele vom Pollux, Hercules und Bacchus in der vorhergehenden Ode: *Iustum et tenacem propositi virum*, würden jetzt keine Leser mehr überreden. Aber wohl als erläuternde Beispiele, die dabey eine Vergleichung in sich schließen, können sie dem Dichter, wie die Exempel aus der wahren Historie, nützen.

Zu welchen sinnreichen, auch moralischen Gedanken, Folgerungen und Anwendungen kann der Witz der Dichter nicht die Mythologie nützlich machen? Zu wie vielen angenehmen Idyllen, Fabeln, Liedern und Epigrammen kann

er

*) Od. 4. L. III.

er ihre Erzählungen gebrauchen? Zu diesen Zwecken, die alten Fabeln zu lernen und über sie nachzudenken, würde ein übendes Studium für die Jugend seyn. Die Herren Lessing und Wieland haben diese Seite des Gebrauchs der Mythologie vortreflich angewandt, und Herr Herder im dritten Theil der Fragmente davon sehr lehrreich gehandelt.

Nur muß freylich die Mythologie nicht zum Antiquitäten-Kram gemacht werden; und der Dichter muß darinn nichts Vorzügliches setzen, ungewöhnlichere Namen der Gottheiten, statt der gewöhnlicheren, in seinen Vers gestopft zu haben. Da auch die alte Mythologie manches enthält, welches unserm Erkenntnißsystem nicht mehr bestimmet, so muß er mit vernünftigen Geschmack nach den Sitten unsrer Zeit und dem Gegenstande seines Gedichts das Schicklichste auswählen; und wenn er neue Geschichte unter einer alten Fabel allegorisiert, jene durch die Erdichtung nicht so verdunkeln, daß kaum eine platonische Wiedererinnerung Statt findet.

Boileaus personificirter Rhein *) gefällt nur noch als poetisches Spiel; und Sannazars Lobepigramm auf Venedig würde zu unsrerer
Zeit

*) Epitre IV. au Roi.

Zeit nicht den belohnten Beyfall finden, als zu jener, in welcher das Studium der griechischen und lateinischen Litteratur eben in Italien aufgeblühet war, und die alten Lehrer die Liebe zur Mythologie erweckt hatten.

Müller schrieb 1746. vernünftige Gedanken über die Anrufung der Musen und anderer heidnischen Götter in der heidnischen Dichtkunst, und verwarf sie, unrecht verstanden, aus theologischen Gründen. Aber da der Dichter nur persönlich gemachte Eigenschaften und Kräfte, und oft gar seine eignen, dabei meynet: welche Abgötterey oder Irreligion wird er durch dergleichen Anrufungen begehen, die ohnehin schon sehr gemein geworden sind?

Sollte man nicht einmahl eine andre Mythologie, ausser der griechischen und römischen, etwa die alte celtische oder nordische, einführen? Eine Frage, die man in unsern Tagen bisweilen aufgeworfen hat, aber welche gleiche Beantwortung mit einer andern verdienet, die über den Vorzug des lange durchgebesserten römischen Gesetzes vor den deutschen Rechten angestellt worden; — obgleich sonst die Fabeln der Alten in den Theogonien und den physicalischen

schen Allegorien von uns wohl Verbesserungen annehmen könnten.

Ist die Digression oder die gänzliche Verlassung des Gegenstandes ein so notwendiges Stück einer Ode, als die Theoristen sie unter die Theile der Ode her zählen? Pindar hatte die Anwerbung fremder Materien in seinen lyrischen Gedichten nöthig, und sie waren bey ihm nicht die Frucht des Affektes, sondern der Ueberdenkung: aber sein Geist wußte sie mit Affekt in seinen Plan hinein zu ziehen. Horaz und die neuen Odendichter gebrauchen sie bisweilen zur Aufstützung eines unfruchtbaren Thema; oder es vergesellerten sich der Lieblingsgedanke ihrer Seele und die gegenwärtigen Empfindungen des Herzens zu ihrem Gesange. Die Fr. Karschin scheint oft das in ein Thema hinein zu bringen, was ihr zu der Zeit einfiel, oder was sie einmal zu besingen sich vorgesetzt hatte. — Da der Dichter von dem Gegenstande, der seine Muse aufweckte, bis zur Begeisterung erfüllt ist: sollte er ihn wohl sobald aus dem Gemüthe verlieren; oder so sehr, daß er ihm auch hernach nicht mehr einfiel?

Schrecken und Mitleid, sagt Young, sind die Pulse des Trauerspiels. Warum aber nicht auch

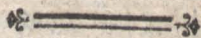
auch andre stark erschütternde, unangenehme Leidenschaften, welche eine tragische Geschichte erregen kann? Herr Schirach hat schon in einer Abhandlung die Furcht an die Stelle des Schreckens setzen wollen. Viele Geschichten werden einen fesselnden Zwang oder eine unnöthige Veränderung gebieten, daß das Schrecken nur hineingedrungen werde.

Ich kenne eine große Stadt in Deutschland, wo man wenig Behaglichkeit an den zu schreckhaften Trauerspielen findet, sondern ihnen die ruhrenden Lustspiele vorzieht. In der That, der traurige Ausgang verschafft mir weder Vergnügen, noch Nutzen. Die Charaktere, die Sentiments und die zubereitenden Begebenheiten sind die Nahrung meiner Tugend. Barnevell belehrt zugleich in dem Lustspiel, wenn er in dem Trauerspiel erschreckt. Warum muß mich noch der Tod des Deserteurs niederschlagen, da meine Seele schon vorher durch so starke Leidenschaften gefoltert ist? Möchte doch der Dichter, der für die Deutschen Shakespear's Romeo und Julie unarbeitete, die Geschichte uns einmahl mit demjenigen frohen Ausgange vorlegen, den die Begebenheit wirklich in der Welt gehabt hat! Sie geschah, wie der mitleidige Zuschauer es wünschet: Romeo wurde geheilt, und Julien der Dolch entrisßen.

Klopstock's David ist eine wichtige Erweiterung des poetischen Gebiets. Wer sich an dem Titel: Trauerspiel, stößt, nenne es Trauersdrama. Da wir die meisten Oden nicht mehr singen: so mögen wir auch Dramen zum Lesen haben.

Verdienen heroische Trauerspiele schon dadurch ihren Namen, weil Helden und hohe Personen in ihnen die Haupthandlungen verrichten? und können bürgerliche Personen nicht auch heroisch handeln? Ich würde die Hausspiele heroisch nennen, wenn die Personen wirklichen Heroismus zeigen — und wenn der Ausgang ganze Länder interessiret.

Man kann freylich den jetzt beliebten Operretren die Kritik des Unnatürlichen machen, welches man sonst den Opern aufgerücket hat. Geschichten werden gesungen, und der liebenswürdige Landedelmann stimmt in der Jubelhochzeit auch zuletzt eine Arie an. Aber diesen kleinen Fehler können wir uns gern für den Gewinn des Nutzens gefallen lassen, daß sie unter dem Frauenzimmer den edlen und unschuldigen Zeitvertreib ausbreiten, sich durch Gesang zu unterhalten.



VI.

Von der Schrift:

Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts und deren Beförderung.

Es ist dieses das schon bekannte Werk eines Mannes, der aus einem redlichen Triebe, seinem Amte auf das Beste ein Genüge zu leisten, über den Zweck, den er erfüllte, und den Nutzen, den er schaffen sollte, mit dem ihm eignen Scharfsinn lange nachgedacht hat, und welcher selbst eine Beredsamkeit besitzt, worinnen gründliche Deutlichkeit und sanfte, aus dem Herzen kommende Nührung sich vereinigen. Daß einige der Amtsgenossen nicht völlig mit seinen Begriffen zufrieden seyn würden, war wohl nicht zu verwundern, weil viele sich in ihrem Amte auf eine größere Höhe zu stellen gewohnt sind, als der Herr Verfasser seinem und ihrem Stande zumißt. Andre bemerkten eine Zahl von Lehren ganz von ihm aus dem Kanzelvortrage ausgeschlossen, mit welchen sie gern in dogmatischer Weite die Predigten ausfüllen mochten.

Meine Absicht ist nicht, das Verhältniß des geistlichen Standes zu den andern Ständen seiner

116 Von der Schrift: über die Nutzbarkeit
seiner Mitbürger abzuwägen. Die Klugheit
würdiger Geistlichen wird dabey Zeiten und
Orter unterscheiden müssen; und es ist über-
dem gewiß, daß der wahre Rang unserer Aem-
ter, so wie anderer irdischen Verfassungen, aus
der Wichtigkeit und dem Umfang der Wirkun-
gen, aus der Stärke unserer eignen Bemühun-
gen darinnen, und aus unserm dabey gezeigten
Vertragen abzumessen sey. — Ich will auch nicht
die unbedingte Nothwendigkeit des Vortrages
jener Materien beweisen. Der Herr Verfasser
ist selbst wohl nur der Meinung, daß die Lehre
von den drey Personen in einem göttlichen Wes-
sen, von der Vereinigung der beyden Naturen
in der Person Christi, von der Genugthuung,
oder auch dem gänzlichen Unvermögen zum Gu-
ten, von der gerechtmachenden Kraft des Glau-
bens ohne Werke nicht mit unnötigem Ueber-
flusse und weiträufziger vorgetragen werden solle,
als sie eine Beziehung auf den Hauptzweck,
nämlich die Besserung und Beruhigung des
Menschen haben, und daß sie auch durch Vor-
sichtigkeit vor dem Mißbrauch bewahret werden
mögen. Dieses, ist nun überhaupt betrachtet,
so richtig, daß es nicht geleugnet werden kann.
Vornämlich die ersten von den so genannten
Materien haben in ihrer Ausdehnung einen Kreis
von mehreren verketteten Lehrsätzen, welchen
durch

des Predigtamts und deren Beförder. 117
durchzudenken, nicht allein viele Gelehrigkeit
und Gedult im Aufmerken, sondern auch wirk-
liche Uebung im Nachdenken erforderlich sind.
Es ist eine so große Kunst, ohne Kunst von
ihnen sich auszudrücken, daß man denjenigen,
welche nicht durch vielfältiges Studieren dieser
Lehren und bey der Beobachtung der Faßlichkeit
der Menschen, sich diese Geschicklichkeit erwor-
ben haben, lieber rathen möge, in wenigen und
leichten Sätzen über die Theorie, vollständiger
aber von der Anwendung zu reden. Ganz aber
können sie eben dieser Anwendung halber nicht
übergangen werden. Man wird auch, der un-
angenehmen Erfahrung, die man davon hat, zu-
folge, eingestehen, daß vielen Menschen zu ei-
nem verführenden Mißbrauch die Thür geöffnet
werden könne, wenn man von dem gänzlichen
Unvermögen zum Guten sich also unbestimmt
ausdrücker, daß man nicht unterscheidet, wel-
ches Gute man dabey verstehe, und nicht zu-
gleich einschärfet, was dennoch einem jeden bey
den Reizungen zum Laster und zu unrechtmässi-
gen Handlungen übrig gelassen werde; oder wenn
man die Lehre von dem Glauben und den gu-
ten Werken nicht so in Verbindung stellet, daß
Niemand den Glauben für eine todte und zu
guten Ausrichtungen unwillige Sache ferner er-
kennen wird.

Insbefondre aber hat man bey dem Vortrage dieser Lehren auf die Verschiedenheit der Gemeinen sein Augenmerk zu richten. Es ist nur gar zu sehr wahr, daß nicht allein Gelehrte von Ungelehrten, oder Gemeinen in Städten von Gemeinen auf Dörfern unterschieden, sondern daß auch leider Gemeinen von Bürgern andern Bürgerversammlungen und die Landgemeinen den Landgemeinen sehr ungleich sind. Der Lehrer der Religion hat also wohl nöthig, die Fähigkeit und Gelehrigkeit seiner Zuhörer auszuforschen, und darnach den Umkreis des Religionsvortrages entweder zu erweitern oder einzuziehen. Indessen können doch alle gewisser Hauptzüge der Religion nicht entbehren. An die Unterscheidungslehren aber, und vornämlich der protestantischen Kirchen, würde ich entweder gar nicht denken, weil der meiste Theil der Glieder von diesen beyden Kirchen schon überzeugt ist, daß der Unterscheid keinen Nachtheil an der Seeligkeit verursache. Und sollte ich z. E. der unterschiedenen Auslegung der Lehre vom Abendmahl erwähnen müssen: so würde ich bloß sagen: daß wir dem Buchstaben der Einsetzungsworte und den Auslegungen des Paulus, auch ohne die Begreiflichkeit, nachgingen; die mit uns verbrüderete Kirche der Reformirten aber wünschte sich, das Geheim-

niß

niß lieber begreiflich zu machen. Doch wäre zu hoffen, daß Christus beyderley Christen, wenn sie nur in der Absicht der Stärkung des Glaubens zur Communion gingen, gleiche Früchte schenken würde. — Ich bin auch freymüthig genug, nach meiner eignen Beobachtung zu bekennen, daß die Zahl derjenigen Lehren, welche mir zur eigentlichen Schaffung meiner Seeligkeit zu wissen und zu erfüllen nothwendig sind; der Lehren, welche mir Antriebe zur Thätigkeit in meinen gesunden Tagen geben, und beruhigenden Trost bey meinem Ende verleihen würden, sehr klein sey; aber ich sehe wohl, daß, um jene zu verstehen, und als wahr und zusammenstimmend zu erkennen, ich einige mehrere brauche; daß, jemehr ich das christliche Religionsystem mir in der Harmonie seiner Lehren vorzustellen im Stande bin, ich mit innigstem Vergnügen dem Veranstalter alles Wohls desto stärker ergeben werde; und daß ich Gott und, den er gesandt hat, seinen Sohn und meinen Erlöser mit desto zärtlicherm Danke liebe, wenn ich auch zugleich weiß, was mein Erlöser hat seyn und thun müssen, mich zu begnadigen. Unterdessen glaube ich doch auch, daß es keinen Schaden bringe, wenn manche Personen diese Lehren auch eben nicht in der ganzen Verkettung verstünden, sondern darinn

H 4

ihren

ihren Predigern als ehrlichen Männern vertrauen, welche ihnen die Zeugnisse des göttlichen Wortes unverfälscht vorlegen; und wenn sie sich bemühen, die Vorschriften als geistliche Postulate in Ausübung zu bringen.

Dieses deucht mir auch Verpflichtungsgrund zu seyn, warum Consistorien die lautere Erkenntniß in diesen Stücken bey den unter ihnen gesetzten Predigern sorgfältig zu beprufen und auf den richtigen Vortrag derselben zu achten haben. Es wird selten Gemeinen geben, welche aus Gliedern von einerley Erkenntnißgrade bestehen; und es können in Versammlungen, die meistens ungelehrte und ungeübte Zuhörer ausmachen, etwa nur zween oder drey seyn, welche einen Geschmack an einer ausgebreiteten Erkenntniß bezeugen. Sollte der Prediger diese übersehen oder verabsäumen; und nicht vielmehr, gleich einem sorgfältigen Schullehrer, ihnen zuweilen in einem ausführlichern Vortrage den Rath und das Verfahren Gottes gegen die Menschen aus einander legen, wenn schon, wie es auch nicht nöthig ist, den übrigen Zuhörern nicht alles in seiner Predigt verständlich seyn sollte. Ich versichre für gewiß, daß alle diejenigen, welche das Werk, über das ich rede, mit Aufmerksamkeit lesen, zu einer starken Begierde werden

werden erwärmet werden, ihren richtigen Amtsverrichtungen mit Fleiß und Nachdenken obzuliegen. —

Ich bin auch mit ihm sehr einig, den Prediger nicht bloß als den Lehrer der Religion, sondern auch als den theilnehmenden aufrichtigen Freund seiner Mitbrüder zu denken, der, außer der Religion, bisweilen zu ihnen von Materien spricht, welche das Geschick ihres Standes erleichtern, die Ordnung und Verbindlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft unterhalten und auch ihre irdische Zufriedenheit vermehren können. Wer von dem Gefühl einer allgemeinen Menschenliebe befelet ist, wird keine Aussicht schöner finden, als alle Glieder der Menschheit um sich glücklich, zufrieden und vergnügt zu erblicken; und, soviel als ihm möglich und erlaubt ist, durch Hülfe, Rath, Wunsch und Gebeth die Loose ihres Lebens angenehm zu machen. Freylich ist hierinn wiederum eine Grenze zwischen den Stadt- und Landgemeinen festzusetzen; und, da jene sehr vermischte Stände und Glieder in sich schließen, bey denselben mehrere Vorsichtigkeit zu beobachten. Aber ich habe jetzt zunächst die Dörfgemeinen in Gedanken, für welche unser Verfasser auch gesorgt hat; (S. 246.) und ich be-
trachte

trachte Landleute, besonders diejenigen, welche schwereren Verfassungen unterworfen sind, mit einem Gemüthe, das ihre gewöhnliche Geringschätzung, Unterdrückung, und daher fließende, Muthlosigkeit bedauert. Aber schon arbeitet unsre Gelehrsamkeit nicht blos an Entwürfen eines verbesserten Ackerbaues, sondern auch zum Nutzen, Vergnügen und Trost des Landmannes. Tissots medicinisches Handbuch für das Landvolk, Mayers Katechismus des Ackerbaues, Schloßers Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk, sind vortrefliche Erstlinge, und ich weissage, daß diese Exempel gewiß noch mehrere ermuntern werden, ihren Geist, vielleicht auch ihren Wit, ja gar die Muse der Dichtkunst, etwa in kleinen Liedern oder Fabeln, für den untersten Stand des gemeinen Wesens zu beschäftigen. Werden denn Priester, diejenigen, deren Beruf es ist, öffentliche Vorträge an eine versammelte Landgemeinde zu halten, und die in Augenblicken reden, wo ihre Zuhörer sich in mehrerer Fassung befinden, aufzumerken; werden diese wohl ihr Amt und den Ort, von welchem sie sprechen, entweichen, wenn sie unter den Vorträgen über die Religion zuweilen über den Stand ihrer Zuhörer vor denselben redeten, ihnen die vorzügliche Unschuld, den großen Nutzen, ja die Nothwendig-

wendigkeit, die Achtung ihrer Lebensart bey den Vernünftigen vorstellten, und dadurch ihnen Liebe gegen ihren Stand einflößten, wenigstens sie in ihrem scheinbaren Elende aufrichteren? Möchten sie diesen unsern Mitgenossen der Menschheit und der Religion folgende Sätze oft begreiflich machen!

„Ihr pfleget den Boden Gottes, ihr arbeitet gleichsam mit ihm in der Natur, ihr treibet das unschuldige Geschäfte, welches der ersten Welt, ja den ersten Menschen selbst, zugeteilt war. Denn glaubet nicht, daß, wenn Menschen in der anerschaffnen Unschuld geblieben wären, sie das Feld nicht hätten bauen dürfen, wenn gleich diese Arbeit ohne wenigere Mühseligkeit hätte verwaltet werden können. Unserer Verschlimmerung wegen, mußte die Arbeit vergrößert werden, und sie dient uns jetzt zum Arzneymittel; ja die eurige giebt euch viele Vorzüge in der Gesundheit vor dem leichteren arbeitenden Städten; sie verleihet euch einen ruhigern Schlaf. Es ist wahr, euer Gewerbe ist hart und voll Mühe; ihr seyd es, die allen Ständen die Nahrung erarbeiten müssen. Aber wüßtet ihr nur genugsam, oder wenigstens möchtet ihr uns nur auf unsre Erfahrung glauben, daß kein Stand sey, der nicht

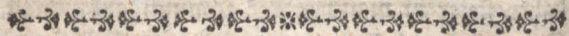
„nicht seine große Mühe, Sorge und Furcht quäle; und die allermeisten, ja alle arbeiten wenigstens auf eine gewisse Weise wiederum für euch. Andre müssen durch mehrere Umwege dafür sorgen sich Brod zu erkauften, da ihr ohne Umwege die erste Hand seyd, die es gleichsam von Gott unmittelbar empfänget. Ihr habet auch eure großen Vergnügungen. Welche Freude ist es, erfüllte Hoffnungen, belohnende Früchte der Arbeit und die Wirkungen des göttlichen Beystandes, vor und um sich zu sehen! Welche Freude ist ein aufgehendes Feld und der Anwachs des Viehes! Ihr genießet ein Glück täglich, wornach den Städter mit schmerzhafter Sehnsucht verlanget; und sie sind fröhlich, wenn es ihnen bisweilen vergönnt ist, eure Felder zu besuchen. Die Natur in ihrer reizenden Schönheit, das Grün der Felder, das Rauschen der Bäche, die heitre Himmelsluft mit erquickenden Düften durchstreichen, die kühlen schattigten Wälder sind euer täglicher Genuß. Das Buch der Natur liegt täglich vor euch geöffnet.“ —

Wie vieles Gute werden Lehrer der Dörfer ausrichten, wenn sie ihre Zuhörer also aufmuntern; und um dieselben zu überzeugen, daß nicht blos die Kanzel sie auf diese Weise reden hiesse,

hiesse, sollten sie auch ausser demselben bey den Besuchen ihrer Gemeine sich also auszudrücken Gelegenheit nehmen. Man hat Beyspiele, daß Thränen in den Augen der Greise den rührenden Vorträgen der Prediger Beyfall gegeben haben. Es kann auch unter diesem Volke, denn warum sollte dieses nicht? wenigstens in einigen der Trieb rege werden, sich ein Verdienst und einen Werth vor andern Ständen zu erwerben; daher steigt in manchen der Wunsch auf, ihren Stand zu verlassen, und in andre Beschäftigungen überzugehen. Aber man muß ihnen zuweilen zeigen, daß sie als Menschen den größten Werth erlangen, wenn sie sich mehrere Erkenntnisse und bessere Gesinnungen zuwege bringen, als gewöhnlich andre aus ihrem Stande besitzen; als Landleute würden sie Verdienst und Ehre haben, wenn sie in dem Bau ihrer Felder sich hervorthun; und als Christen hätten wir nicht allein hier alle einerley Werth, sondern ein gleicher ist uns allen einst aufbehalten. Denn bey jener großen Bekantwortung werde niemand darnach beurtheilt werden, welche Geschäfte und Berrichtungen er in der Welt verwaltete, sondern mit welcher Gesinnung er die Beschäftigungen ausgerichtet habe, welche die Geburt und die Umstände ihm anwiesen.

Welche

Welche profane Homiletik! werden Manche sagen. Aber überladet uns die Welt, worinn wir wohnen, nicht mit so vielen Arbeiten, daß ihre Menge uns sehr wenige Muse zu einer eignen und ununterbrochenen Betrachtung der Religion erlaubet? Und ist das Christenthum nicht ein System, welches sich mit allen Ständen und Arbeiten des menschlichen Lebens verbinden könne?



VII.

Von der Verschiedenheit in den Kanzelvorträgen und von demjenigen, was in allen zu finden seyn mußte.

Wenn man den Kanzelvorträgen einige Jahre hindurch nachgeht, so wird man über die Abwechslung des Geschmacks, die Verschiedenheit der Materialien und die entgegengesetzte Einrichtung derselben in nicht geringe Verwunderung gerathen, da man doch gestehen muß, daß alle den ersten und unveränderlichen Zweck des Predigers, die Erbauung, nicht haben verfehlen wollen. In den Jahren, welche der Reformation angrenzeten, nahm man noch die Beredsamkeit des Luthers zum Muster, und

und verband, nach den Bedürfnissen der damaligen Zeit, Ueberzeugung, Anmahnung und Tröstung. Bald aber begab sich mit den Streitigkeiten, welche unter den Lehrern der Kirchen aufzähreten, die Polemik auf die Kanzel, weil von ihr das Herz der Geistlichen erfüllt war. Diese wurde wiederum von einem andern Art abgewechselt, welche sich nach dem Geschmack des vorigen Jahrhunderts bildete, der, wie bekannt ist, auf die alten Sprachen ging, die Kritik an den alten Schriftstellern ausübte, und statt eines eignen tief eindringenden Nachdenkens über Gegenstände, gesammelte Lectüre aufstellte. Dürre Erregesen, Belesenheit aus geistlichen und weltlichen Schriftstellern, schrankenlose Allegorien, oder gar Stoff aus den Niedeanweisungen des Christian Weisse füllten die Predigten: und manche kamen ihnen durch homiletische Reallexika zu Hülfe. Wosern Phil. Jac. Spener kein anders Verdienst um die Religion gehabt hätte: so verdient er schon deswegen Dank, daß er sich der Seuche dieses unfruchtbaren Kraams entgegenstellte; und der von ihm erweckte so genannte Pietismus hat meistens das heilsame Werk gestiftet, daß wir, von seiner Zeit an, christlichere Predigten gehört haben. Aber freylich hatte die Philosophie den Geist der deutschen Gelehr-

Gelehrsamkeit noch nicht genug aufgekläret, welches erst nachgehens geschah. Entweder überlud man das thätige Christenthum mit übermäßigen Forderungen und führte dabey eine halb orientalische und halb mystische Sprache, welche man nicht sich erst verständlich zu machen gesucht hatte: oder man ersetzte den Mangel des Denkens und die Lücke der erwiesenen Realien durch eine Anhäufung biblischer Sprüche; und die Concordanzmethode ward zur Gewohnheit. Jetzt erschien das Zeitalter der Wolfischen Weltweisheit, und so wie die vergesellschafteten Wissenschaften bisher einen Einfluß in die Vorträge der Prediger gehabt hatten: so änderte die Liebe zur Philosophie wiederum die Materie der Kanzeltreden. Da man nicht eingesehen hatte, daß der wahre Zins, welchen Gelehrte andrer Wissenschaften von dem Studiren der Weltweisheit ziehen, nicht in der Erlernung und dem Gewinn der philosophischen Lehrsätze, sondern in der Übung der Denkgabe, in der Schärfung der Beurtheilungskraft, in der Erlangung einer deutlichen und gründlichen Meditation bestehe: so brachte man metaphysische Begriffe und Beweise auf die Kanzel; und verdünnte Leute fanden dieses Mißbrauchs wegen für nöthig zu fragen: was von Philosophischen Predigten zu halten sey? Die Gelehrsamkeit

Deutsch

Deutschlands kleidete sich bald wiederum in ein ander Gewand, nämlich das ästhetische, das von der brennenden Liebe zu den schönen Wissenschaften herkam. Ein damals ungenannter Verfasser (der nicht lange verstorbne Superintendent Möller in Göttingen) schrieb Gedanken von ästhetischen Predigten, und bewies, daß die untere und mittlere ästhetische Erkenntnißart nur sich für die christliche Beredsamkeit schicke, obgleich einige von den Dichtern zaubert, die über die Religion gesungen haben, gar die höchste nachzuahmen ein Belieben trugen.

Man muß gestehen, daß, nachdem die Kanzelberedsamkeit sich durch so viele Perioden durchgearbeitet hat, man jetzt an mehreren Orten einsehe, daß es nicht auf die Erkenntniß und Einkleidungsart in Kanzelvorträgen ankomme, sondern, daß die Hauptsache diese sey, daß der Zuhörer von einer ihm möglichen Wahrheit überzeugt, und belebt von dem anhaltenden Entschlusse, seine Obliegenheit in Absicht derselben zu erfüllen, aus dem Gottesdienste gehe. Und dies ist ein Bestreben, welches gerades Weges zum Ziel der rechten Erbauung führet.

Doch

Doch darf man eben nicht, zur gänzlichen Verachtung der ältern Predigten, behaupten, daß sie gar nicht erbauet hätten, weil wir nicht mehr darinnen Erweckung und Vergnügen schöpfen. Denn die Uebung der Erkenntnißfähigkeiten wechselt bey dem ungelehrten Haufen eben so ab, als bey den Gelehrten. Es kann z. B. eine Zeit seyn, worinn Vergleichen, auch von sinnlichen Dingen hergenommen, nicht allein gefallen, sondern auch auf gewisse Weis der Verbesserung der Gemüther nützlich sind, wenn nämlich der allgemeine Geschmack des Zeitalters die Fähigkeiten der Menschen zu dieser Art des Wises gestimmt und gewöhnet hat. Die Zuhörer werden alsdenn bey den Vergleichen, wofern sie nur vor dem Uebertriebenen und Lächerlichen, das den ernsthaften nütlichen Eindruck schwächt, behütet werden, die reellen oder moralischen Ideen und Sätze sich ins Gemüth prägen. Also war nicht allein zu den Zeiten des Erlösers bey den Juden die allegorische und sinnbildliche Lehrart sehr beliebt, sondern diese Manier zu erklären, zu erläutern, ja zu beweisen findet noch bey dieser Nation sehr vielen Eingang. Man wird selbst unter uns wahrnehmen, daß, wenn der Kanzelredner einen Satz durch eine Vergleichung, die dem Zuhörer sehr nahe und sinnlich ist, aufkläret, Vergleichung

gleichung und Sache ihren Gemüthern lange eingehesetet blieben. Da bey denen, die schon mit Religionserkenntnissen versehen sind, zur Erweckung christlicher Thätigkeit die gehörigen Ideen und Pflichten nur erneuert, und in ihm klar und lebhaft erhalten werden dürfen: so glaube ich, daß diese Erbauung eben so wohl durch Hülfe der Einbildungskraft als des Verstandes bewirkt werden könne, besonders wenn jene mehr gebraucht und rege gemacht worden, als dieser. Finden wir daher nicht, daß eine Gemeine sich an einer gewissen Art des Vortrages erbaue, da eine andre, aus Mißfallen an derselben, vielmehr in der Andacht gestört werden würde? Ja, haben nicht Zeiten und Nationen oft ihren besondern Geschmack in der Kanzelberedsamkeit geliebet? Predigte der beredte Chrysostom unter uns: wir würden vieles in seinen Predigten als seltsam und anstößig verurtheilen; und der beredte Saurin kann, durch seine Lebhaftigkeit und durch seine zu sehr ins Besondere sich zerstreunende Untersuchungen und angebrachte Gelehrsamkeit, Franzosen sehr wohl gefallen, da zur Erbauung der Deutschen lieber jemand, statt einer Uebersetzung, eine Umschaffung seiner Predigten mit Hinweglassung des Fremden, des zu Gelehrten, oder oft blos Vergnügenden möchte vervollfegt haben: und ich

hätte davon lieber eine Probe gesehen, als die unvollständigen Brocken, aus denen jemand neulich ein Religionsystem unter dem Titel: Esprit de Saurin, oder geistvolle Gedanken über die wichtigsten Wahrheiten der Religion, hat zusammensetzen wollen.

Aus dieser anscheinenden Vertheidigung des ältern Geschmacks in den Predigten folgt noch nicht, daß man zu unsern Zeiten, die nicht mehr dem Sinnbildlichen und Imaginativen so häufig ergeben sind, noch dem Witz der ehemaligen Kanzelreden nachjagen solle; noch folget, daß ein Vortrag, der ganz auf eine nutzbare Ueberzeugung des Verstandes, auf die Beschäftigung des eignen Denkens, und die daraus entspringende Bewegung des Willens gerichtet ist, nicht einen Vorzug vor demjenigen haben sollte, bey welchem die obern Erkenntnißkräfte des Zuhörers müßig bleiben, und wo unter vielen Hülfen nur wenige Kerne herausgesucht werden müssen; vielmehr da das Bessere dem Gerin- gern vorzuziehen ist, werden wir, wenn Gelehrtheit und Vermögen offen steht, diesen vor- zugsmäßigen Geschmack auszubreiten bemüht seyn müssen. Nur dieses folget daraus, daß bey den Veränderungen, die der Geschmack lei- det, und bey den Verschiedenheiten, welche die

Seelen

Seelenkräfte, die Wissenschaften, das Alter und das Temperament eines Predigers verur- sachen, es unmöglich sey, eine Einförmigkeit in der Vortragsart der Religionswahrheiten auf der Kanzel zu verlangen.

Aber Eines ist dennoch, was, dieses alles ohngeachtet, sich nicht aus dem Augenpunkte verlieren muß; und dieses ist die deutliche Ent- wicklung und Auseinandersetzung der vorzutra- genden Materie. Wenn der Prediger nicht eine leere und unnütliche Besteigung seiner Kanzel vornehmen will: so sollte er getreu diejenigen Materien ausfinden, welche für seine Zuhörer zur Bevestigung der Religionserkenntnisse, zur Erweckung oder Beförderung der christlichen Thätigkeit recht geschickt sind. Er sollte sich bey jeder Zubereitung vorschreiben: ich will mei- nen Zuhörern dieses mahl diese Wahrheit recht einzudrücken und mit meinem besten Vermögen ihrem Gemüthe vorzulegen suchen. Daher will ich den Inhalt derselben ihnen deutlich und ge- wiß machen; die Zweifel oder gar Irthümer, die sie darinn aufhalten könnten, mit aller Ue- berzeugungsstärke aus dem Wege räumen, und die Wissenschaft mit der Ausübung so in Ver- bindung setzen, daß sie von diesem Theil der christlichen Erkenntnisse, wosern sie nur das

Gehör dargeliehet haben, nicht unbelehret, und eben so wohl ermuntert, die Kirche verlassen sollen.

Einige Schriftsteller über die Homiletik haben alle Regeln der Predigerkunst auf einem Satz gründen wollen; und noch neulich hat Joh. Friedr. Teller zu Zeiz den ästhetischen Grundsatz von dem sinnlichen Vortrage dazu gewählt. Allein durch ihn wird bloß die Beschaffenheit des Stils, nicht der innern Ausföhrung angerathen, obgleich der Satz, so wie an sich, manchen Zwendeutigkeiten unterworfen, also auch bey Predigten in viele Einschränkungen gefesselt werden müsse.

Die genannte Entwicklung einer gewählten wichtigen Wahrheit ist in trocknen und sinnlichen, in beredten und unberedten Vorträgen das Wichtigste, was man in ihnen fodern kann. Sie ist schon in allen andern Abhandlungen und Reden das Hauptwerk, wenn der Verfasser in den Grund seiner Materie hineindringen, wenn er ihre Wahrheit bevestigen, und Gewißheit davon in den Lesern oder Zuhörern pflanzen will. Wird sie denn nicht da am meisten Pflicht seyn, wo man mit Personen zu thun hat, die, weil sie mit den Elementen schon versehen sind, die Fortföhrung in den Anfangsgründen

gründen wünschen, und deren Aufmerksamkeit, ja deren wenig geübtem Nachdenken man durch vollständige eigne Ueberdenkung zu Hüffe kommen müsse?

Das, was entwickelt werden soll, können freylich keine biblische Mysterien seyn. Man kann diese zwar nicht durch Stillschweigen unterdrücken; sie müssen mit den andern Klärern Wahrheiten vereinigt werden; aber sie sind eben deswegen, da sie Gott uns verborgen, nicht der Gegenstand einer homiletischen Ausföhrung. Es bleiben, wenn man nur das System der Religion und der Sittenlehre versteht, den Menschen und seine Gemeine kennt, und sein Gedächtniß durch tägliches Lesen fremder geistlicher Betrachtungen bereichert, Materien genug, theils theoretische, theils moralische, vornämlich diejenigen, welche die besondern Beziehungen der Menschen angehen, und Seiten genug, nach welchen sie können betrachtet werden. — Sind es Lehren, die der Prediger vortragen will, so hat er ihre Wahrheit zu erweisen; er erkläre mit genugsamen Merkmalen, worinn die Natur der Gegenstände bestehe, und zeige darauf mit Nachdruck, welche Wirkungen die Wahrheiten auf die Besserung der Menschen haben müssen. Handelt sein Thema von einer Pflicht oder einer

einer Ausübung: so lehre man erst deutlich, was und warum es die Zuhörer thun sollen, und dann löse er, wie von einem Problem, die Art und Weise auf, wie sie es anzufangen haben, damit die Ausrichtung ihnen erleichtert werde. Er suche also zuerst selbst von allem deutliche und richtige Begriffe zu besitzen, und in allen seinen Worten sich zu verstehen; eine schwere Kunst, welcher Fontenelle, wie er selbst bekennet, mit Sorgfalt nachtrachtete. Er habe sich schon in frühern Jahren den Besitz erworben, seine Gedanken in einem reinen, edlen und wohlklingenden Ausdruck vorzutragen, ob er gleich zu der Sprache der Kanzel aus dem Vorrath schöner und zierlicher Ausdrücke die faßlichsten und leichtesten wählen müsse. Er nenne deutlich seinen Hauptsatz, er unterscheide die Theile, er zeige sie an, ja er wiederhole sie zuweilen, und ahme nicht eine so genannte *crypta oratoriam* nach, welche der Behaltung der *Cramerischen* Predigten hinderlich ist.

Wahrheiten, die also entwickelt sind, werden erst den Verstand und das Gedächtniß erfüllen und die Erkenntnißkräfte beschäftigen, aber dadurch zugleich auf den Willen wirken und seine Begierden in Bewegung setzen, auch ohne daß der Redner mit Hefigkeit des Geistes

stes und der Anstrengung der Stimme, oder mit Anwendung der Künste, welche Anwalde in Rom nöthig hatten, die Wendungen der Gedanken gebraucht, welche die Aufmerksamkeit überraschen, oder die sinnlichen Fähigkeiten aufwiegeln. Geben jemandes feuriges Temperament, das noch lebhaftere Alter, oder einige mehr geübte Fähigkeiten, ihm natürlicher Weise Vorstellungen ein, welche die sinnlichen Kräfte des Menschen berühren: ertheilen sie ihm eine Redeart, eine Verbindung von Worten und Gedanken in seine Feder und in seinen Mund, welche schneller, hitziger und bewegender ist: so mag er sich dieser Form bedienen, indem sie mit dem fortgehenden Lebensalter und bey kältesterfließenden Blute schon allmählig ihre Spannung nachlassen wird. Aber er schreibe nicht den Erfolg von Nührungen oder Besserungen seinen Gemälden, Apostrophen, Redeeinführungen und Ausrufen zu, wenn nicht eine sorgfältige Auseinandersetzung der Wahrheit vorausgegangen oder damit begleitet gewesen: und er hüte sich vor einem auf der Kanzel, und, wie Mosheim immer gewarnt hat, besonders den gesetzten Deutschen nicht angemessenen braussenden Affekte. Denn nichts ist richtiger, als die Sentenz, welche Bästner in der Abhandlung: ob die

Physik Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit giebt, hat einschließen lassen: „Gefinnungen, die alles, was wir thun, regieren sollen, müssen beständig in uns leben, nicht sturmweise erregt werden.“ Uebrigens werden wir gleiche Unterhaltung von Aufmerksamkeit, gleiche Frucht von Erweckung und Nührung bey uns finden: wir mögen jene entwickelte Wahrheiten in den lebhaften, affektreichen und zum Theil hitzigen Reden eines Cramers, Less, Rautenberg, Schlegel, Kehlhopf und Froriep — oder in dem bedächtigen, vertraulichen, doch nachdrücklich lehrenden und rathenden Vortrage und Tone eines Jerusalem, Spalding, Ernesti, Zollikofer, Resewitz, Teller in Berlin und des neulich verstorbenen Superintendent Stemmeler in Leipzig eingekleidet empfangen.

Die Erfahrung lehret, daß Leute von Stande, die Geist und Wissenschaft besitzen, aber welche von ihren täglich verketteten Geschäften an der nähern Betrachtung der Religionswahrheiten und noch mehr an den Unterscheidungen der Denkungsart und des Stills behindert werden, wenn sie sonst keine persönliche Vorneigung oder Abneigung haben, nach dem Eindruck der Wahrheiten auf ihren Verstand

stand und auf ihr Herz urtheilen, und jedem Prediger Beyfall schenken, welcher richtig, in guter Ordnung und auf eine erbauliche Weise ein Religionsstück erklärt, ihn möge übrigens die eigentliche Beredsamkeit zieren oder nicht zieren; wiewohl, wenn diese Personen einen lebhaft und mit Affekt redenden Mann und neben ihm einen andern hörten, welcher blos einer kühlen Beurtheilung seine Lehren vorlegte, ihr Temperament oder ihr Alter dem einem oder dem andern einen Vorrang ertheilen würden. Besonders werden die gründlichen Schilderungen des menschlichen Herzens als der Quelle unserer gewöhnlichen Handlungen, jedweden Zuhörer, den Hohen und Niedrigen, einnehmen; denn diese sind, wie schon Helvetius, im Discours vom Geist, an einer Stelle anmerkt, durchgängiger angenehm, als das Gemählde der natürlichen Gegenstände und gelehrte Erkenntnisse.

Man könnte einwenden, ob diese Auswickelung wohl die Mühe bey denen lohne, welche den Fleiß der logischen Ordnung und Deutlichkeit nicht verstehen. Aber mögen sie ihn auch nicht verstehen: die Wirkungen davon werden sie gewiß genießen. Wir sind es eines Theils unsern eignen Geiste schuldig, daß er sich in einem deut-

deutlichen und ordentlichen Denken erhalte; und andern Theils werden wir Personen, welche die Regeln der gelehrten Vernunftkunst nicht kennen, zum Gefühl der Richtigkeit und Ordnung gewöhnen, wenn wir ihnen darinn ein Muster vorlegen.



VIII.

Eines Landwirths Gedanken über die Hindernisse einer hundertfältigen, oder gar einer noch weit reichlichen Erndte.

Auf einem mittelmäßigen Acker zählt man in jeder Roggenähre gegen 60 Körner, und auf jeder Wurzel gemeinlich mehr als einen fruchttragenden Halm. Diese allgemeine bekannte Erfahrung hat schon manchen theoretischen und praktischen Landwirth beschäftigt, Nachsahungen und Projecte veranlaßt, durch welche wie im Ganzen nicht weiter gekommen sind. Nach einer ganz einfachen Berechnung sollten wir wenigstens hundertfältig erndten; wir halten unsre Arbeit noch immer belohnt, wenn wir von unsern Feldern nur 6 bis 12fältig erndten; selten bringt man es (in Liefland) höher.

höher. Nur zweyerley Länder machen bey uns eine vortheilhafte Ausnahme; erstlich die kleinen Gärten, welche jeder Bauer nahe bey seiner Wohnung hat, jährlich düngt, und bald zum Kohl — bald zum Kornbau braucht; hier erndtet er oft mehr als zwanzigfältig; zweytens unsre Rüttisse und Rödungen, welche bey einer sorgfältigen Bearbeitung 20, auch wohl mehr als 30 fältige Frucht geben. Die Rödungen sind zu Ackerland taugliche mit Bäumen bewachsene Länder; nachdem man die Bäume herunter gehauen, gehörig trocken lassen und angezündet hat, streuet man die Saat darauf und pflügt sie nebst der Asche in die erwärmte und mürbe gewordene Erde. Zu Rüt. is wird das Land vorher gepflüget, dann Holz oder Strauch darauf geführt, mit Erde bedeckt, angezündet, die Asche ausgebreitet, und endlich besät. Das letzte erfordert mehr Arbeit, giebt aber dafür reichliche Ausbeute. Viele verwerfen die Rüttisse, weil, wie sie behaupten, durch das Brennen die Erde auf immer schlechterdings unfruchtbar wird. Die Untersuchung eines so strengen Vorwurfs gehört nicht zu meinem Zweck. Genug man macht in Liefland häufig Rüttisse, und sie, nebst den vorher genannten Gärten, beweisen, daß unsre Felder mehr als zwanzigfältige Frucht tragen können. Aber

Aber warum erndten wir nicht nach der Zahl der Körner in den Kornähren, und in Verhältniß der vielhalmichten Stauden, hundertfältig? Herr Schlettwein in der wichtigsten Angelegenheit für das ganze Publikum oder natürlichen Ordnung in der Politik überhaupt S. 177, meint, es würden bey dem Ausdreschen die Gerraidkörner an dem Ende, wo der Keim zur neuen Pflanze gebildet ist, zerquetschet und hierdurch zum Aufgehen und Wachsen untauglich gemacht. In Liefstand weiß man, daß der angegebene Grund nicht Stich hält. Der Roggen, welchen wir säen, wird nicht mit Dreschflügeln aus den Ähren geklopft, sondern die in einer angeheizten Klege getrockneten Bündel schlägt man gegen eine Wand oder Bank, damit die besten schwersten Körner blos durch die starke Erschütterung selbst ausfallen; und diese säen wir nicht eher, bis wir durch Versuche wissen, daß jedes Korn keimet. In der Zerquetschung oder Untauglichkeit der Saatkörner dürfen wir die Ursach der vermiften hundertfältigen Erndte nicht suchen. Meines Erachtens vereinigen sich verschiedene ganz andre Ursachen, davon ich einige anführen will, blos denen zur Nachricht, welche nicht begreifen können, warum sie bey einer beträchtlichen Anzahl von Ähren und Körnern

nern auf einer Wurzel, und folglich von jedem Saatkorn, höchstens nur zehnfältig erndten. Ich getraue mich nicht die Sache ganz zu erschöpfen; genug wenn ich sie etwas begreiflicher mache. Gesezt unter 100 ausgesäeten Körnern findet sich kein einziges zur Saat untaugliches, dennoch dürfen wir niemals hoffen, daß sie alle Keimen hervortreiben und dann Früchte bringen werden. Mein, einige beschädiget des Pferdes Fuß, andre ein nagender Wurm, noch andre werden von Vögeln verzehret, von Steinen bedekt u. s. w. die keimenden erheben sich zu Pflanzen und welche Gefahr drohet ihnen nun! einige faulen aus; andre zerstöret ein rauher Wind; noch andre ersticket der Schnee, das Wasser, eine stärkere nahe stehende Pflanze, das überhand nehmende Unkraut, der zertretende Fuß; Würmer greifen den Keim oder die Wurzel an, die Kornpflanze stirbt; mehrere nahe beisammen stehende wachsen zusammen zu einer Staude. Die Blühzeit tritt ein; der kalte Nordwind beschädiget einen Halm ehe er blühet, er wird mit einemmal weiß, von dem andern schlägt der Sturm zu früh die Blüten ab, andre zerbricht er; etliche Blüten leiden durch Insekten. Sehr ist bereits die Zahl der ausgesäeten Körner eingeschmolzen. Die Erndte ist da: der Wind und der Schnitter schlagen

viele

vieles aus; noch mehr verzehren die Vögel, die Mäuse u. d. g. bey dem Schneiden, Binden, Zusammentragen und Zusammenlegen, ist ein Verlust unvermeidlich; ganze Aehren bleiben liegen. Bey dem Einführen fallen Körner aus; bey dem Dreschen bleiben einige im Stroh; den Beschluß machen in Liefland die Diebe: kein Wunder, daß wir so wenig erndten: und zugleich Hindernisse, denen wir nicht satt- sam ausweichen können. Von einigen Körnern erndten wir hundertfältig, von vielen gar nichts.

Sonderbar genug ist es, wenn Leute in der Stadt, welche von der Landwirthschaft gar nichts verstehen, ungefehr in ihrem kleinen ungemein fruchtbar gemachten Garten eine vielhalmichte Kornstaude finden, deren Körner zählen, sich durch falsche Schlüsse hinreißen lassen, über erfahrene Landwirthe eifern und ihnen einen Mangel der Einsicht, des Fleißes, die vernachlässigte Sorge für Verbesserung und die Liebe zum gewohnten Schlendrian vorwerfen, und kühn behaupten, es müsse möglich seyn, auch auf einem großen Acker, wo nicht tausend — doch hundertfältig zu erndten. Wer läugnet die absolute Möglichkeit? Aber kann der Landmann so leicht sein großes Feld in einen fetten Küchen-
garten

garten umschaffen? Kann er immer in der erforderlichen Auslage seyn? Wird der erhaltene Vortheil die aufgewandten Kosten ersetzen? Steht er sich nicht vielleicht dabey besser wenn er blos die gewöhnlichen mäßigen Erndten sucht, und dargegen an Zeit, Arbeit und Kosten gewinnt; sonderlich in Ländern, wo der Landmann größtentheils arm, und der Sommer kurz ist. Dieses bitte ich diejenigen mit in Anschlag zu bringen, welche unlängst ihre kleinen Versuche in Gärten, durch öffentliche Anzeigen, bekannt gemacht und dabey sich geäußert haben, mehrere Versuche zur Verbesserung der Landwirthschaft und Erhöhung der Erndten anzustellen. Gelegt sie haben sich nicht getrrt, und nicht etwa mehrere ineinander verwickelt zusammengewachsene Wurzeln für eine einzige Staude angesehen; so müssen sie doch wenigstens zugeben, daß eine vielhalmichte Staude und deren Wurzel weit größern Raum erfordert, als eine einhalmichte. Ist es schlechterdings und in allem Betracht vortheilhaft, lauter vielhalmichte Stauden auf dem Felde zu haben? Dieß läugne ich. Man hat eine Art Staudroggen; nur wenige Liefländische Landwirthe lieben ihn. Säet man ihn zu dick, so fault er leicht aus, legt sich bald, und giebt schlechtes Korn. Dünne Saat ist auch gefährlich: das Unkraut nimmt
gleich

gleich überhand und erstickt ihn, wenn die Vögel oder Würmer einen Theil der ausgestreuten Körner rauben, oder die schlechte Witterung die Zahl der Pflanzen merklich vermindert. Was hilft es, daß wir ein Drittheil an der Saat gewinnen, wenn wir eine desto schlechtere Ernte erhalten? — Ueberhaupt scheint der vermeinte Vortheil wenigstens eines Theils blos in der Einbildung zu bestehen: Zahlen mögen es erläutern. Bey gewöhnlicher Bearbeitung säe ich auf meinen Acker 10 Tonnen und erndte zehnfältig. Durch große Kosten und Arbeit erhöhe ich desselben Fruchtbarkeit; er trägt vielhalbmichte Stauden und zwanzigfältige Frucht. Das ist wohl ein beträchtlicher Vortheil? Keinesweges; ich muß nun weit dünner säen, sonst würde ich bey meiner Verbesserung übel fahren. Jetzt sind 5 Tonnen Saatkorn hinreichend. Der Ertrag meines Ackers ist wie vorher 100 Tonnen; der ganze Vortheil besteht in den gewonnenen 5 Tonnen Saatkorn. Ein Glück, wenn diese mein zur Verbesserung angewandtes Kapital nebst dessen jährlichen Interessen nach und nach ersetzen, da ich ohnehin nach etlichen Jahren mit neuen Kosten eine abermalige Verbesserung werde unternehmen müssen. — Ein gewisser Mann machte sich anheißig, mit der Hälfte der bisherigen Aus-

saat

saat, von einem Acker die gewöhnliche Erndte doppelt zu gewinnen. Er hatte recht. Anstatt zu säen, wollte er die Getraidkörner nach Art gewisser Ruchengewächse in gehöriger Entfernung reihenweise in die Erde stecken, das Unkraut darzwischen fleißig ausreißen und mit einem Wort das Feld wie einen Ruchengarten bearbeiten lassen. Große Kornfelder mag wer Lust hat, wie einen Garten pflegen; auch wenn es ihm und seinen Arbeitern an Zeitvertreib fehlt, nach Art der Savoyarden mit der Schaufel umgraben und bey der Dürre begießen: vielleicht wird er dann hundertfältig erndten, wenn er nur nicht am Sommer zu kurz kommt.

Es sey entfernt, Verbesserungen abzuharren: der Landwirth, welcher sein niedriges nasses Feld durch Graben trockner macht, verdient Beyfall: Doch übertreibe man nichts. Nur da wird man durch Dämme Säen einschränken, niedrige Moräste erhöhen und sandige Aecker durch aufgeführte Erde mit Recht verbessern, wo sich ein Mangel an Land äußert. In diesem Land kann man sich ohne solche beträchtliche Auslagen durch eine gute Erndte für die angewandte Arbeit schadlos setzen, wenn nur keine verderbliche Viehseuchen den Landmann hindern,

seinem Felde die erforderliche Düngung zu geben. Und dann ist noch immer das sogenannte Buschland unsre Zuflucht.

Endlich vergesse man auch nicht, daß jedes Klima einen ihm zugetheilten Grad der Fruchtbarkeit hat, den man nicht bis ins Unendliche erhöhen kann. Wenn der Ukrainer sein neu aufgerissenes Feld zu gut bearbeitet oder gar düngt, so bleibt er ohne Brod: der Halm wächst geil in die Höhe und trägt kein Korn, wenigstens wird es nicht reif.

Nirgends muß man vorsichtiger künfteln als bey dem Feldebau; die ihn am wenigsten verstehen, wollen oft die Rathgeber des Landmanns und die Verbesserer seiner Wirthschaft seyn. Ganze Gesellschaften einsichtsvoller Männer, die sich zur Beförderung des Landbaues patriotisch vereinigten, sind bey ihren geglückten Versuchen eben so wenig vor überraschender Täuschung gesichert, als bey einer künstlich entworfenen Theorie ohne gehörige Erfahrung. Sapiienti lat.



IX.

Betrachtungen über die Einflüsse der Bücherkritik.

Wer über die Bücherkritik schreibt, hat freylich eine besondere Vorsichtigkeit zu beobachten, vornehmlich, wenn er es zu einer Zeit thut, da man diesem Geschäfte mit so starker Thätigkeit obliegt; und eine doppelte Vorsichtigkeit, wenn er es in einem Werke unternimmt, worinn selbst zuweilen das Geschäfte der Kritik geführt werden soll. Aber der Erfolg wird lehren, daß die Absicht des Verfassers dieses Aufsatzes gar nicht sey, die Kritik überhaupt zu tadeln oder zu verachten, indem ihr Dienst es gewesen, daß wir im Allgemeinen bessere Dichter und geschicktere Schriftsteller haben, als in den vorigen Jahren. Der Namen der Bücherkritik wird hier in dem weiten Verstande genommen, der den ganzen Journalistischen Fleiß unserer Zeiten unter sich begreift. Da es sonst für billig geachtet wird, daß, wenn gewisse Pflanzen auf Feldern zu häufig hervordachsen, und Gewohnheiten in einem Staat überhand nehmen, man über ihren nützlichen oder schädlichen Einfluß Untersuchungen anstellt: so wird man auch eine Betrachtung nicht

nicht mißbilligen, in welcher die Bücherkritik nicht verworfen wird, sondern in der nur einige Bemerkungen, die vielleicht zur Vervollkommenung derselben dienen können, angegeben werden. Gelehrte Schriftsteller sowohl als einsichtsvolle Zuschauer und Leser haben schon lange geurtheilet, daß eine solche Untersuchung von Mehreren angestellt zu werden ver-
diene.

Die gelehrten Beschäftigungen aber, welche sich unsre Mitbrüder in den Journalen auflegen, bestehen theils in historischen Nachrichten, theils in Auszügen, theils in Urtheilen, theils in eignen Betrachtungen über die Materie.

Die erste Arbeit thut dem Begriff ein Genüge, den man sich zunächst von einer Bibliothek macht. Es nichts nützlicher, und man sorget selbst für die Nachwelt, wenn man von Zeit zu Zeit Verzeichniß und Nachricht von demjenigen ertheilet, was in jedweder Wissenschaft von einer oder mehreren Nationen gethan und geschrieben worden. Diese Benachrichtigung, wofern sie den Zweck erfüllen soll, müßte, so viel als möglich ist, vollständig seyn, und sich an jedes Jahr so genau anschließen, als es nur immer geschehen könnte. — Bey so vielen Journalen, welche in Deutschland geschrieben werden,

werden, fehlt es uns doch noch an einem, welches die neueste Geschichte der Wissenschaften in Deutschland vollständig genug enthielte. Wenn alle sechs Monate ein Theil eines solchen Werks ans Licht träte, worinn nach der Ordnung der Wissenschaften und ihrer Theile die zur Oster- oder Michaelismesse zu Leipzig bekannt gewordenen Schriften genannt, ihr wesentlicher Inhalt kurz und dennoch deutlich beschrieben; das, was besonders darinn geleistet worden, treu angemerkt, und auch die oft verschiedenen Urtheile in den berühmtesten Zeitungen und Journalen historisch erzehlet würden, um die Aufnahme oder den Zwist der Schriftsteller zu melden, (gesetzt auch, daß zu den beyden Theilen jedes jährlichen Landes, oder alle zwey Jahre ein Anhang von übergangnen Büchern müßte hinzugefüget werden): so würde die Nachwelt ein aufgerichtetes Denkmal des Fleißes unserer Gelehrten und der Fortschritte unserer Litteratur empfangen, welches dem Litterator die Ausarbeitung einer gründlichen gelehrten Geschichte ungemein erleichterte.

Die zweyte noch mehreren Fleiß erfordernde Beschäftigung sind die Auszüge. Welchen Dank verdienen die Verfasser derselben bey der ungeheuren Menge der Schriftsteller, da sie uns

von der furchtbaren Arbeit befreyen, alles für uns gehörige lesen zu dürfen. Aber wie viele Gedult, und welche Unverdrossenheit sind nöthig, um sich durch das Durchlesen eines Buchs nicht allein von dem Inhalt desselben, sondern auch durch Aufmerksamkeit von der wahren Meinung und der unterscheidenden Behauptung eines Schriftstellers zu unterrichten, damit nicht das Nothwendige und Auszeichnende übergangen, noch ihm eine Meinung angedichtet werde; und dann einen klaren und bestimmten Bericht davon entweder mit eignen Worten, oder mit den Ausdrücken des Schriftstellers zu verfassen? Was Wunder, daß die Schriftsteller ihren Sinn und den Hauptgedanken von den Epitomatorn mißverstanden, und daher verstellte, oder übersehen und vertauscht antreffen; besonders von denen, welche nur summarisch den Inhalt beschreiben mögen? Und wie wenigen Nutzen verschaffen sie alsdenn den Lesern, welche der vermeinten Gefälligkeit ihr Vertrauen entziehen müssen? Man muß zum Ruhm der ehemaligen theologischen Bibliothek des D. Braßis in Danzig, und seines Fortsetzers, des jüngst verstorbenen Prof. Wernsdorff daselbst, gestehen, daß in ihr die Auszüge mit vieler Sorgfalt entworfen worden: und man erkennet diese Treue auch hin und wieder in andern Journalen.

Allein

Allein es könnte den Mängeln überall abgeholfen werden, wenn sich die Schriftsteller selbst entschlossen, vor oder hinter ihren Werken, den Entwurf oder einen kurzen Auszug von ihren Abhandlungen zu verfertigen, dessen die Journalisten ganz oder zum Theil sich bedienen könnten, so daß sie nur nöthig hätten, hier und dort die Ausführung zur Hälfte zu nehmen. Auch die Leser würden dadurch in der Lectüre Erleichterung gewinnen, weil sie den Plan des ganzen Werks theils früher, theils, da es nach den Anleitungen des Autors geschieht, auch zuverläßiger überschauen könnten.

So nützlich nun ein Werk für alle Zeiten ist, worinn gleichsam der Mark weitläufiger Schriften aufbewahret worden: so erlangt der Verfasser desselben gemeinlich nicht so vieles Lob, als er verdienet, wenn er nicht zugleich eine Sentenz über die Schrift auszusprechen waget. Hieraus ist die dritte Beschäftigung entstanden, die eigentlich kritische, da die beyden ersten sich mehr dem Historischen und Referirenden nähern. Die Absichten derselben sind die wichtigsten, welche gedacht werden können, nemlich: Schriftsteller zu bilden und den Lesern in dem Kauf der Bücher mit Rath vorzugehen. Man wird glauben, daß ein Mann, der das Amte

K 5 sich

sich zu eignet, über die Güte und den Umwerth der Gedanken und Werke anderer, über die Vollkommenheit und Unvollkommenheit ihres Plans und der Ausführung, über die Wichtigkeit der ganzen Materie oder einzelnen Nebenideen, und auch über den Geschmack der Schreibart zu entscheiden, zuerst eine starke und wohlgeprüfte Kenntniß nicht allein in dem Fache der Wissenschaften, wohin die Schrift gehört, sondern auch in der Materie selbst besitzen werde, wovon der Autor geschrieben hatte: und zweitens glauben, daß, da die Wichtigkeit des Geschmacks und Urtheils nicht allgemein ist, sondern durch Übung und Zeit erst zur Reife gelanget, der Kunsttrichter durch eigne Werke von einer vorzüglichen Würde sich von einer solchen Seite gezeigt habe, daß die beurtheilten Schriftsteller so wohl als die belehrten Leser einen Grund der Zuverlässigkeit zu seinem Geschmack und Urtheil schöpfen können. Diejenigen, welche nähere Wissenschaft von diesen gelehrten Richterstrahlen zu besitzen geglaubt, haben diese billige Forderungen an vielen unserer Kunsttrichter vermissen wollen. Es ist nicht zu lange, daß jemand die Beobachtung drucken ließ*): Nichts ist lustiger, als junge Leute zu hören, die aus

*) Vorrede zum Almanach der deutschen Muses.
1772.

„fernen Provinzen auf eine von denen Universitäten
„kommen, wo ein berühmtes Journal oder Zeitung
„geschrieben wird. Sie halten diese Schriften
„Anfangs für die höchste Staffel des menschlichen
„Geistes, ihre Aussprüche für päpstliche Bullen,
„und, daran zu arbeiten, für das Ziel aller
„Wünsche. Kaum aber haben sie sich einige
„Zeit an diesem Orte aufgehalten, die Leute,
„die daran Theil nehmen, kennen gelernt, und
„ihre Urtheile mit den Büchern selbst verglichen,
„so fällt ihre hohe Meinung von ihnen gar
„tief, u. s. w. — Viele unserer Gelehrten
fangen von demjenigen an, zu welchem sie erst
spät, und auch dann mit Prüfung schreiten
sollten; nemlich von der Bücherbeurtheilung.
Sie geben gelehrte Zeitungen ans Licht; sie
arbeiten an Journalen: da doch, nach Popen**) und nach der Billigkeit nur diejenigen andre unterweisen sollten, welche selbst große Meister sind, und diejenigen frey tadeln dürften, welche selbst wohl geschrieben haben. — Als der römische Kaiser des dritten Jahrhunderts, Decius, das Amt eines Censors zu Rom einführen wollte, und dem Rath die Wahl der Person überließ, sprach derselbe: Es sey Valerian Censor; man lasse ihn die Fehler anderer beurtheilen und verbessern, da er selbst keine hat. — Wenigstens

**) im Versuch über die Kritik.

ist zur Ehre der wahren Kritik und zur Sicherheit des Publicums durchaus heilsam, daß es nicht so verborgen gehalten werde, daß die Verfasser der Urtheile Leute von bewährter Wissenschaft und von einer Einsicht seyn, welche Materie und Abhandlung zu durchschauen im Stande sey: oder auch umgekehrt, daß ein Ausspruch von einem gelehrten und verständigen Richter herkomme.

Ich weiß, was man zur Gunst der Verborgenheit der Kunstrichter sagen wird; nemlich, daß der Unpartheylichkeit in dem Urtheil Fesseln angelegt werden, und ihre Freymüthigkeit gehemmt werde, wenn der Beurtheiler dem Verfasser bekannt sey. So empfehlungswürdig bey einem gelehrten Richter die Unpartheylichkeit ist: so scheint mir die Kenntniß der Person sie bey ihm eben so wenig hindern zu dürfen, als bey bürgerlichen Richtern: vielmehr erlangt das Urtheil allemahl ein desto größeres Gewicht bey dem Schrifsteller und dem Leser, wenn sie wissen, daß ein Mann von geprüfter Wissenschaft und einem richtigen Geschmack es gesprochen habe. Die gelehrtesten Männer sind die billigsten in der Aufnahme auch eines für sie ungünstigen Ausspruches, weil sie wissen, daß sie, bey der sorgfältigsten Bestrebung, ihrem Werke eine

rühre

rühmliche Vollkommenheit zu erth eilen, der Verfolgung menschlicher versehen nicht entweichen können: und auch die kleinern und unberühmteren Schrifsteller werden sich durch ein Urtheil nicht für beleidigt halten können, das zwar unpartheyisch und ernsthaft ist, aber, — welches die Unpartheylichkeit nimmermehr ausschließen darf, — das Merkmal einer menschenliebenden Bescheidenheit und Sittsamkeit an sich trägt. Allein, seitdem Scioppius und Scaliger Streitigkeiten führten, die mehr von der Persönlichkeit als der Liebe zur Wahrheit entzündet waren: so ist es, wie Leibnitz anmerkt, eine ungescheute Gewohnheit geworden, daß Gelehrte, die Lehrer des menschlichen Geschlechts und die Moralisten der Tugend, in ihren Zwisten selbst die Grenzen der Liebe und des Wohlstandes überschritten. Und in neuern Zeiten hat vielleicht das Exempel, oder, wenn wir der Quelle noch weiter nachspüren wollen, eine Unsittsamkeit und Grobheit, mit welcher die Unterweisungen in vielen Schulen noch verwaltet werden, und die dem Gelehrten lange ankleben kann, oft die Meinung, daß man in Ver-spottungen und beißenden Zurechtweisungen zugleich eine besondre Art des Wizes zeigen könne, ja der Hang zum Tadel, zu welchem das Geschäfte der Kritik die Seele allmählich hinablenket, jene scioppischen Angriffe sehen lassen.

Die deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, welche der Geheimrath Bloß herausgab, verging sich, unter sehr lehrreichen Recensionen, durch die oft zu bittere Anzeige von Schriften, welche lieber ganz hätten übergangen werden können, oder deren Fehler in der bloßen Anzeige verächtlich genug erscheinen konnten, und durch die sehr oft gesuchte Erwähnung der Gelehrten, die er nicht für seine Freunde hielt. Der gelehrte Mann gestand selbst den Fehler, welchen er und seine Freunde nicht genugsam vermieden hätten, in dem letzten Jahre seines kurzen Lebens, als in welchem er über seine Handlungen moralischer urtheilte, welches vielleicht den Meditationen über die Sittenlehre, die er zum Behuf seiner Vorlesungen nach den Hutchefonschen Grundsätzen anstellte, zugeschrieben werden mag. Auch in den Verfassern der Allgemeinen deutschen Bibliothek wird man denjenigen gesetzten und bescheidenen Ton nicht immer finden, welcher Gelehrten und auch einem Journal beywohnen muß, das einer ganzen Nation Ehre bringen könnte.

Mein Entwurf führet mich, hernach von den Einflüssen dieser Sache weitläufiger zu reden: Daher will ich jetzt die vierte Manier berühren, mit welcher Journalisten über Bücher handeln,

nehmen

nehmlich, wenn sie mit dem Autor über seine Materie nachdenken, sie berichtigen, fortführen und Aussichten zu weitern Untersuchungen eröffnen. Es giebt Genies, deren Denkfähigkeiten durch die Veranlassung fremder Ideen in Wirksamkeit gesetzt und auf einen Gegenstand gezogen werden müssen, über welchen sie hernach mit Wärme der Meditation denken und urtheilen: und ein Lessing stellet sich selbst unter diese Gattung. Die Bibliothek der schönen Wissenschaft, deren berühmte Besorger, ein menschenfreundlicher Weise in Leipzig, und ein lebenswürdiger von Sagedorn in Dresden, vermöge ihres guten Herzens und einer feinen Sittsamkeit, den Vorsatz führen, lieber das Kunstrichteramt aufzugeben, als jemanden beleidigen zu wollen, oder Streitigkeiten angezettelt zu haben, hat die Unvollständigkeit, welche sie für ihren Zweck enthält, durch die lehrreichen Betrachtungen ersetzt, mit welchen sie die recensirten Schriftsteller begleiten mag. Man wird sie instünftige als ein Magazin von Abhandlungen über Gegenstände der schönen Wissenschaften betrachten, ob man gleich wünschte, daß manche größere Werke gleiche beurtheilende Betrachtungen erhalten möchten, und dafür Stücke von geringerer Gattung gänzlich vorbeigelassen würden. Auch haben die allgemeinen

Raisons

Raisonnements eines geschickten neuen Weltweisen in derselben zu weite Dehnung, und, wenn ich sagen darf, nach meinem Urtheil, Trockenheit. Die allgemeine deutsche Bibliothek bewahrt in den meisterhaften Recensionen einiger ihrer Mitarbeiter gleichfalls so nützliche Anmerkungen, die den Erkenntnissen und ihrer gelehrten Methode, der Gelehrsamkeit und den Gelehrten Nahrung und Unterricht ertheilen; so daß zu wünschen wäre, daß, da dieses Journal so zahlreich an Bänden und so weitläufig in sich selbst wird, diejenigen der Anmerkungen, welche den Wehrt der Neuheit und einer noch künftigen Anwendung haben, gesammelt, gedrungen und kürzer gefaßt, und als der fruchtbarste Kern desselben mehr vor Augen gestellt werden möchten, da sie gewiß nützlicher sind als die Beurtheilungen. Gleiche Wünsche hat bey mir oft die theologische Bibliothek des Herrn D. Ernesti erregt. Dieser gelehrte Mann, von welchem die Welt gern noch viele Bücher empfinde, sucht mit Vorsatz Gelegenheit, allgemein nützliche Gedanken beizubringen, welche entweder der vernachlässigten Methode aufhelfen, oder den Weg zur Erörterung einer streitigen Lehre zeigen, oder ungewisse Schriftstellen auflösen. Aber wie sehr ist es zu befürchten, daß sie allda vergessen und verloren gehen

gehen werden, so wie vieles Lehrreiche in des Clerks Bibliotheken, wenn sie nicht jemand herauszieht und sie unter Titeln sammelt, oder wenigstens ein umständliches Realregister über die darinn enthaltenen Sachen verfertiget?

Diese Arbeiten über die Autorschaft unsrer Gelehrten, wer muß sie nicht in unserer Republik billigen? Wer ihnen nicht Dank wiederfahren lassen? Aber sollte die Menge der gelehrten Journale und Ephemeriden, welche noch beynah täglich vermehret werden, den Wissenschaften eine gute Vorbedeutung geben? Sollte der Hang, den unser Publicum zum bloßen Lesen der Journale heget, uns wohl Glückliches und Großes zum Besten der Erkenntniß und der Wissenschaften auf die Zukunft hoffen lassen?

Da die meisten der Leser von ihrem Beruf, ihren Geschäften oder ihren Ergötzlichkeiten wenige Zeit übrig behalten, viele Bücher zu lesen, so gewinnen sie, in jenen vorgearbeiteten Auszügen und Urtheilen, Gelegenheit, sich mit Vorsatz es bequem zu machen, sich bloß an den Journalen zu halten, und durch ihre Hülfe den Schein einer reichen Belesenheit zu erlangen; und was lesen sie darinnen? Theils Skelette und einige abgerissene Stellen, die ihnen doch keine

keine Einsicht in den ganzen Entwurf und Zusammenhang eines Werks geben, noch sie vollständig von dem Inhalt und den Gründen einer Abhandlung belehren: theils Dictatorurtheile, die sie auslernen, und mit einer so ernsthaften, zuverlässigen Mine nachsprechen, daß Unwissende ihre große Einsicht und Gelehrsamkeit bewundern, besonders wenn sie mit ihrem Anführer verachten, spotten und verbessern. Sowie durch das erste die eigne ämstige und unverdroßne Lectüre, welche allein Denken und Geschmak übet und gründliche Wissenschaft erzeuget, in ein wollüstiges Durchblättern abwechselnder Büchernachrichten, und in das belustigende Lesen des wechselnden Tadels oder ausgezogener Sentenzen ausartet: so schläfert sich durch das andre die Beurtheilungskraft ein, und erliegt in träger Ruhe. Man hat also denn nicht einmahl Lust, aufzumerken, und selbst zu prüfen, sondern folgt lieber den Vorsagern, und geräth endlich in ein Mistrauen, daß man nicht eher ein Urtheil über eine Schrift fälle, bis man eine Recension davon gelesen habe. Auf diese Weise hören wir täglich um uns herum sagen; der Autor ist getadelt, ist mit genommen worden, und was noch mehr ist. Gerade, wie man von Personen, die vor Gericht eine Sache gehabt haben, sagt: Sie haben den Proceß gewonnen oder verloren, nicht aber, ihre Sache war

war rechtmäßig oder unrechtmäßig; so wissen diese Leute auch nichts von einem Buche zu erzehlen, als daß es gepriesen oder angefochten worden sey; gar nicht, ob es dennoch an sich gut oder schlecht gewesen.

Wenn die Logiken ein gründlich bearbeitetes und ausführliches Kapitel von den Beurtheilungen und dem Richtmaaß enthielten, das man nach der verschiedenen Gattung gelehrter Producte gebrauchen müßte: so würde jedweder gelehrter Leser selbst Richtschnur und Maasstab haben können, die Güte und die Mängel gedruckter Schriften zu untersuchen. Ja, er würde alsdenn mit angestrongter Achtsamkeit die Bücher selbst durchstudieren, und von solchem Lesen eines einzigen Buches größern Nutzen zur Bearbeitung seines Verstandes ziehen, als von funfzig flüchtigen Recensionen.

Doch die Kritik soll gleichsam die Exempel zu jenem logischen Kapitel liefern; sie soll unerfahrene Leser im Urtheilen anleiten, oder ihnen dabey zu Hülfe kommen. Wohl! so sey sie, was sie will: sie sey, was sie soll! Alsdenn würde man auch fodern, daß sie wahren und richtigen Grundsätzen gefolget sey, und mit ihnen übereinstimme. Und woraus entspringt

dann der ganz entgegenstehende Widerspruch der Urtheile? Woher kommt es, daß ganze gelehrte Gesellschaften gegen einander fechten? Wenn noch allemahl die Gründe mit Deutlichkeit angeführt wären: so würde der Dritte selber einsehen, auf welcher Seite die Wahrheit sich befände; aber sehr oft werden die Gründe vermisset; und was Helvotius im Versuch vom Geist (deutsche Uebersetz. S. 205) seiner Nation vorrückt, daß sie aus Trägheit alle Regeln der Kritik auf die einzigen Wörter: köstlich und abscheulich, einschränkt, dergleichen allgemeine Aussprüche werden auch in unserer Nation gehört.

Man wird die Partheylichkeit der Journalisten für die Ursache des Widerspruchs in den Urtheilen ausgeben: aber kann jene wohl immer behauptet werden? Kunstrichter, die mit einander in keiner Verbindung stehen, welche sie zur Partheylichkeit verführen könnte, vergöttern oft dieselben Schriftsteller mit einem übermäßigen Lobe, welche andre mit dem verächtlichsten Tadel zu Boden stürzen: und befreyet denn der Vorsatz, unpartheyisch seyn zu wollen, den Kunstrichter von allem Irrthum? Wie unsicher wird hier bey der Leser geleitet, der in diesen Urtheilen unterrichtet werden soll? Und was soll der Schriftsteller

steller thun, den man belehren und bilden wollte?

Die Endzwecke der Kritik sind, wie wir oben genannt haben, erstens, Lesern in dem Bücherkauf Rath zu ertheilen; zweitens, schlechte Schriftsteller vom Parnass abzuwenden. — Wie wenige aber von jenen, welche sich Abends Zeitverreib kaufen, und mit Wollust Honig und Schlaf daraus saugen, lesen die Journale, oder verstünden auch die Urtheile? — und daß schlechte Köpfe von der Schriftstellerey abgezogen werden sollten: dies wird ihre Schreibsucht oder Geschäftigkeit nicht zulassen. Vielleicht ist die Zahl des verhinderten Guten gar größer, als die Summe des Uebels, das bey der Toleranz und Nachsicht verursacht wird. Ein gelehrter Mann sagte einst: Ich wünschte mehr, das zu lesen, was, der unmäßigen Kritik wegen, geschickte Männer zu schreiben unterlassen, als was geschrieben wird. Denn wie Herr Zachariae in einem Briefe an Alotz schreibt, werden durch die scharfen und heißenden Kritiken nicht allein junge Genies, sondern ganz zuverlässig auch die alten abgeschreckt. *) Und ich glaube, daß die Lektorn es noch mehr werden, weil sie weniger kühn,

§ 3

*) Briefe deutscher Gelehrten an den Hn. G. N. v. Alotz II. Th. S. 20.

fühn, wohl aber vorsichtiger und ihres erlangten Ruhms wegen besorgter sind, als die jüngern. Gesezt, daß der erste Versuch eines Schriftstellers, der gleichsam auf einer Insel ohne Freunde und Rathgeber lebte, nicht gelungen wäre: war denn der Schade davon so wichtig und ausgedehnt, daß er durch Zorn und Verspottung mußte geheilt werden, wofern der Verfasser der Religion und tugendhaften Sitten keinen Nachtheil zugefüget hatte? Es ist noch streitig, und verdiente eine eigne Untersuchung, ob es für die Wissenschaften und ihren Flor zuträglicher sey, die Gelehrten von dem Bücherschreiben abwendig zu machen, oder sie dazu vielmehr aufzumuntern. Mich wenigstens dünkt es, daß es nützlicher sey, den Gelehrten zuzurufen: „Schreibet, aber mit Sorgfalt; schreibet mit dem treuen und überlegten Vorsatze, die Wissenschaften aufzuklären, und die Wahrheit, den guten Geschmack und die Sittlichkeit immermehr zu befördern.“ — Die schriftstellerische Wirksamkeit verhindert die Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Untersuchung, und erhält die Wissenschaften im Lichte sowohl als im Fortgange, wofern man nicht zugleich gestehen muß, daß die Erkenntnisse nicht ohne Erweiterungen oder vermehrte Erleuchtung bleiben,

In

In Deutschland hat man seit einiger Zeit als eine Forderung angenommen, daß ein Gelehrter, der entweder ein gelehrtes Amt erlangen will, oder es schon bekleidet, sich auch unter das Chor der Schriftsteller mischen müsse, wenn man ihm gleich in seinen Berufsgeschäften nur geringe Muse dazu vergönnet. Dieses Vorurtheil sollte zuerst bestritten werden; man sollte wenigstens diese Unterscheidung machen, daß das Zeichen eines nützlichen Gelehrten nicht eben sey, Bücher geschrieben zu haben, und noch weniger, daß es ein richtiges Kennzeichen der Güte derselben sey, daß sie in Zeitungen gelobet werden, sondern daß nähere Proben mit und von ihnen ihre Geschicklichkeit zu Aemtern an den Tag legen könnten.

Aller dieser Vorwürfe ungeachtet, bleibt die Kritik eine in der Republik der Gelehrten nützliche Beschäftigung, wenn sie die schon natürlichen Gesetze der redlichen Treue, einer menschenliebenden Billigkeit, ja der sittlichen Bescheidenheit heilig beobachtet. Die Arbeit eines Bücherrichters führet mit sich selbst eine unglückliche Seite. Die eifrige Bestrebung zu beurtheilen, die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten abzusondern, und, wie man leicht dahin verfällt, am meisten den letztern nachzuspüren,

spüren, muß leider keine gute Wirkung weder auf das Temperament, noch auf das Herz schaffen *); sie muß in unserm Charakter ein finstres und mürrisches Wesen gebären, und selbst wider die erste Anlage und Absicht, wenigstens in die Stellungen einer feindlichen Gesinnung bringen. Schon Longin sagt, daß die menschlichen Dinge lieber nach der schlechten Seite beurtheilet werden **), und der schon angeführte Suetonius merket an, daß die Begierde zu lernen seltner und weniger lebhaft sey, als das Verlangen zu tadeln. Wie Deudalion in der Fabel, als er sich wegen seiner von der Diana getödteten Tochter nicht beruhigen wolte, vom Apoll in einen Habicht verwandelt ward: so metamorphosirt die Kritik ihren Priester, vornehmlich, wenn die Statur ihn schon zu einer Art von Laune organisirt hat, in Scioppien und Kloze. Man kann auch zugeben, daß die Unvollkommenheit der Schriftsteller dem Kunstrichter diese trübe Gemüthsart zuwegebringen könne.

*) Der jüngere Plinius sagt etwas Aehnliches von den bürgerlichen Richtern und Sachwaltern: Nos, qui in foro verisque litibus terimur, multum malitiae, quamvis nolimus, addiscimus. L. 11. ep. 3.

***) Sect. 33. πάντα τὰ ἀνθρώπεια ἀπὸ τῶν χειρόνων ἢ μᾶλλον ἐπιγνώσκοντες καὶ τῶν μὴ ἀμαρτημάτων ἀπὸ ἐλάττω.

können. Der Verfasser eines Briefes *) in der Sammlung an den geh. R. Klotz schreibt nach meinem Bedünken sehr wahr: „Ist es denn eine so große Kunst, in einem Werke, das ein Mensch geschrieben hat, Fehler zu finden? Und darauf laufen doch alle Recensionen hinaus; folglich predigen sie alle eine sehr triviale Wahrheit: der Mensch irret.“ Aber wie oft sind es selbst nur relative Fehler, nur scheinbare Irrthümer? Es kann in jedem Werke etwas seyn, das der Kunstrichter als einen Mangel ansiehet, der Autor aber nach seinen Ursachen und Zwecken nicht anders einrichten wollen, nicht mögen. Indessen verwöhnt sich unsre Neigung, nur Fehler aufzusuchen und sie gewahr zu werden. Aber wie sehr wird durch diese Begierde zum Tadel oft dem Schriftsteller in seiner äußerlichen Lage geschadet? Bestünde die Welt aus lauter Gelehrten, wie Blimm eine Stadt von Philosophen sahe: so würden sie sich bey dem Tadel entweder, wie die römischen Auguren, anlachen, oder aus Mitleid die Schultern zucken. Aber den größesten Theil der Welt erfüllen Leute, welche unschuldig und unwissend in unsrer gelehrten Kriegskunst, das Urtheil eines Zeitungs-

25

schrei-

ἐλάττωτος ἢ μὴ μὴν παραμένει, τῶν καλῶν δὲ ταχέως ἀπορρεῖ.

*) Herr Brillo.

schreibers oder Journalisten für einen Orakelspruch vom Parnas halten, und bey denen das Verspottete einen Theil der ihm nothwendigen Achtung einbüßet.

Gelehrte und scharfsinnige Männer, die Sie sich auf den Richterstuhl über die papiernen Messwaaren gesetzt haben, und Einsicht und Tugend genug besitzen, das in Erwägung zu ziehen, was eine fremde Stimme aus einer fremden Provinz, worinn deutsch geredet wird, gegen Ihre angenommenen Gesetze, wenigstens das gewohnte Verfahren ihrer Mitbrüder einwendet! Sie werden selbst richten, ob der Tadel, dem Sie nachhängen, beständig, wie es seyn sollte, in der Absicht geschehe, die Welt zu lehren, die Wissenschaften anzubauen, oder zu verbessern; oder nicht vielleicht oft nur dem Schriftsteller Wehe thun zu wollen. Wenigsten ist der Ton, den Sie gebrauchen, nicht allemahl derjenige, der mit jener edeln und redlichen Absicht zusammenstimmet. Sie wissen, daß Spott und Gelächter keine Art von Erkänntniß prüfen oder ins Licht setzen, und also die Unrichtigkeit der Gedanken von keinem Verfasser beweisen können; so wie die Erfahrung nur gar zu oft einzeuget, daß weder die Talente des Apollo, noch eine beneidenswehre Ge-

Gelehrsamkeit nöthig seye, selbst mit ernsthaften und gründlichen Dingen den schimpflichsten Spott zu treiben. Eine kleine Dosis Witz, noch einmahl aber so viel Dreistigkeit und Unterdrückung der Menschenliebe können aus einem mittelmäßigen Kopfe und einem seichten Gelehrten einen öffentlichen Spötter schaffen, der tausend Leser zum Zeitvertreibe belustigen wird. Oft geht der Kunstrichter die Schrift vorüber, greift ihre Person, greift ihre Talente an, und nähert sich dem Laster eines Pasquillanten.

„Der Autor kann sich ja vert heidigen, wenn er Recht zu haben glaubet.“ Freylich! Aber ist der Kunstrichter nicht oft so verwegen, daß er dem Schriftsteller die Apologie verbieten will? Nennt er ihn nicht oft, der Vertheidigung wegen, stolz; und bürdet er ihm nicht auf, daß er blos habe gelobt werden wollen und keinen Tadel ertragen könne? Ja, auf welche Weise soll er sich vert heidigen, wenn das Urtheil in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt und mit keinem Exempel bestätigt war? Ueberdem verbirgt der Kritikus oft seinen Namen; der Schriftsteller streitet also mit dem Schatten, und vor den Augen eines ganzen Publicum. —

Wie sehr berauben sich die Gelehrten ihrer Achtung? Wie sehr bey den Großen, die ihnen schon

schon ohnehin nach einem alten Vorurtheil Grobheit in den Sitten nachsagen? wie sehr bey dem gemeinen Mann, dem wir ein Muster der Bescheidenheit geben sollten?

Wenn die Geschichte der Gelehrsamkeit einen erfreuenden Abriss von der Größe des menschlichen Verstandes und dem allmählichen Fortgange der menschlichen Erkenntniß enthält: was bietet uns die Geschichte der Gelehrten dar? — Beispiele von Leidenschaften des Neides, der Zanksucht, der Nechthaberey und der Menschenfeindschaft.

Es ist in der That eine Art von tadelnder Kritik möglich, die weder dem guten Charakter und der Ehre des Kunstrichters nachtheilig ist, noch den Schriftsteller beleidigen darf. Aber der Ton derselben ist noch nicht im Besitz der deutschen Gelehrten. Vornämlich Journale, welche die Geschichte Litteratur auf die Nachwelt liefern wollen, sollten sich dadurch vor den flüchtigen Zeitungsblättern auszeichnen, daß sie mit ehelicher Sorgfalt den Inhalt der Bücher beschrieben und mit Einsicht in die Wissenschaften und in einer so gedrungnen Schreibart belehreten, daß man sie noch nach einem Jahrhunderte, als die Urkunden eines Archivs nachschlägt, und ihre

ihre Anmerkungen zu Rathe ziehet: und je mehr sie das Glück haben, von vielen gelesen zu werden, desto mehr sollten ihre Verfasser sich bemühen, zur Ehre der deutschen Nation eine lautere und wohlstandige Manier in der Kritik sehen zu lassen.

Da ich bisher die Einflüsse der Kritik auf die Wissenschaften bedauert habe: so geht mir zuletzt noch mehr die Sittlichkeit nahe, welche, wie die Erfahrung zeigt, theils verdorben wird, theils unrichtige Wendungen empfänger. Ich will nicht blos anführen, wie sehr andere und besonders Jüngere, durch das Exempel unserer Kunstrichter, zu einer tadel süchtigen Frechheit, und selbst zu einer kindischen Ungezogenheit, welche sie für sehr leicht finden, gestimmt werden. Aber selbst unter bessern Personen und Gelehrten keimen zween unwürdige und den Wissenschaften äußerst verderbliche Fehler auf: die Sklaverey und die Feindseligkeit. Sobald jemand in einem Journal oder einer Zeitung das Kunstrichteramt auf sich nimmt, so begiebt es sich nur gar zu oft, daß Schriftsteller sie als die Urheber ihres Glücks und Ruhms betrachten und mit schmeichelnder Niederträchtigkeit sich an sie wenden, um sie zu Schutzgöttern ihrer Schriften zu gewinnen. Und selbst jene Kunst

Kunstrichter sind, nach der Vergleichung des Alemberts, den Besuchern an den Stadtrhören gleich, welche nur strenge gegen die Kleinen verfahren, bey den Großen und ihren Freunden aber die Contrebandwaaren übersehen *). Dürfte dieser Vorwurf wohl den Journalisten gemacht werden, wenn sie überall die Regeln der Wahrheit, der Billigkeit und der Menschenliebe zur Richtschnur hätten?

Und welche heimliche Feindseligkeiten werden unter den Gelehrten angezündet, die entweder sich mit unholden und unnützlichen Streitschriften bekriegen, oder nur auf Gelegenheit warten, sich irgendwo, und, wenn es auch nur bey einer fremden Veranlassung geschähe, es wieder zu vergelten? Sollten Gelehrte sich nicht lieber durch das unsichtbare Band einer edeln Eintracht und Nachsicht verbinden? Und ist nicht der verbesserte Geschmack in Deutschland gegründet worden, da Gellert, Klopstock, die Schlegels, Cramer, Zacharia, Gärtner, Gieseke, Ebert, Spalding und andre sich riefen und unterstützten, und das güldne Zeitalter unserer Litteratur zählen ließen, so wie die freundschaftlichen Sängere Roms unter dem Augustus?

Jetzt

*) Melanges de Litterature. T. I. p. 388.

Jetzt werden immer neue Richterplätze aufgebaut, es werden immer neue Zeitungen angekündigt, und neue Journale angefangen werden, um Batterien gleichsam aufzurichten, aus welchen der Gelehrte sich gegen seine Mitgenossen verteidige; so wie Fürsten Truppen anwerben, wenn sie sehen, daß ihre Nachbarn damit umgehen, oder sie ihre Bekriegungen befürchten, denn sie werden das nämliche Recht zu haben meinen, sich ein gelehrtes Richteramt zuzueignen; und wenn dieses, wie es scheint, einige Jahre noch fortdauert: so wird die Zahl der Recensenten und der Schriftsteller gleich groß seyn. Dagegen würden auf der andern Seite die Schriftsteller ruhig fortfahren, zu denken, zu untersuchen, zu erweitern, wenn die Kritik das wäre, was sie seyn sollte, — die vernünftige und billige Lehrerin der Schriftsteller.

Vielleicht irre ich und habe geirret, der ich vom Kampfplatz fern und an Streitsucht und Rabalen unschuldig bin: aber ich urtheile nach natürlichen Empfindungen und nach dem Mitgefühl und dem Zeugniß anderer.

Wie sehr wäre zu wünschen, daß eine Gesellschaft von bekannten Gelehrten irgendwo vorhanden wäre, denen wir, die wir, nach Gewissen

176 Betr. über die Einfl. der Bücherkrit.
wissen und Neigung, der Wahrheit und den
Wissenschaften zur Beförderung und zum
Wachsthum zu arbeiten Lust haben, vor
dem Abdruck unsre Werke zur Prüfung
vorlegen könnten; und die dafür von den
Verlegern mit Recht eine Belohnung erhielten.
Was nützen jetzt die Censuren vor dem Drucker,
was die Kritiken nach demselben? So wenig,
als die Oppositionen bey den akademischen
Disputationen. Sie werden vergessen, und
die Schrift bleibt, wie sie ans Licht trat.



Bey

X.

Beitrag zu den etymologischen Nuth-
maßungen über die Namen eini-
ger Völker.

Nicht sichtbaren Vortheil, noch unleugbare
Gewisheit darf man von jeder Bemühung
des Alterthumsforschers erwarten; oft bauet er,
wie in der Naturlehre, auf Hypothesen. Lieb-
habern vom Etymologisiren weihé ich das gegen-
wärtige Fragment, dessen Stoff ich neulich in
einer Gesellschaft sammelte, wo über einiger
Völker Namen mit vielem Eifer Untersuchungen
angestellt wurden.

Deutsch, die Deutschen, wollte Einer
in der Gesellschaft vom slavonischen Wort Ditsch
ein Wilder, ein Barbar, ableiten: weil nämlich
die slavonischen Völker sich für weit gestitteter
hielten als die Deutschen, so bezeichneten sie die
letzten mit dem allgemeinen Ausdruck Ditsch, der
sich im Plattdeutschen noch bis jetzt scheint erhal-
ten zu haben. Nach und nach gewöhnten sich
die Deutschen an eine Benennung, die damals
nichts Beleidigendes an sich hatte, behielten sie
bey, wenigstens im Umgange mit einem benachbar-
ten großen Volk: Die Sprachverfeinerung schuf
endlich

W

endlich

endlich ein Deutch daraus. Es stammt auch von dem ruffifchen dikoi wild, das Zeitwort oditſchit wildmachen, ab. Weit entfernt, über die Wahrfcheinlichkeit diefer Etymologie ein Urtheil zu fällen, erinnere ich nur, daß wenn fie richtig wäre, die fehr in Abnahme gerathene Schreibart Teutch billig ihre letzten Vertheidiger verlieren müßte.

Die Samojeden follen ihren Namen von ihren Nachbarn und Verwandten, den Finnen und Eſthen, bekommen haben. Diefe nennen Finnland Some ma, die Finnen Some rahwas. Some ſcheint aus So ein Moraft, und Ma das Land, entftanden zu feyn, und eben daher ein moraftiges, niedriges und wäfferiges Land zu bezeichnen. In tief- Eſth- Finn- und Ingermannland findet man dergleichen Gegenden in Menge. Vermuthlich haben die Samojeden anfangs etwas näher gegen Süden gewohnt, aber durch Verdrängung oder aus andern Gründen höher hinauf nach Norden zu ziehen ſich veranlaſſet geſehen. Verlaſſen heißt im Eſthniſchen mahaiätma oder ſchlechthin jätma, davon jättran ich verlaſſe, jätwad ſie verlaſſen, jätſid ſie verließen, jätta verlaß, jätnud und jätud verlaſſen u. ſ. w. Eins von dieſen an Some gehängt, würde bald ein Samojeden ähnliches Wort geben und ein Volk

Volk bezeichnen, welches Finnland, oder überhaupt ein bekanntes moraftiges niedriges Land, verlaſſen hat. Die Veränderung einzelner Buchſtaben macht in ſolchen Fällen wenig Schwierigkeit, z. B. das a ſtatt des o in der erſten Sylbe ließe ſich leicht rechtfertigen: in einigen Gegenden, unter andern im Oberpahlſchen, ſpricht der Eſthe das a beynahe wie oa aus, moa anſtatt ma; hingegen lieſt der Ruſſe ghoworit faſt wie ghawarit, und choroscho wie charaſcho. Wollte man zu dem eſthniſchen Wort jätis ein Nichtswürdiger, wanna jätis ein alter Taugenichts, ſeine Zuflucht nehmen, ſo würden Some jätid und das daraus entſtandene Samojeden ſchlechte Finnländer, oder von den Finnen für untauglich befundene Leute, anzeigen.

Einer wollte die Benennung der Eſthen aus den eſthniſchen Wort hästi brav, friſchzu, ableiten, welches ſie vielleicht als ein Feldgeſchrey, ſonderlich in der Schlacht, einander zugerufen haben. Noch jetzt pflegen ſie bey ihren Schlägereyen einander durch das Wort hästi zum Muth anzufeuern; welches aber faſt wie äſti klingt, weil ſie das h am Anfang der Wörter in den meiſten Gegenden ſehr wenig hören laſſen. Aber ſie heißen und nennen ſich weder Eſten, noch Aeften, ſondern

bern eesti ma rahwas, Ehsten, welches man lang fast wie öhsten aussprechen muß; daher man ihren Namen schwerlich von hästi oder gar von dem schwedischen Wort Häst ein Pferd ableiten darf. Die natürlichste Abstammung, wenn man durchaus etymologisiren will, ist, meines Erachtens, von dem ehstnischen Wort eest oder ees vor, vorwärts; es mag nun ein vorwärts wohnendes, oder vorwärts ziehendes Volk ausdrücken. Die Liven und Finnen, beyde Brüder der Ehsten, können diesen Namen den Ehsten beygelegt, oder die letzten ihm selbst angenommen haben. Noch jetzt nennen sie die im Dorptschen Kreis gegen Süden wohnenden Ehsten tagga ma rahwas Leute die hinterwärts wohnen. Gern nennt sich der Ehste nach der Beschaffenheit des Bodens, auf welchem er wohnt, z. B. Metsa Siim d. i. Simon des Waldes oder der im Walde wohnt, Sare Jaan Johannes auf der Insel, Liwa Jürri Georg auf dem Sande, Oja Mart Martin am Flüsschen; warum sollte nicht das ganze Volk den gemeinschaftlichen Namen von der Lage des Landes gegen seine Brüder willig angenommen haben? Aus eben den Gründen ist bey andrer Gelegenheit gezeigt worden, daß die Liven vermuthlich von Liiv der Sand, Liwa rahwas Leute die ein sandiges Land bewohnen, ihren Namen angenommen, oder von ihren Brüdern, den

den Ehsten, bekommen haben, daher man weder Libland noch Livland, sondern eigentlich Liwland oder Liivland schreiben müßte. Livid Liven konnten sie sich nicht nennen, weil weder sie, noch die Ehsten das v kennen, auch nicht aussprechen können. Doch ich will das nicht hier abschreiben, was man an einem andern Ort weitläufiger findet.

Die Namen der Scythen und Celten von den ehstnischen Wörtern Siit von hier, und Seält von dort, nach eines gewissen Mannes Einfällen, abzuleiten, wird kein Geschichtskundiger erträglich finden. Die vorhergehenden Etymologien überlasse ich ganz unbekümmert dem Urtheil der Liebhaber.



XI.

Beurtheilung einer französischen Idylle,
zum Beweis des schlechten Geschmacks
und falschen Urtheils der französi-
schen Kunstrichter in
diesem Fache.

Endlich sind die Franzosen aus dem täuschenden Schlummer ihres eingebildeten Vorzugs erwacht; sie finden unter den Deutschen scharf denkende, witzige, schöpferische Köpfe, und Schriften, denen sie ihren lauten Beyfall nicht versagen können. Die gelehrten Journalisten zu Bouillon, deren Urtheil noch immer in Frankreich viel gilt, tragen sogar kein Bedenken, in manchen Fächern den Deutschen einen Vorzug einzuräumen: nur in Ansehung der Idyllen zeigen sie und andre französische Kunstrichter nicht eben den richtigsten Geschmack. Neulich blätterte ich im Journal encyclopédique vom J. 1771. und traf auf zwei Stellen, wo sie ihre Schwäche zu sehr verrathen. Beyde will ich prüfen, nicht um die Verfasser zu unterrichten, sie lesen den gegenwärtigen Aufsatz nicht; sondern vielleicht einen jungen Deutschen zu warnen, daß er gegen französische Urtheile misstrauisch, sich nie durch ihre blendenden Gründe hinreißen lasse.

Im

Im Journal vom 15 Oct. 1771 bey der Recension der poésies pastorales von Léonard, wagen sie einen unerwarteten Ausfall auf Gessners Idyllen. Nach Ramlers gültigem Urtheil hat Gessner im wahren Geist des Theokrits gedichtet. Wer die gessnerischen Idyllen kennt, der wird sie schön und viele darunter ganz vorreflich nennen; Wahl der Gegenstände, Einkleidung, Bearbeitung, Moral u. d. g. alles lockt uns Beyfall ab: die Deutschen halten sie zugleich für vorzüglich schöne Idyllen. Ganz anders klingt der Ausspruch der französischen Kunstrichter; sie sprechen ihnen den Namen der Idyllen ab: nach ihrer Meinung gehört zur Idylle schlechterdings Liebe (verliebte Tändelen); reine Moral ohne Tändelen und zärtliche Liebhaber, giebt keine Idylle. Und warum denn das, woher nehmen sie ein solches strenges Gesetz? Ja Virgil und andre Idyllendichter mischen in ihre Hirtenlieder, Liebe; ihren Mustern müssen die Neuern folgen! Welch ein schielendes Urtheil; man könnte ohne Gefahr beydes läugnen. Es würde nicht eben schwer fallen, alte Muster aufzustellen, die in ihren Idyllen ernsthafte Gegenstände behandeln. Des Moschus Klagen bey dem Grab seines Lehrers des Bions, (eine Idylle, welche von Eingebornen ohne Grund dem Theokrit zugeschrieben wird) sind doch wohl

M 4

fein

Fein Verbrechen wider die Regeln der Idylle. Der gute Moschus hätte bey unsern Franzosen sollen in die Schule gehen! Oder vielleicht wird jedes ernsthaftes Hirtengedicht eine Idylle, sobald der Dichter, es geschehe nun, auf welche Art es will, einen zärtlichen Pinselstrich, etwas Ländleyn, einwebt. Gesezt, die Alten hätten immer eine solche Regel befolgt; soll sie dem Genie, das seine Regeln aus sich schöpft, ein drückendes Joch auflegen? Ein ärmerer Geist nimmt in der Noth gleich seine Zuflucht zur Liebe, um seinen Idyllen Stoff und Anmuth zu verschaffen: Gesezern steht die ganze Natur zu Gebote; durch den Reichthum seiner Einbildungskraft findet er aller Orten schicklichen Stoff, er sezt sich mitten unter die Hirten, bemerkt ihre Handlungen, deren jede nur seines schöpferischen Pinsels bedarf, um der Gegenstand einer Idylle zu seyn, die nicht von Liebe und Ländleyn strotzet, und doch Liebe nebst andern edlen Gesinnungen einflößet. Haben denn die Hirten keine andre Beschäftigung als Wuleren? Gesezerns Idyllen erheben das sanfte Hirtenleben, und geben ihm einen neuen Werth; wir sehen nicht wilde, wollüstige, nein moralische, tugendhafte Personen in ihrer edlen Einsamkeit, voll Unschuld und Naivetät, die nach schönen Beweggründen handeln; denn er malt

uns

uns nicht jene rauhe ungebildete, sondern die schöne Natur, zum Vergnügen und zum Unterrichte zugleich. Doch genug hiervon: die französischen Kunstrichter haben sich diessmahl geirrt. Wir wollen nun eines ihrer Muster hören, das sie mit lautem Beyfall empfehlen.

Im Journal vom 1 Aug. ebend. Jahres recensiren sie des *La Serre* poetique élémentaire, darinn der Verfasser eine Idylle zum Muster giebt, und die höflichen Journalisten erkennen sie durch ihren Beyfall für ein solches. Im voraus wird man vermuthen, daß diejenigen strengen Kunstrichter, welche durch das Studium der alten Originale ihren Geschmack so geläutert haben, daß sie Gesezerns allgemein beliebten Idyllen den Namen der Idyllen absprechen, keine Idylle als ein Muster anpreißen, die es zu seyn nicht verdient: und wie sollte *La Serre*, ein Mitglied vieler Akademien, der für andre einen Unterricht schreibt, etwas Unvollkommenes liefern, gar als ein Muster liefern! Wir werden bald sehen. Da nicht Jedermann das *Journal encyclop.* liest, auch die angeführte *poetique élémentaire* wenig bekannt ist, sehe ich mich veranlaßt, die ganze, als ein Muster, anempfohlne Idylle abzuschreiben: damit der Leser sie mit der Beurtheilung vergleichen könne. Die bis zum Eckel abgedroschene

M 5 schene

186 Beurtheilung einer französis. Idylle,
schene Ueberschrift verspricht was Unerwartetes,
oder sehr wenig.

La bienfaisance récompensée.

„Lycas se promenoit. Vne triste clameur,
Fait palir son visage et palpiter son coeur;
Il écoute, on soupire, et sa frayeur redouble
Qu'entends je? Dieux! quels cris! il s'agite
il se trouble;

Sur les côteaux voisins il promene ses yeux:
Il a vu le danger; il vole vers les lieux
Où la jeune Philis, par un loup poursuivie,
Se couvroit d'un buisson, et defendoit sa vie.
Il veut la secourir; de son débile corps.
Le desir d'être utile affermit les ressorts;
Et dans ses nerfs glacés par la froide vieillesse,
Il sent brûler le feu de l'active jeunesse:
Il accourt, il arrive, et volant au secours,
Pour sauver la Bergère, il expose ses jours.
L'animal menacé se détourne, l'évite
Et trouve son salut dans une prompte fuite.
Philis, que tu voudrois à ton libérateur,
Peindre les sentimens que te dicte ton coeur!
Calmez, lui dit Lycas, ce transport qui
m'offense;

Le plaisir d'être utile en est la récompense;
Qu'il m'est doux d'avoir pu vous sauver
du trépas!

On

zum Bew. des schlechten Geschmacks 2c. 187

On répond à son coeur du bien qu' on ne
fait pas;

Le plaisir d'obliger est le plaisir supreme;
En faisant des heureux, on est heureux soi même:
Si je vous offre, ô Dieux, protecteurs de
bergers,

Les fleurs de mes jardins, les fruits de mes
vergers,

Et si de mon bercail immolant les prémices,
Le rougis vos autels du sang de mes genisses,
Je ne desire pas que mes féconds troupeaux
Engraisissent ce pâtage et couvrent ces côteaux;
Ne dorez point mes champs d'une moisson
fertile,

Mais, Dieux! accordez-moi le plaisir d'être
utile.

Lycas parloit encor: l'astre du jour qui fuit,
Va céder l'hémisphère aux ombres de la nuit:
Déjà l'on apperçoit au travers de ses voiles
D'un éclat incertain briller l'or des étoiles.

Pour gagner le chemin qui conduit au hameau,
La Bergère et Lycas descendent le côteau:
Un torrent sinueux que grossissoit l'orage
Dans le jardin d'Atis s'entrouvroit un passage,
Et de son eau fongueuse inondant mille fleurs,
Commençoit à flétrir l'émail de leurs cou-
leurs.

Quel spectacle, Lycas, à tes yeux se présente!

Tu

Tu reconnois ton Fils, ce genereux Philante,
Qui, par les prompts efforts d'un bras officieux,
Opposoit une digue à ce torrent fougeux.

Quels momens pour un pere! il voit son fils

l'admire,

Applaudit à ses soins par un tendre sourire
Et volant dans ses bras, ô mon fils, tendre fils,
Lorsque de nos bergers, prévenant les ennuis,

Tu prêtes à leurs maux un secours salutaire,
C'est alors que je sens le plaisir d'être pere.

Ciel! que la bienfaisance a d'attraits sur mon

coeur,

S'écrie alors Philis, vous sçavez cher Pasteur
Que le ciel m'a donné, prodigue en ses largesses,
Quelques attraits dit-on, et de grandes

richesses;

Mais puisque votre fils paroît digne de vous,
Vous deviendrez mon pere, il sera mon époux."

Weischweifig und mittelmäßig genug ist diese zum Muster empfohlene Idylle, die gewiß keiner einzigen Gefnerischen den Vorzug streitig machen darf. Und wie steht es hier um die Beobachtung des unsern französischen Kunstreichern sehr wichtig scheinenden Gesetzes? Von der Liebe kommt ja nicht ein Wort vor. Das il sera mon époux wird Niemand dafür erklären, sonst hätte uns der Dichter statt einer edel

edel denkenden dankbaren Schäferin, ein narisches Mädchen geschildert, das kaum der Lebensgefahr entronnen, einen jungen Schäfer arbeiten sieht, und ohne ein Wort mit ihm zu reden, gleich auf die Henrath ausgeht, sich anbietet, und das sehnliche Verlangen nach einem Manne ganz offenherzig bekennet; dann fällt die ganze Absicht la bienfaisance récompensée weg, welches auch geschehen würde, wenn man annähme, daß sie schon vorher den Philant geliebt hätte. In den abgelebten Lysas mit den nerks glacés war sie doch nicht verliebt, gleichwohl sagt sie mit eben derselben Empfindung zu ihm: vous deviendrez mon pere. Der Dichter zeigt ja deutlich genug, warum sie dem Philant ihre Hand anbot, la bienfaisance a d'attraits sur mon coeur; hätte sich allenfalls ein wenig Liebe eingemischt, so war es mehr eine philosophische, als eine tändelnde Schäferliebe. — Die Journalisten widerlegen sich selbst durch ihr wankendes Urtheil.

Jetzt die Ueberschrift: la bienfaisance récompensée. Wer übt die bienfaisance aus, Lysas, sein Sohn, oder beide? Den Lysas mit den nerks glacés denke man sich noch so alt; genug, der Erfolg lehret, daß er Kräfte hatte, ein bedrohetes Mädchen aus den Klauen des Wolfs

Wolfs zu retten; selbst nach diefer Rettung und dem zurückgelegten Wege, noch Kräfte genug übrig hatte, schnell in feines Sohns Arme zu laufen; volant dans ses bras. Er wäre der größte Böfewicht gewesen, wenn er die Phillis hätte hilflos gelassen. Immer mag der Dichter sagen: il expose ses jours; das sagt er als Dichter, wer wird es glauben? Gegen zweien Menschen — das Mädchen war kein Kind mehr, sondern mannbar — wagt kein Wolf einen tödtenden Angrif, wie der Erfolg auch hier lehrt: l'animal menacé. Also ehe es noch zu einem gefährlichen Angrif kam, se détourne, et trouve son salut dans une prompte fuite; das war das Sicherste, da er sich nicht gegen zweien Menschen halten konnte, die ihn bald erlegt hätten, wenn er son salut nicht in einer schnellen Flucht gesucht hätte. Folglich war es keiner von den berühmtesten grimmigen Wölfen, die seit einigen Jahren etliche französische Gegenden in Schrecken gesetzt haben. Bey dem Ithas, der blos die strenge Pflicht eines Menschen beobachtet, dürfen wir die bienfaisance gar nicht, oder nur in sehr geringem Grade suchen. Mehr bey dem Philant; der Zug ist nicht neu, man denkt bald an Gefneis Schäfer, der einen durch den Strom losgerissenen Baum aus einem noch weit unerwarteteren schönen Gefühl wieder befestigte.

stigte. Aber was soll man von dem Philant denken; führt er sich nicht als ein verwegener närrischer Jüngling auf? Einen torrent que grossoit l'orage, einen torrent fougoux will er mit seinen beyden Händen aufhalten, wie bald hätte er, um etliche Blumen zu erhalten, in dem torrent fougoux ertrinken können. Nur, der Strom war nicht so reißend! Dann war aber auch für des Artis Garten die Gefahr nicht groß. Genug, der Dichter brauchte eine bienfaisance und wir wollen ihn darüber nicht chicaniren. Das récompensée concentrirte er in il sera mon époux. War das eine wahre Belohnung? Phillis war hübsch und reich, quelques traits et de grandes richesses; kein Wort von ihrer Tugend, die sich aus dem einzigen la bienfaisance a d'traits sur mon cœur schlechtdings nicht mit Gewißheit folgern läßt. Als eine Närrin mahlt sie uns wohl der Dichter, die nicht nur mit ihrem Reichthum prahlte, sondern auch aus Furcht: Ithas und noch mehr Philant möchten blind seyn, ihre Schönheit selbst rühmt, ie ciel m'a donné — quelques traits dit on; warum rühmt sie, was jene schon wußten: vous savez cher Pasteur. Dieses in ihre Schönheit und Reichthümer verliebte Mädchen wird dadurch noch unerträglicher, daß sie sich selbst ausbietet; sie wußte ja nicht, und der

Dichter läßt uns darüber ganz in Ungewißheit, ob Philant heirathen wollte, ob er ihre Hand annehmen würde, ob er nicht bereits seine Augen auf eine andre gerichtet habe. Konnte sie das alles weissagen? war die Stolge ihres Sieges so gewiß? wo blieb der erste Schmuck eines Frauenzimmers, die edle Blödigkeit und reizende Zurückhaltung? oder beschreibt uns der Dichter ein Land, wo es Mode war, daß die Mädchen den Anfang zur Liebeserklärung machten und ansprachen? Doch man übersehe alle solche Kleinigkeiten. Philis wußte, denn sie war aus eben dem Dorf, und hatte nur erst vor wenigen Augenblicken von dem Lyras gehört, daß er sehr reich sey, denn er redete in seinem feyerlichen Gebet von seinen jardins, vergers, bercail, genisses, seconds troupeaux, champs; in dem ganzen Gebet, wenn sie nur wegen der noch nicht völlig gestillten Wallung ihres Bluts, oder aus Freude, oder wegen der starken Liebesanfalle, darauf acht hatte, versichert er seine Geringschätzung der Reichthümer: er konnte es also für keine sonderbare Belohnung halten, wenn sein reicher Sohn ein reiches Mädchen zur Ehe bekam, sonderlich wenn es ihr an Jugend mangelte; und dem reichen, starken, frischen Philant stunden alle Mädchen des Dorfs zu Diensten, wenn er heirathen wollte; auch die reichste gab ihm

ihm keinen Korb. — Die Ausführung entspricht dem Titel nicht nach Wunsch; besser würde sie gerathen seyn, wenn der Dichter die Natur getreuer, den Lyras als einen armen gurdenkenden Schäfer, und nicht als einen reichen Philosophen gemalt hätte.

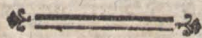
Das Wichtigste ist schon erinnert worden; etliche Stellen in der Ausführung und Einleidung wollen wir nach der Reihe etwas näher beleuchten. Durch das *on soupire* nach dem *triste clameur* scheint die Scene von ihrer Stärke zu verlieren; billig sollte sie, wegen des *la frayeur redouble*, steigen. Das *fait palir son vilage* ist einem so gesetzten Philosophen, der auf eben die Art als der jüdische König Salomo beret, nicht recht anständig. — Warum *il a vu le danger*? es scheint als hätte er sich noch erst eine Zeilang bedacht: größer erscheint die Bereitwilligkeit, wenn man in dem Augenblick, da man die Gefahr erblickt, ohne Verzug zu Hülfe eilt; das verlangte auch das Folgende *il vole vers les lieux*; doch wohl nur ein *lieu*? wegen der vorhergehenden *yeux* wollte der reine Meim deren mehrere. *Il veut la secourir* sieht umsonst da; er eilte doch wohl nicht hin, mit dem Wolf gemeinschaftliche Sache zu machen. *Le feu de l'active jeunesse* ist übertrieben: man

kann nützlich feyn être utile, welches etwas matt klingt, zu Hülfe eilen, ohne die Hitze eines Jünglings zu fühlen; vermuthlich fand der Dichter keinen ſchicklichern Reim auf vieillesse. Da schon ein il vole vers les lieux vorhergeheth, so ist der ganze Vers Il accourt, und ſonderlich das il arrive ganz überflüßig. Daß il expose les jours mit l'animal menacé se detourne ſchlecht übereinstimmt, und eins das andre aufhebt, wurde schon vorher angemerkt. Ce transport qui m'offense war doch hart gegen ein dankbares Mädchen, das vor Freuden noch kein Wort hervorbringen konnte. Le plaisir d'être utile u. ſ. w. ist ein guter Gedanke, und zugleich ein in allen moralischen Schriften, und in hunderttausend Predigten abge roschener Locus communis. Doch der gute alte Mann hält ja nun dem vermuthlich noch etwas zerstreueten Mädchen eine Predigt, die er mit einem langen feyerlichen Gebet endiget: freylich nur ein Gebet für wahrhaftig große Philoſophen, die durch lange Uebung gelernt haben, aus hinreichender Liebe zur Tugend allem irdischen Vortheile zu entſagen; vielleicht hat Lukas bey einem Moralisten ein Kollegium über die reine Liebe, die auf keine Belohnung ſiehet, in ſeiner Jugend gehört. Pour gagner u. ſ. w. was ſollten ſie länger dort ſtehen; es mochte Mittwoch
oder

oder Abend werden, ſie mußten endlich einmal weg und zwar au Kamean gehen, man hätte ſonſt von dem alten Manne bey einem raschen Mädchen wohl gar was Arges denken können. Un torrent, hätte uns doch der Dichter geſagt, wo dieſer ſo unvermuthet herkam; es hatte nicht geregnet, ſonſt würde der alte Mann bey ſeiner Predigt ſehr naß geworden ſeyn. Quel spectacle, ein ungeheurer Ausdruck, wenn Philant weiter nichts that, als daß er ein Loch zuſtopfte; war das Waſſer groß, ſo hätte der Alte nicht ſo ſchnell hinzulaufen ſollen, wie leicht konnte er in die Fluth ſtürzen und dadurch dem Mädchen und dem Sohne Gelegenheit geben, auch gegen ihn eine bienfaisance auszuüben; mit ſeinen nerts glacés hätte er eines Beyſtandes bedurft: durch den zurückgelegten Marsch mußten ohnehin ſeine Kräfte der froide vieillesse und des debile corps ſehr gelitten haben. Secours salutaire muß man vermuthlich nur im dichterischen Sinn nehmen, weil es eine Idylle iſt. Ciel! que la bienfaisance u. ſ. das erſte Wort aus der Philis Munde, hinter welchem ſie geſchickt genug ihre dringende Sehnsucht nach einem Manne verbirgt. Doch alle Mädchen ſind in ſolchen Fällen ungemein verſchlagen. Einen ſolchen auffallenden Entſchluß des Mädchen, und Schluß der Idylle, konnte der
N 2 Dicht-

Dichter vermeiden: den Hirten giebt man immer allerley Kleinigkeiten, auf die sie einen großen Werth setzen, einen Vogel, ein Band, einen Hund, einen schönen Bock, einen Kranz u. d. g. warum bot Philis anstatt ihrer Hand, nicht lieber dergleichen Belohnungen an? Vermuthlich waren sie dem Dichter zu gering; vielleicht befürchtete er, daß ohne eingemischte Heyrath, welche hier die Stelle der Liebe vertritt, sein Muster keine Idylle wäre.

Einem Deutschen gebührt nicht über die Kei- nigkeit des französischen Verses zu urtheilen; so viel ist bekannt, daß man es dem deutschen Dichter zur Armuth anrechnet, wenn er mehr- mals hintereinander ein Wort wiederholt. Sol- che Armuth ist hier oft sichtbar, dahin gehört *tendresourire* und *tendre fils*, *ciel* welches so wie *alors* in nahe beyammen stehenden Versen zwey- mal vorkommt u. d. m. Andre Kleinigkeiten über- gehe ich; sollte meine Kritik zu strenge schei- nen, so vergesse man nicht, daß sie durch einen ganz unbilligen Tadel der französischen Kunst- richter, die gleichwohl einen sehr schlechten Ge- schmack verrathen, veranlasset worden ist.



XII.

Das durch Erfahrung bestätigte Mittel, die ausgefaulten Stellen im Roggen- felde wieder herzustellen, dem Pub- licum mitgetheilet von J. G.

Eisen. P. 3. T. 1774.

Man hört immer viele Landwirthe sich freuen, wenn das Roggengras vor dem Winter gut einfrieret, und man hat doch allemal er- fahren, daß es selbigem gefährlich sey: Denn ist die Erde gefroren, so kann das von einem star- ken Thau im Winter, wie wir nun erfahren, oder gewöhnl. im Frühlinge, in den Niedrigun- gen gesammelte Wasser sich nicht einziehen, es wird Eis, und das Roggengras muß darunter faulen.

Ich habe im vorigen Frühling mit Wieder- herstellung dieses Schadens einen so glücklichen Versuch gemacht, daß der Erfolg meine Er- wartung weit übertroffen hat: und da ich dies Schicksal in diesem Jahre mehr als jemal be- fürchte, so nehme keinen Anstand, das Gute, so ich habe, allgemein bekannt zu machen.

Aber was für eine schwere und langwierige Arbeit wird es nicht setzen, wenn wir von den Stellen,

198 Das durch Erfahrung bestätigte Mittel,

Stellen, wo das Roggengras unverdorben stehen geblieben ist, Pflanzen ausnehmen, und selbige dahin, wo sie ausgefaulet sind, versetzen wollten? Denn soll sie wachsen, so muß ja die Versetzung mit Fleiß geschehen, und eine jede Pflanze so, wie beim Versetzen, also auch viel leicht nachdem, wohl begossen werden; und dann fragt sich noch, ob das Korn davon auch mit dem übrigen werde reif werden.

Diese Schwierigkeiten, deucht mich, sind es eben, welche den Versuch mit dem Verpflanzen nicht schon längst haben entstehen lassen. Es war mir, da ich im vorigen Frühlinge ein gewisses Kraut gesucht hatte, einmal für die lange Weile eingefallen, eine Roggenpflanze mit dem Stock auszuheben, in ein Grübchen, so ich eben damit gemacht, zu setzen, und mit dem Fuß einzutreten. Ich kam nach einem Paar Tagen wieder dahin, und fand, daß meine Pflanze nicht einmal wek war. Da giengen mir die Augen auf. Ich ließ denselben Tag noch mit einer zweizackigen mit Eisen beschlagenen Mistgabel die Menge Pflanzen ausheben, in eben damit gemachte Löcher setzen, und mit dem Fuß einmal

die ausgefaulten Stellen im Roggenf. zc. 199
mal darauf treten. Die Erde war sehr trocken, indem es lange nicht geregnet hatte, aber meine Pflanzen wurden nicht einmal wek. Es hatte auch nachdem ein paar Wochen nicht geregnet, und die Pflanzen trieben dennoch zugleich mit den übrigen ihre Halme, blühten, und trugen reifes Korn mit ihnen zugleich; wiewohl die Erde von dem häufigen Herbstregen und weil sie im Frühling, als ungefroren, auch den abgegangenen Schnee zum besten gehabt hat, im Grunde noch viele Feuchtigkeit hatte. Noch mehr: die Pflanzen, so ich versetzte, waren schon über eine Spanne hoch im Schusse gewesen, wie viel besser muß es nicht von statten gehen, wenn selbige noch nicht im Schusse sind? Inzwischen kann man daraus sicher schließen, daß man zu dieser Arbeit sogleich schreiten könne, als der Acker etwas trocken worden ist, und damit drey bis vier Wochen fortzufahren Zeit habe. So geht es auch damit so geschwinde zu, daß drey Personen in einem Tage ganz bequem 20000 Pflanzen versetzen können. Noch weit mehr aber können versetzt werden, wenn so große Plätze zu verpflanzen

200 Das durch Erfahr. bestätigte Mittel, z.
pflanzen sind, daß man sie aufpflügen und et-
was beeggen kan: da man die Pflanzen nur
hinwerfen und mit dem Fuß eintreten darf.
Wer einen großen Acker hat, der hat auch
viele Arbeiter. Ein Handpflug, womit man
Kleine Furchen ziehen kann, würde bey dieser
Arbeit gute Dienste thun. Die Stellen, da
die Pflanzen genommen sind, leiden dadurch
Keinen Schaden, indem die übriggebliebenen
mehr Raum und Kräfte, um sich zu bestanden,
gewinnen.



Vermischte Aufsätze, und Urtheile

über
gelehrte Werke,

ans Licht gestellt

von

unterschiedenen Verfassern in
und um Liefland.

Ersten Bandes zweytes Stück.



R i g a,
bey Johann Friedrich Hartknoch.
1 7 7 6.



Vorbericht.



Theils von dem Inhalt der Auf-
sätze dieses zweenen Stückes
eine Erklärung zu geben,
theils zur Verbesserung des ersten
etwas beizufügen, hat man die-
sen kurzen Vorbericht für nöthig ge-
achtet. Die Verfasser sind darinn
übereingekommen, daß, um den
Inhalt dieser periodischen Schrift
mannichfaltig zu machen, sie der
theologischen Materien feltner gebrau-
chen, und dafür Abhandlungen von
mancherley wissenschaftlichen Inhalt
liefern wollen. Die eingesandten
Auf-

Aufsätze zur Landesgeschichte, welche in der Vorrede des ersten Stückes versprochen wurden, waren zu dem Zweck des Instituts zu weitläufig, und konnten zu einer eignen Herausgabe geschickt seyn; daher wir sie vorberlassen müssen, außer der hier eingrückten Erörterung des Herrn Pastors Hupels zu Oberpahlen in Piesland, von dessen beifertigen Theilnehmung das erste Stück schon gleichfalls einige Aufsätze empfangen hat.

Einige Stücke, welche local sind, darunter die Rede auf den Frieden vielleicht zu rechnen ist, wird man der Sammlung vergönnen, da sie eben zu den Zeiten dieses glorwürdigen Friedensschlusses angefangen ist; gleichwie wir die beyden Gedichte nicht als Meisterstücke der Dichtkunst darlegen, sondern, dergleichen wir auch in den folgenden Bänden thun wer-

werden, die prosaischen Aufsätze mit einigen poetischen Früchten aus diesen Gegenden zu untermischen: und vornehmlich, wie schwer ist es, in Schriften, welche die Staaten einer mit Weisheit und Gnade regierenden Catharina erzeugen, diesen Gegenstand unserer Bewunderung und Ehrfurcht, oder Ihre ruhmreiche Thaten unberührt zu lassen?

Der französische Aufsatz hat einen Herrn vom Stande zum Verfasser, welcher eine ausgebreitete und mit Geschmack gezierte Kenntniß der französischen Litteratur besitzt, und dadurch seine nützliche Absicht in Ausübung bringet, den Freunden und Freundinnen der französischen Lectüre in seinem Vaterlande einen critischen Entwurf dieser Litteratur in einem kurzen Umriß vorzuzeichnen.

Vorbericht.

Eine Verbesserung ist man dem ersten Stücke dadurch zu ertheilen schuldig, daß man hier die erheblichsten Druckfehler angezeigt, welche wegen der Entfernung des Druckorts eingeflossen, und oft unrichtiges Deutsch und noch öfterer völlige Unverständlichkeit verursachen.

Auf dem Titel ist bey dem Wort Aufsätze ein Comma zu setzen.

In der Vorrede, 7 Seite, 2 Zeile, lies Amte, statt Stande.

S. 1. Zeile 1. lies neuen statt neue.

— 20. Z. 7. lies Sprache, statt Sprüche.

— 21. Z. 22. ist nach sind, sondern ausgelassen.

— — Z. 27. nach untersucht muß der Punkt wegbleiben.

— 45. Z. 3. lies aufmerksamem, statt aufmerksamem.

— 53. Z. 6. lies einen statt ein.

— 60. Z. 9. lies ihrer statt seiner.

— 68. Z. 20. muß sie mit dem großen S. stehen.

Vorbericht.

S. 71. Z. 7. muß das Comma nach Wehmütter wegkommen.

— — Z. 28. lies das statt daß.

— 74. Z. 17. lies hatte statt hatten.

— 75. Z. 18. lies unangetastet statt ungeschastet.

— — Z. 27. lies Form statt Ferne.

— 76. Z. 16. lies sey statt seye.

— 77. Z. 6. lies sie statt wir.

— 79. Z. 1. bey stark kömt das Comma weg.

— 81. Z. 12. lies imgleichen statt ingleichen.

— — Z. 24. indem sind zwey Worte.

— 84. Z. 4. lies charakteristischen.

— 85. Z. 25. lies äußerlichen statt äußerlichen.

— 91. Z. 5. lies eine statt seine.

— — Z. 24. muß bey aufbehalten, müßten stehen.

— 93. Z. 15. lies seyn statt sey.

— 94. Z. 18. lies sähen statt sahen.

— 96. Z. 4. lies hielten statt sahen.

— 100. Z. 13. lies Name statt Namen.

Vorbericht.

- S 102. Z. 18. lies hervorstechende statt her-
vorstehende.
- Z. 27. lies Sinngedichte, statt Sinn-
dichte.
- 103. Z. 10. lies lehrte statt lehrter.
- 106. Z. 16. lies Kapitolium.
- 107. Z. 7. lies auf diejenige Art.
- 108. Z. 22. lies corybantisches,
- 116. Z. 26. muß so wegkommen.
- 121. Z. 1. lies wichtigen statt richtigen.
- 123. Z. 27. lies den statt der.
- 124. Z. 7. lies empfanget, statt empfänget.
- lies die, statt den.
- 20. lies durchstrichen, statt durch-
streichen
- 125. Z. 1. lies derselben statt demselben.
- 126. Z. 4. lies Muse statt Musé
- 131. Z. 5. lies ihnen statt ihm
- 137. Z. 26. lies brausenden
- 138. Z. 2. lies einfließen, statt einschließen
- 147. Z. 20. lies Seen
- 149. Z. 18. lies Name

Vorbericht.

- S. 150. Z. 18. muß nach Es noch ist stehn.
- 151. Z. 16. lies Bandes statt Landes
- 159. Z. 11. lies Wissenschaften.
- Z. 21. muß nach Schriftsteller gern stehen
- 161. Z. 23. lies Hülfe statt Hülfé
- 162. Z. 21. lies fällt, statt fälle
- 167. Z. 7. lies Musé statt Muse.
- 168. Z. 17. lies Natur statt Statue
- 170. Z. 2. lies der, statt das
- 171. Z. 1. lies seyn
- 172. Z. 19. ist nach Geschichte der ausgelassen
- 180. Z. 12. lies ihn statt ihm.
- 185. Z. 17. lies anpreisen





Inhalt des ersten Bandes erstes Stück.

- I. Ueber die neuen Bibelübersetzungen und die Anwendung derselben zur Berichtigung der Lutherischen.
- II. Entwurf einer Untersuchung über die Frage: ob die Völker, die keine Sprache hätten, eine Sprache erfinden und wie sie dieselben erfinden könnten?
- III. Briefe veranlaßt durch des Herrn Pr. Eberhard in Berlin neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung von der Seligkeit der Heiden. 1. Vom Plan Gottes im Reich der Gnade. 2. Von den Wirkungen des heiligen Geistes. 3. Von der Seligkeit der Heiden und der Vertheidigung des Sokrates.

IV.

Inhalt.

- IV. Ueber Herrn Prof. Ulrichs ersten Umriss einer Anleitung zu den philosophischen Wissenschaften. Jena 1772.
- V. Zerstreute Anmerkungen über die Dichtkunst.
- VI. Von der Schrift: Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes und deren Beförderung.
- VII. Von der Verschiedenheit in den Kanzelvorträgen, und von demjenigen, was in allen zu finden seyn müste.
- VIII. Eines Landwirths Gedanken über die Hindernisse einer hundertfältigen oder gar einer noch weit reichlichern Erndte.
- IX. Betrachtungen über die Einflüsse der Bücherkritik.
- X. Beytrag zu den etymologischen Muthmassungen über die Namen einiger Völker.

XI.

Innhalt.

- XI. Beurtheilung einer französischen Föyle, zum Beweis des schlechten Geschmacks und falschen Urtheils der französischen Kunstrichter in dieser Sache.
- XII. Das durch Erfahrung bestätigte Mittel, die ausgefaulten Stellen im Roggenfelde wieder herzustellen, von J. G. Eisen.

Zweytes Stück.

- I. Wie Völker, die keine Sprache hätten, dieselbe wahrscheinlich erfinden würden? Fortsetzung der im ersten Stücke abgebrochenen Untersuchung.
- II. Von den Ursachen der Mannigfaltigkeit der Sprachen und Mundarten, als ein Anhang zur vorigen Abhandlung.
- III. Ueber Nestors Zeugniß von Russlands altem Rechte auf Liefland.

IV.

Innhalt.

- IV. Ueber die Erkenntniß des einzigen höchsten Wesens unter den heidnischen Völkern, auf Veranlassung eines Beweisgrundes, den man daraus für eine nähere Offenbarung zieht.
- V. Rede auf den Frieden zwischen dem Russischen Reich und der Turkey.
- VI. Zwo Poesien. 1. Peter der Große. 2. Ueber den Zug der Russischkaiserlichen Flotte, 1770.
- VII. Litterarische Anmerkungen: Sulzers Theorie der schönen Wissenschaften: Basedows Elementarwerk; Lyrische Blumenlese; Probe einer neuen Uebersetzung der Briefe des Plinius von dem Wieland; Stofchii Museum; über die neue Auflagen der alten Werke; Campens philosophischer Commentar über Plutarchs Worte; Lob und Denkschrift auf den Feldmarschall Grafen von Münnich; über einige unregelmäßige Schauspiele;

Innhalt.

spiele; über die lateinischen Wörterbücher.

VIII. An die Iris des Herrn Jacobi von einem liefländischen Frauenzimmer über den ersten Band ihrer Blätter; imgleichen an den Herrn Jacobi.

IX. Ueber den Versuch eines kleinen Katechismus nach dem Vorbilde des kleinen Lutherischen, Mitau 1773.

X. Essai sur la litterature française. Lettre I. a un ami, de la tragedie.



Benach-

Benachrichtigung.

Das Vertrauen, das einige Schriftsteller Deutschlands einige unserer Landesleute beweisen, ihnen Aufträge über die Beförderung ihrer Werke zuzusenden, hat sie immer zum thätigsten Danke verpflichtet: aber sie haben auch längst eine Gelegenheit gewünscht, diesen ihren auswärtigen Freunden, welche vielleicht nicht ganz von den Umständen ihrer Aufträge belehret sind, nähere Nachricht davon mitzutheilen. — Es geschieht sehr oft, daß von entfernten Plätzen in unsrer Gegenden über die Post, Briefe mit einer Menge von Avertissements zu neuen Büchern, große und kleine Abhandlungen, Bücherverzeichnisse, ja wohl gar von unbekanntten Personen Lotterieplane geschickt werden, welche, nach dem Gewicht der Briefe geschätzt und in Betracht der weitesten Entfernung, mit drey, fünf, ja, wie es einmahl geschehen ist, mit zwölf Thaler Alb. haben ausgelöst werden müssen, wenn das Paq viele Pfunde betrug. So wie dadurch der eine, oder der andre Theil nothwendig beschwert ward: so ist gleichwohl

Benachrichtigung.

wohl die Bemühung des Büchervertriebes in einem Lande, das weitläufig ist, für anders beschäftigte Personen mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft, und selten genug belohnend. Eine so große Pflicht die Dienffertigkeit nicht allein überhaupt, sondern insbesondere unter Gelehrten ist: so bleibt doch ein jeder Freund gern so billig, den guten Willen des andern nicht mit einem Uebermaße beschweren zu wollen. Wir ersuchen daher unsre auswärtigen Freunde, alle stärkeren Briefe nicht mit der Post, sondern durch die Messgüter unsers Verlegers, des Herrn Hartknoch, uns überliefern zu lassen; und eben derselbe ist bereit, Subscriptions- und Abonnementplane, so viel als es ihm möglich ist, getreu zu besorgen, so daß wir gleichfalls nicht unterlassen werden, zur Unterstützung nützlicher Absichten; gemeinschaftliche Hülfe zu leisten. Zugleich bitten wir die Verfasser gelehrter und politischer Zeitungen, von dem Inhalt dieser Benachrichtigung in ihren Blättern kürzliche Anzeige zu machen.



I. Wie



I.

Wie Völker, die keine Sprache hätten, dieselbe wahrscheinlich erfinden würden?

Fortsetzung der im ersten Stück abgebrochenen Untersuchung *).



Zur Erörterung dieser Frage will ich von einer andern ausgehen, nämlich, wie sonst Erfindungen von anderer Gattung entstanden sind, oder zu entstehen pflegen? Der Stolz des menschlichen Geistes hat sich dadurch ausserordentlich geden

*) Man wird beynahe und mit Recht in Deutschland satt seyn, mehrere Abhandlungen über diesen eine Zeitlang sehr beliebten Gegenstand zu lesen. Die gegenwärtige enthält, unserm Ermessen nach, eine natürliche und anderweitigen Erfahrungen gemäße Aufösung des Problems, und streuet inzwischen einige fruchtbare Ideen aus.

2 Wie Völker, die keine Sprache hätten,

gedemüthigt gesehen, daß die meisten Erfindungen ihren Ursprung dem Zufall zu verdanken haben. Man nimmt hier den Namen des Zufalls nicht in der Unterscheidung der Metaphysik, worinne er Begebenheiten ohne alle Ursache bedeutet; sondern er soll Erfolge ohne Erwartung und ohne diejenige Zubereitung anzeigen, die zu einem bestimmten Zweck hinführen sollte. Diese Erfolge konnten bisweilen ganz, bisweilen halb Zufall genannt werden. Der erste, erzeugte Erfindungen, die ungesucht und unverlangt erschienen, so wie das Glas, die Purpurfarbe, der Caffee und, wer weiß wie viele andre Dinge? bekannt geworden sind. Ja, ehe man etwas zu erfinden anfing, war das Erfinden Können nicht selbst ein solcher Zufall? Die andre Art des Zufalls hatte wenigstens die Bestrebung des nachsinnenden Geistes vor sich, mit welchem z. B. Archimed, Galiläi, Newton, Leibnitz überall ihre Aufmerksamkeit anhefteten und überall die Werkstätte ihrer Untersuchungen aufschlugen, die oft mit ungehofften Entdeckungen, Wahrnehmungen und Eingebungen belohnet wurden. — Ausser diesem Zufall ist die Bedürfnis, und eine gewisse, theils äußerliche, theils innerliche, Dringnis die Mutter mancher Erfindungen gewesen. Was die Dürftigkeit überhaupt, angerathen und bewirkt hat, davon

dieselbe wahrscheinl. erfinden würden? 3

davon spricht schon die alte Sentenz des Publins: *Hominem experiri multa paupertas iubet*; und von andern Werken kann man eine Begierde des Gemüths, der Trieb der Meditation, die Begierde gesellig zu seyn und seine Empfindungen mittheilen zu wollen, wie bey der Sprache; oder auch das Verlangen, gewisse Naturdinge möglichst zu machen, als die Quellen und Urheber betrachten. Der Gebrauch des Magnets, der Electricität, des Schießpulvers, die Buchdruckerey, viele Waaren der Fabrik mögen dadurch ihre Geburt erlangt haben. Es giebt noch andre erkundne Künste, zu denen entweder eine Fähigkeit oder Neigung in der Seele verborgen liegen mag, oder auch, von welchen die Seele des Menschen lange eine dunkle Idee in sich schloß, die aber vermittelst der Meditation, oft durch zufällige Uebungen, und manchmal bey fremder Gelegenheit, aufgeheilt und entwickelt wurden. Die Historie, die Poesie und die Redekunst gehören wohl zu den Wissenschaften, welche die Natur der Seele selbst zur Mutter haben; und manche Hypothesen der Physik, manche Verbesserungen in den Künsten lagen oft lange vorher in der Dämmerung der Seele, ehe sie aus der Wolke und der Verborgenheit gleichsam ans Licht treten konnten.

Die Erfindung der Sprache würde, nach meinem Bedünken, keinen andern Ursprung haben.

4 Wie Völker, die keine Sprache hätten,

ben. Die erste Anleitung würde zu ihr der Zufall geben, aber ein solcher, mit welchem sich eine Dringniß von Nothdurst vereinigte, so die natürliche Trägheit der Menschen überwand und die glückliche Wirkung gleichsam näher führte. Ferner würde dieses Ohngefahr durch außerliche Umstände unterstützt werden. Ich glaube, daß die Menschengeschlechter, welche nicht durch die Schöpfung eine Sprache empfangen hätten, eine ziemliche Zeit sprachlos seyn würden, die mechanischen Empfindungstöne ausgenommen, welche man für keine eigentliche Sprache halten kann. Da ihre Begierden sich noch nicht haben ausdehnen können, so werden sie sich auch mit der stillen Befriedigung ihrer natürlichen Triebe beruhigen. Wenn die Triebe des Menschen sich gleichsam fühlen und in etwas werden ausgewickelt haben, wird er, um sein Verlangen zu zeigen, dessen, was er nur immer hat, gebrauchen; die Hände ausstrecken und Zeichen machen, auch jene unbuchstäblichen Empfindungstöne dazu austossen, welche größtentheils aus Vocalen bestehen, ganz simpel sind, und manchmal mit Adspiration werden ausgesprochen werden.

Die Seele ist zuverlässig eine glatte Tafel. Soll sie sich Zeichnungen erschaffen, so muß sie Gegen-

dieselbe wahrseheinl. erfinden würden? 5

Gegenstände gewahr werden und beobachten. Der Taubgebohrne, wenn ihm gleich nicht die Werkzeuge der Rede fehlen, erfindet dennoch für sich keine Sprachtöne, weil er sich kein Modell zur Nachahmung setzen, weil er durch das Gehör keine Töne vernehmen kann. Kein Blindler wird sich Gegenstände des Gesichts vorstellen. Der tiefsinnige Saunderson konnte sich keinen Begriff von der rothen Farbe zuwege bringen; und daß ich von diesen sinnlichen Gegenständen auf die Werke des Geistes übergehe: Homer selbst war nicht ohne alle Vorgänger, die ihn zum Ideal eines weitläufig bearbeiteten Heldengedichts leiteten.

Wie viele Töne drangen aber nicht von allen Seiten in die Ohren des Menschen? Er ging mit den Thieren und Pflanzen um. Jene geben tausendfältige Laute; diese rauschen. Gleichwie Kinder diese Töne nachzuahmen Neigung haben, und die vom egyptischen Könige Psammitichus in einen Schaaßstall eingeschlossenen Kinder, zuerst Beccos sagen lernten: so erwecken die Muster so vielfacher Töne den Menschen, ihnen nachzurufen. Und wie viele Töne, die Empfindungstöne der Thiere, die Töne der Menschenstimmen, der Schall lebloser Dinge concertiren von allen Seiten? Aber eben diese würden

6 Wie Völker, die keine Sprache hätten,

würden ihm auch die Veranlassung geben durch Nachahmung des Tons, den ein Geschöpf oder eine andre Sache mit sich führe, das Geschöpf und die Sache andern kenntlich zu machen, gleichwie er selbst sie bey diesem Tone im Gedächtniß behielte. Man darf es freylich nicht eben als ein unveränderliches Gesetz annehmen, daß durchaus das Tönende in einer Sache, zu dem bezeichnenden Namen Gelegenheit gegeben habe. Denn oft kann der vorher bey andern Dingen angeschlagene Ton einen ähnlichen zu den folgenden Begriffen geschaffen haben, wenn einmahl die Sprachorgane sich in einer gewissen Beweglichkeit befanden. Ich rede nur von den möglichsten und wahrscheinlichsten Wegen, Tonzeichen zu den Dingen zu erwecken. Auch in andern Künsten macht die Nachahmung den Anfang. — Dinge also, welche an sich tönend sind, werden den Anfang in dem uraltesten Wörterbuch machen. Die Gegenstände der andern Sinne werden Anfangs durch Zeichen mit den Händen und durch Weisen, so viel als dadurch geschehen kann, angezeigt worden seyn, bis die Sprachtöne für die hörbaren Dinge sie darauf lenkten, ähnliche Klänge für die Gegenstände des Gesichtes und der übrigen Organe zu erfinden. Wir drucken die meisten Eigenschaften des Geistes und der einfachen Wesen durch Benennun-

dieselbe wahrscheinl. erfinden würden? 7

nennungen, die von körperlichen Dingen hergenommen sind, aus. Saunderson stellte sich die rothe Farbe als einen Posaunenton vor. Die Californier nennen, nach des Begert Nachricht, eine Thüre den Mund; das Brod, leicht; Eisen, schwer; den Wein böses Wasser; eine Flinte, Bogen. Wie wahrscheinlich ist es, daß die Vergleichung einer untönenden Beschaffenheit mit einer schallenden oder die Zugesehung eines zufälligen Tons bey einer Sache auch zu den schalllosen Dingen Sprachschälle erfinden ließ, welche im Grunde Metaphern und Metonymien enthielten, bis endlich, da der Muth sich vermehrte, die Willkühr ganz unähnlichen und fremden Tönen die Bedeutung eines Gegenstands belegte. Diese Wörtererfindung wird dadurch erleichtert werden, weil durch die Übung der Sprachwerkzeuge der Mensch auf mancherley andre Töne kommen wird, die er den unschallbaren Gegenständen widmen kann. Kenneten wir genugsam das Nerven- und Fiberngebäude des Gehirns; wüßten wir seinen Einfluß auf die verschiedenen Erkenntnisse und Vorstellungen der Seele; und dieser auf jenes: so würden wir vielleicht finden, daß die Empfindungen der Eigenschaften der Dinge auch eine Verbindung mit den Sprachnerven haben, oder daß mit den Sprachnerven die Gesichtes-

8 Wie Völker, die keine Sprache hätten,

Gehör-Gefühl- und Geschmacksnerven in Verbindung stehen, so daß mit einer lebhaften Vorstellung ein natürlicher Ton harmonirte. Denn fast läßt sich dieses daraus vermuthen, weil die Leidenschaften ihren natürlichen Ton zur Begleitung haben *).

Der Mensch wird ferner bald fühlen, daß das bequemste und vollkommenste Mittel, seine Gedanken auszudrücken, die Sprache sey, und er wird es gern gebrauchen, um seine Vorstellungen,

*) Herr Abt Jerusalem macht in seiner vortrefflichen Episode über den Ursprung der Sprache in den Betrachtungen über die Religion, 2r Theil, S. 142. die Anmerkung: Auch die Organe selbst mahlen sich und ihre Wirkungen in allen Sprachen durch die ihnen eigenthümlichen Töne. Zur Bezeichnung des Gaumens oder der Kehle wird man nirgends die Töne der Zunge, noch die Zahnbuchstaben zur Lippe und deren Wirkungen gebraucht finden. — Ich füge noch eine Anmerkung hinzu aus den litterarischen Briefen ans Publikum, II. Pack. S. 77. Es sind mehrere Organe, die eines und desselben Affectis fähig sind. Es kommt darauf an, wohin der Affect vielleicht, nach der verschiedenen Absicht der Reaction gegen das Object am ersten und stärksten fällt. Der Grund von einer unleugbaren Wahrheit, daß einerley Sache, sogleich in den Urtdnen, mehrere Namen und Character bekommen hat.

dieselbe wahrscheinlich erfinden würden? 9

lungen, Empfindungen und Triebe bekannt zu machen und gleichsam von der Seele zu sagen. Aber der Fortgang wird doch noch immer in kleinen Schritten geschehen. Die körperliche Zeichenkunst wird lange und oft beytreten, und Bewegungen des Gesichts und die übrigen Glieder des Leibes anwenden müssen, um das zu ergänzen, wozu Wörter noch nicht erfunden worden. Die Personen ich, du, er; die Bejahungen und Verneinungen; das Viele und Wenige; die Länge und die Kürze; das Wollen und Nichtwollen, samt dem Schmerz und der Freude werden die Völker in dem Kindheitsalter ihrer Sprache, so wie noch jetzt Leute, welche in einer lebendigen Sprache nicht Fertigkeit erlangt haben, durch Nicken und Schütteln des Kopfs, durch Bewegungen der Stirne, der Schulter und Hände an den Tag legen, die Sache möge gegenwärtig seyn oder nicht seyn. Einige Sprachkundige haben angemerkt, daß die Dürftigkeit der Wörter bey den Hebräern durch Geberden und Modulation der Töne ersetzt worden wäre, und daß aus den letzten die vielen Accente herkämen.

Aber das Kind wagt es, öfterer zu gehen, wenn es nur einmahl auf den Füßen gestanden hat. Und wären die Menschen nur einmahl auf

die Spur gerathen, Töne von allerley Art zu erfinden, die sie den Dingen beylegten, und die sie den andern nennen konnten: so führen sie in diesen Wortschöpfungen mit nicht geringem unterhaltendem Vergnügen fort, als die Erfinder des Mahlens; oder so wie man in hundert Versuchen mit der electricischen Maschine und der Luftpumpe spielte, nachdem man einmahl eine Probe damit versucht habe. Sehr gewiß ist es, daß die Gesellschaft einen unaussprechlichen Vortheil in dem Zunehmen einer Sprache schaffe. Keine Anstrengung in der Einsamkeit vermag das, was der Umgang ausrichtet; denn wie sehr wird daring die Einbildungskraft erweckt und der Trieb angefeuert, etwas zu sagen und mitzutheilen. Der Tausch der Rede ist dem Handel gleich, welcher den Sprachgewinn erweitert. Indem der Eine von dem Andern neue Abwechslungen und Modulationen der Stimme höret; so bereichert er dadurch seinen Sprachschatz und fällt oft auf neuere Arten sich auszudrücken. *)

Man hat nachgeforscht, welche Redeweise wohl zuerst von den Sprachforschern würden gebildet

*) Einen allmählichen Fortschritt in der Erfindung der Sprache stellet auch Diobdruus in seiner histor. Bibliothek vor, B. I. cap. 8. und Vitruv. B. 2. cap. I.

gebildet werden, ob die Nennwörter oder die Zeitwörter? und ich glaube, daß dieses sich deswegen schwer ausmachen läßt, weil man nicht bestimmen kan, zu wessen Bezeichnung die Empfindung oder die Bedürfniß den Redenden zuerst aufgefodert habe. Beyde aber wuchsen ohne Zweifel mit einander auf, doch ohne Zwang von Abänderungen und Flexionen. Denn, gleich den redenden Kindern, schien es ihnen am ersten nöthig zu seyn, Dinge und Veränderungen zu benennen. Der Fortgang in der Aufmerksamkeit und in der Sprachübung, und am meisten die fortgehende Ausbildung der Vernunft brachten sie darauf, die Zahl und Verhältnisse der Nominum in den Casibus und Endungen derselben zu vereinigen; so wie dieselben Namen des Verbi zu den Begriffen des Thuns, und des Leidens, und der verschiedenen Zeiten abzuwechseln. Es scheint auch die Meinung derer nicht bodenlos zu seyn, welche die Art des Infinitivus für das erste halten, das von den Zeitwörtern gebraucht worden ist, den man im Anfange, nach der Manier der Kinder, ohne Veränderung mit den Personen und Subjekten, verband. Manche wilde Völker behelfen sich ganz mit den Verbis und haben gar keine Nomina. Eben so gewiß ist es, daß die Pronomina, welche der Weitschweifigkeit und

12 Wie Völker, die keine Sprache hätten,

und Wiederholung abhelfen, und die Zusammensetzung aller Worte durch die bestimmenden Partikeln, ein späteres Werk, ein Werk des reiferen Alters einer Sprache seyn.

Es ist eine angenehme Beschäftigung des Geistes, über die Beschaffenheit und die Eigenschaften einer urensten Sprache der Menschen Betrachtungen anzustellen; und die hebräische, die wenigstens die älteste ist, die wir kennen, und welche von der allerersten herkam, kann uns durch ihre simple Beschaffenheit in diesen Untersuchungen anleiten. Vielleicht würde uns auch die sinesische darinn Beispiele geben können, welche sich lange erhalten zu haben scheint. Ich habe einige Mahle die ersten Redenden mit Kindern verglichen, welche ihre Muttersprache zu reden anfangen, und zu reden begierig sind. Es trifft sich freylich der große Unterschied zwischen beyden, daß die letztern die Worte nachsagen, oder nachahmen wollen, welche sie von geübten Zungen gehört haben, jene aber sie erst und ganz erfinden sollen. Aber darinn sehen wir sie doch übereinkommen, daß sie beyde wenige Worte in Besitz haben, beyde abgebrochen reden, beyde keine Grammatick zum Muster kennen. Süßmilch stellte sich die erste Sprache und eine jedwede Sprache als ein

dieselbe wahrseheinl. erfinden würden? 13

ein vollkommenes, ordentliches und künstliches Gebäude vor: wie kann man sich dessen überreden? war wohl das erste Wohngebäude so vollkommen, ordentlich und künstlich? oder zeigte das erste Gemählde, die erste Poesie alle Vollkommenheiten an sich, welche wir jetzt zu fodern und anzugeben wissen? Noch jetzt fehlen den Sprachen sehr viel von dem Ideal der Vollkommenheit, das Herr Lambert in seinem Organon entworfen hat.

Fragen wir nach dem Umfange der ersten Sprache, so werden wir sie uns als äußerst arm abbilden müssen, nicht nur, weil alle Dinge einen eingeschränkten Anfang nehmen, sondern auch, weil die Völker, die wir als Sprachschöpfer denken, noch wenig ausgebreitete Begriffe, auch nicht weitgedehnte Begierden besitzen. Was bedürfen sie also der Menge? Sie werden sich begnügen, wenn sie die nöthigsten Dinge benennen, oder ihre Hauptideen zu verstehen geben können. Aber auch in ihrem kleinen Wortschatz werden sie noch nicht die Abänderungen von vielerley modis und temporibus kennen. Man zählt in der hebräischen Sprache nicht viel über fünfshundert Wurzelwörter. Der Charakter ihres alten Ursprungs macht sich noch dadurch sichtbar, daß sie sehr einfach ist, indem sie allen
Ueber-

14 Wie Völker, die keine Sprache hätten,

Ueberfluß vermeidet, nur zwey verschiedene tempora bildet, keine besondern Formen des gradus comparativi und superlativi kennet, und sich weniger Nedepartikeln, weniger Präpositionen bedienet. Die Sparsamkeit wird, so wie in andern Dingen, also auch in der Sprache das Eigenthum der ältesten Zeiten seyn. Daraus werden die Homonymien oder vielerley Bedeutungen entstehen, die ein und derselbe Ton bekommen wird; entweder, weil die Dinge verwandt sind, oder, weil den Erfindern nicht sogleich neue Ausdrücke befielen, oder weil sie nicht wußten, daß der Ton schon gebraucht war. Wie glücklich weiß der Hebräer durch das Piel, Hiphil und Hitpael einen Namen zu verschiedenen Bedeutungen anzuwenden? Manches chinesisches Wort hat zwanzig, ja dreyßig Bedeutungen, die durch den bald groben bald feinen, starken und gelinden Klang in der Aussprache unterschieden worden. Das eine ya bedeutet bey den Sinesern Gott, herrlich, das Erstaunen, eine Mauer und die Gans. Man muß eben so über die Menge der Bedeutungen in den hebräischen Wörtern erstaunen. — Es wäre nützlich, wenn man die Bedeutungen, soviel als möglich ist, mit einander vergliche und sie nach dem Range ihrer Verwandtschaft hinter einander in den Wörterbüchern

dieselbe wahrscheinl. erfinden würden? 15

büchern ordnete. Man würde erkennen, wie, in der ersten Armut und Wirklichkeit der Sprache, die Seele, einer Ähnlichkeit des Sinnbildlichen, oder einer andern Figur wegen, ein schon vorhandnes Wort aufs neue gebraucht habe. Es ist gewiß, daß auch aus diesem Grunde die hebräischen Wörterbücher noch nicht die Vollkommenheit erreicht haben. —

Verlangt jemand die Beschaffenheit und Figur der ältesten Wörter zu erforschen, so wird er sie noch rauh antreffen. Denn da die Menschen von dem Ton der Leidenschaften zu den Tönen der Benennung übergehen: so wird die Natur sie dahin begleiten. Hestig, stark, schnell, wie jene; aber auch eben so kurz wie jene; oft Töne, die man hernach doppelte nennt, werden die Namen der Dinge seyn. Die Werkzeuge der Rede sind noch nicht genug geübt und haben noch nichts durch Übung, Leichtigkeit gelernt. Ihr Ohr hat noch nicht den Wohlklang der Modulation gefasset. Man denke wieder an die schon angeführten Sprachen. Die hebräischen Wurzelwörter haben gemeinlich eine oder zwey Silben, die aus drey Buchstaben bestehen. Viele Wörter verrathen es noch, wie die Natur vom Simpelnsten angefangen habe und Schritt vor Schritt fortgegangen sey.

Zw.

Aw, Am, Ach, (Vater, Mutter, Bruder) grenzen sowohl dem Klang als der Bedeutung nach aneinander: und vielleicht kam der Name Ben auf, weil ein Sohn diesen Ton vorbrachte. Die Sineser haben etwa 300 einfilbige Grundwörter und 214 Charaktere, die bis zu 80000 Sprachzeichen zusammengesetzt werden können. Die Kunsttrichter der deutschen Sprache, z. E. Frisch und neulich Fulda, haben sehr richtig ausgespähet, (wie sich dieses aus den verwandten Dialecten finden läßt) daß die Stammwörter der deutschen Sprache einfilbig, höchstens zweifilbig seyn. — Eben diese Simplicität wird auch in den Sätzen herrschen, welche aus Noth laconisch ausfallen werden, weil man sich nur mit der Bezeichnung der Hauptideen befriedigen wird. Das bin, bist, ist, sind, läßt der Orientalist und der Slawe oder Russe aus; und der letzte sagt nur: ich gesund, anstatt: ich bin gesund.

Dennoch darf man nicht in den Bedeutungen der Ausdrücke die Präcision verlangen, welche erst spät der Philosoph und dennoch, mit einem Muth der Ueberwindung, den Sprachen zunege zu bringen sucht. Genug mit den einzelnen Dingen und ihren Namen beschäftigt, wird sie erste Welt noch nicht das Allgemeine in

in einem Gesichtspunkte betrachten, und abstrakte Ausdrücke erfinden. Nur die Cultur der Vernunft und der Wissenschaften schafft, mit den allgemeinen Erkenntnissen, auch allgemeine Ausdrücke; und es dünkt mich nicht wunderbar, wenn uncultivirte Völker einen Mangel an den abstracten Namen der Tugenden haben. Die Letzten, z. B. wissen keinen allgemeinen Ausdruck für die Tugend. Doch thun diejenigen sehr Unrecht, welche solche Völker, dieses Mangels wegen, tadeln. Sie benennen dafür die Gattungen sehr wohl; dagegen verstecken sich oft bey andern Dunkelheit und Zweideutigkeit unter dem allgemeinsten Namen der Tugend. Inzwischen wird, bey der Sinnlichkeit der ersten Welt und ihrer muntern Einbildungskraft, mancher Ausdruck bildlich und mahlerisch seyn, ob man gleich die erste Sprache nicht eben durchaus für bilderreich halten darf, welches weder überall möglich, noch wegen der Ursachen, wodurch Wörter erfunden werden, zu erweisen ist.

Aber was wird nicht die Zeit thun, die Sprache zu verbessern, sie zu erweitern, sie wohlklingender zu machen, ihr die fehlenden Vollkommenheiten allmählich beizulegen? Man lasse eine Kunst, sie sey, welche sie wolle, ge-
 B
 übe

abt werden; sie wird sich selbst bilden und fortsetzen; sie wird das Rauhe verlassen und allmählig Feinheit, Zierlichkeit und Schönheit anziehen. Fahrt daher nur fort, zu reden, ihr Völker! Täglich werden neue Ausdrücke erfunden werden; bey der Wiederholung wird sich sehr bald die Zunge gegen die rauhen Töne sträuben und hier einen harten Consonanten, dort einen überflüssigen Selbstlauter austossen. Jetzt wird sie von selbst, obgleich unbekannt mit den Figuren der Sprachkunst, Buchstaben verstehen und vertauschen. Ein andermahl wird sie einen Ton zur Verbindung oder Deutlichkeit anhängen. — Wenn vieler Mund von einer Sache spricht, so werden auch Synonyme erwachsen, welche aber selten, nach einerley Merkmal oder Gesichtspunkt gemacht seyn werden, obgleich in den spätern Zeiten das unterschiedne Merkmal jener gleichgeltenden Wörter unbekannt geworden seyn kann. Der Araber, der ein Freund von der Pferdezucht ist, und viele Löwen um sich sieht, hat eine unerhörte Menge von Ausdrücken für Pferde und Löwen, die aber nicht einerley bedeuten.

Während dieses schleichenden Fortgangs tritt ein schöpferisches Genie auf, das der Sprache, so wie sonst einer Kunst oder Wissenschaft, ein

nein

nen mächtigen Forelauf giebet; und weil ihn seine Zeitgenossen mit Bewunderung ansehen; so nehmen sie freywillig von ihm die Gesetze an, die er, als ein Held, ihnen vorschreibet. Nachdem man lange Zeit kleine Begebenheiten mit poetischer Kunst besungen hat: so gerieth Homer auf das Ideal zu Heldengedichten von einer wichtigen Größe.

Wie viele Bemerkungen zur Verbesserung und Verschönerung der Sprache werden nicht gemacht werden, wenn man die bis dahin bloß getönten Wörter, diese Kinder der Stimme, durch Züge schreiben lernen wird, wo man Mängel wahrnehmen wird, die im Reden verborgen blieben? Welche Vorschläge zur Berichtigung und zur Harmonie, wird, nach einem neuen Zwischenraum, der ämsige Mann thun, der die Sprache in eine Theorie bringen will, der das Uebereinstimmende und das Willkürliche zusammen absondern, und aus den zufälligen Gewohnheiten Vorschriften machen will? Wie vieles wird er verändern, wie vieles neu schaffen müssen, um seine Sprache mit einem formbaren Körper zu beschenken? Und welche Mängel werden am Ende der Redner, der Dichter, der Weltweise und der Geschichtschreiber wegräumen müssen, wenn alle diese, einige

20 Wie Völker, die keine Sprache hätten,
Werke von ihren Künsten, in jener rohen und
und unförmlichen Sprache verfertigen wollen?

Ein wichtiger Zweifel hat es zu seyn ge-
schienen, wie der Wörtererfinder andre zur
Einstimmung; wie jener scharfsinnige Gesetz-
geber seine Mitredenden zur Folgsamkeit habe
bringen können, damit die entworfne Sprache
zugleich festgestellt werden möchte. Lucrez wirft
eben diese Fragen auf:

Proinde putare aliquem, tum nomina
distribuisse

Rebus, et inæd homines didicisse vocabula
prima

Desipere est. Nam cur hic posset cuncta
notare

Vocibus et varios sonitus emittere linguae,
Tempore eodem alii facere id non posse
putentur?

Praeterea si non alii quoque vocibus vsi
Inter se fuerant, unde insita notities est
Vilitatis? et vnde data est huic prima
potestas,

Quid vellet facere, vt scirent, animoque
viderent?

Cogere item plures vnus victosque domare
Non poterat, rerum vt perdiscere nomine
vellent,

Nec

Dieselbe wahrscheinl. erfinden würden? 21

Nec ratione docere vlla suadereque surdis,
Quid sit opus facto: faciles neque enim
paterentur

Nec ratione vlla sibi ferrent amplius aures,
Vocis inauditos sonitus obtundere frustra. *)

Freylich eine Convention oder Verabredung setzte
sowohl zuviel Sprache, als zuviel Ueberlegung
voraus, dergleichen bey dem Anfange der Men-
schengeschlechter nicht behauptet werden kann.
Aber es scheint auch dabey keine Verarthschla-
gung nöthig zu seyn. Die undeutliche Erkennt-
niß der Nothwendigkeit, sich auf diese Weise
dem andern zu verstehen zu geben, verursachte
eine stille Beystimmung zu dem Tone, den der
andre an eine Sache heftete. Wenn die
Empfindung bey einer Sache jemanden zufälli-
ger Weise einen Ton herauszustossen antrieb:
so sprach sehr oft der andre, welcher ihn hörte
und neu fand, nach; und wenn der eine es
merkte, daß sein Gefährte das Ding an einem
Ausdruck kennete: so wiederholte er es, und
die Wiederholung machte es üblich. Gleich-
wie sich Menschen in dem Triebe, sich zur ge-
genseitigen Beschüzung zusammenzugeseßen, ei-
nander begegneten: warum sollte dieses nicht in
den Tönen geschehen seyn, wodurch man sein Ver-
langen dem andern kund machte? Wenn wir
ein

W 3

*) L. V.

22 Wie Völker, die keine Sprache hätten,

ein Ansehen dem Erfinder oder demjenigen, der ein Wort zuerst brauchte, zueignen sollen: so mögen wir uns denken, daß er ein Vater gewesen, daß er kunstreichen Witz bey dem Bau seiner Hütte, in seiner Nahrung oder Bequemlichkeit gezeigt, oder durch Vermögen und Besitz einen Vorzug vor andern gehabt habe; wodurch Andre gereizet worden wären, den zuerst von ihm angeführten Tönen und Ausdrücken nachzufolgen; Gleichwie wir auch jetzt die Terminologie eines angesehenen Gelehrten oder Schriftstellers anzunehmen pflegen. Aber einen wirklichen Beitrag dazu wird man eben so wenig, als zu der Herrschaft des ersten Monarchen, in der Geschichte antreffen. — In Dingen, welche durch den Nutzen so sehr empfohlen werden, ist eine Berathschlagung oder Ueberredung überflüssig. —

Diesen Gang nähme vielleicht die Erfindung der ersten Sprache, soviel sich von deren Möglichkeit aus der Natur der Seele und noch mehr aus den analogischen Erfahrungen, welche uns das Meiste von der Seele gelehret haben, erkennen läßt.

Und dennoch überrede ich mich, daß das erste Ideal der Sprache, ja der erste Anfang mit ihr von Gott selbst gegeben, und vor
den

dieselbe wahrseheinl. erfinden würden? 23

den Ohren der Menschen gemacht worden. Der Schöpfer hätte freylich, wenn seine Weisheit es bestimmt hätte, den erschaffnen Menschen sich selbst überlassen können. Dieser würde nach den Fähigkeiten und Trieben, die er erlangt hatte, gewiß nicht stumm geblieben, sondern nach einem, eine Zeitlang dauernden Stillschweigen, durch die Töne der Natur auf die willkürlichen Bezeichnungen der Dinge gekommen seyn. Dennoch später würde der Anfang, langsamer der Fortschritt gewesen seyn. Allein dieses scheint nicht gemäß der übrigen Fülle, in welcher der Mensch von dem Schöpfer auf die Erde gestellt war, nicht gemäß seinem Alter und dem Grade der Fähigkeiten, welcher dem Stammvater der Menschen zugetheilt war, ja nicht gemäß der Erkenntniß des Verstandes und der Rechtschaffenheit des Willens, mit welchem er als ein Bild von Gott ausgezeichnet worden. Also verzog auch die Erde nicht, da sie am dritten Schöpfungsstage sich von den Gewässern absonderte, sogleich Bäume und Kräuter auf sich zu tragen, obgleich die Pflanzen nach dem Lauf der Natur nachmahls hätten hervorwachsen können.

Es ist nicht eben nöthig, daß wir glauben, der Schöpfer habe dem ersten Menschen eine

ganze weitläufige und vollkommne Sprache mitgetheilet. Dieses stimmt theils nicht mit dem übrigen Verfahren des Allweisen, nach welchem er die Ausbildung der Fähigkeiten und den Fortgang darinn den Kräften und dem Fleiße der vernunftbegabten Wesen überläßt: theils würde ein reicher Sprachschatz bey dem Mangel der Erkenntnißbegriffe den Menschen unnütze gewesen seyn, und sie von der beschäftigenden Übung abgehalten haben, die eben so nützlich als angenehm war. Laßt uns nun als höchstwahrscheinlich annehmen, daß bey der Stufe der Erkenntniß, welche der Geist im Körper als eine Mitsgabe erhielt, er mit den Ideen, die zu dem Grade seiner Erkenntnißfähigkeit gehörten, auch eine, wiewohl kleine Zahl von Sprachzeichen, mitbekommen habe; wobey es ihm, so wenig als in andern Dingen, am Vermögen fehlte, sie nachzuahmen, sie zu vermehren und zu erweitern. Was ist, wenn wir es auch nicht aus der biblischen Geschichte schließen könnten, vermuthbarer, als daß der Schöpfer sich den vernünftigen Wesen, als den Urheber ihres Daseyns und des ganzen Inbegriffs der Geschöpfe, zu erkennen gegeben habe? Wenn er denn also zu ihnen redete, und sie ihn verstehen mußten: so legte er ihnen zugleich ein Vorbild und eine Norm vor, wie sie

reden

reden und auch künftig unter einander eine Sprache bilden sollten. Dergestalt war die Sprache ein Geschenk Gottes, aber der Fortgang ward den genugsamen Fähigkeiten der Menschen übergeben. — Dies ist der Plan Gottes, daß der Mensch die empfangenen Fähigkeiten gebrauchen, und den Bedingungen, die der Schöpfer ihm vorgeschrieben, den Pfaden, auf welchen er ihn gestellt hat, nachgehen solle: und die Bestimmung des Menschen auf der Erde ist, daß er diese seine Kräfte zum Nutzen der Welt auf das fleißigste anlegen müsse.

Da der Bewohner der Erde sein langes Leben damit vergnügte, daß er das, was ihm von allen Seiten vorkam, ansah, betrachtete und versuchte: so vermehrte er täglich seine Begriffesammlung, aber nicht allein dieses. Einmahl bekannte mit der Kunst, Worte den Begriffen zuzugesellen, übte und vergrößerte er eben so oft seine Sprache. Der gesellige Trieb, seine Empfindungen, Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche mit andern zu theilen, reizte ihn, seine Worte zu tönen; und seine Begleiterin mußte, um ihn zu verstehen, gleiche Fähigkeit mit ihm besitzen, und sowohl die ursprünglichen Wörter kennen, als auch die Manier, sie zu vermehren, wissen. Lange blieb diese

diese Sprache mangelhaft, weil die Menschen vieler andren Dinge sowohl als andrer Geschäfte nöthiger hatten, als der Vermehrung der Sprache. Alle Arten der Bervollkommnung, welche in der Harmonie der regelmäßigen Einförmigkeit, in dem Wohlklang, in der Bestimmung der Bedeutung bestanden, waren dem die Zeit selbst besiegenden Fleiß der auf einander folgenden Menschengeschlechter vorbehalten: und sie werden auch der Sprache theils durch Gesänge und Lieder, theils durch die Erfindung der Buchstaben, theils durch Schriften und Sprachkunst nach und nach zuwege gebracht. Diodor, welcher mit andern Profanscribenten die ersten Menschen stumm abbildet und sie erst nach dem Fortfluß einiger Jahre den Tönen Bedeutungen geben läßt, stellt auf diese Art die Mannigfaltigkeit der Sprache vor, daß, da die zerstreuten Familien auf gutes Glück Worte erfanden, dadurch verschiedene Sprachen entstanden wären. — Würde wohl die Sprache der Menschen bis auf den Thurnbau zu Babel so einfach geblieben seyn, wenn die Menschen sich selbst eine Sprache hätten erfinden sollen? — Ich schließe mit dem Zeugniß des Plato, welcher bekräftigt, daß die Götter und eine höhere Macht als die menschliche den Dingen die

die ersten Namen beigelegt habe: *) Οἶμαι μὲν ἐγὼ τὸν ἀληθέστατον λόγον περὶ τούτων εἶναι, μείζω τινα δυνάμιν εἶναι, ἢ ἀνθρωπίαν, τὴν τεμένην τὰ πρῶτα ἰδέσθαι τοῖς πλάσμασι.

*) In dem Gespräch: Cratylus. Der neueste französische Schriftsteller von dieser Materie im Essay synthetique sur l'origine et sur la formation des langues, Par. 1774. hält es für historisch gewiß, daß Gott den ersten Menschen es nicht habe überlassen wollen, sich eine Sprache zu erfinden; sucht aber die physische Möglichkeit der Spracherfindung zu erweisen.



II.

Von den Ursachen der Mannigfaltigk.
keit der Sprachen und Mundarten,
als ein Anhang zur vorigen Ab-
handlung.

Mit der vorhergehenden Untersuchung über den Ursprung einer menschlichen Sprache überhaupt, steht die Erforschung der möglichen und wirklichen Ursachen in Verbindung, wodurch so viele Sprach- und Mundarten ihren Anfang genommen haben. So wie aber die älteste mosaische Weltgeschichte, welche schon als Erzählung vor allen historischen Fragmenten des Alterthums die wahrscheinlichste Nachricht ertheilet, von dem ersten Menschen meldet, daß der Schöpfer frühzeitig mit ihm geredet und seine Sprachfähigkeit geübet habe, so beschreibet sie uns auch einen Vorfall, welcher entweder die Vervielfältigung der Sprachen verursacht hat, oder von welchem an, wenigstens die erste gemeinschaftliche Sprache sich verändert und in mancherley Mundarten zertheilet habe. Diese beyden Erklärungsarten sind die möglichen, welche sich von der Sprachverwirrung entwerfen lassen. Zuerst: Gott hat, um dem Vorhaben einer beständigen Vereinigung der Menschen zu wehren, durch eine mächt-

mächtige Wirkung, sie mehrere Sprachen reden lassen, damit sie sich dadurch absondern, auf dem Erdboden zerstreuen und denselben überall anbauen möchten. Hiedurch geschah schleunig eine starke Anrückung zu einer größern Zahl von Sprachen, obgleich eben nicht nöthig ist, zu behaupten, daß die Sprachen dieser sich trennenden Familien sogleich völlig ungleich geworden sind. Denn nicht auf einmahl entfernten sich die ersten Geschlechter in großen Räumen von einander; und es war genug, daß sie zuerst nur ihr Vorhaben verließen und von einander zogen. Die Zahl der siebenzig Pflanzvölker, welche man gewöhnlich bey der Zerstreung zählt, reicht nicht an die Menge der verschiedenen Sprachen, welche in den vier Erdtheilen angetroffen werden. Hiebey könnte jemand den Zweifel erzeugen, woher Gott gerade die Verschiedenheit der Sprachen zum Mittel gewählt hätte, die Menschen von der Ebne Sinear zu entfernen, da sie vielleicht die Ausbreitung der Erkenntniß schwer machen oder gar verhindern könnte. Ich werde über diesen Einwurf am Ende etwas sagen, um jetzt nicht die Kette der Abhandlung zu zerreißen.

Es ist nicht zu leugnen, daß eine Uneinigkeit des Willens, welche durch vielerley Ursachen natürlicher Weise konnte erregt werden,

ein sehr nahes und gegenwärtiges Mittel gewesen sey, dessen Gott sich wohlthätig bedient habe, die Menschen als unerfahrene Kinder von einander zu leiten. Daher einige gelehrte Männer, auch Clerc *), dieser Meinung beygetreten seyn. Weil die erste Sprache arm war; mußten, sobald neue Bedürfnisse entstanden und neue Gegenstände gekannt wurden, neue Namen erfunden werden. Und dieses geschah theils auf demselben Wege, auf welchem der erste Anfang mit der Sprache würde gemacht seyn, theils durch eine zufällige Hervorstufung eines Tons; theils nach der Analogie der schon vorhandenen Wörter, durch Veränderung, Beugung oder Verstärkung der bisherigen. — Welcher Fall es nun, oder welche Sprache die erste möge gewesen seyn (wahrscheinlich war es eine unsrer biblischhebräischen sehr verwandte); so kann man sich viele natürliche Ursachen vorstellen, welche eine und dieselbe Sprache zuerst in verschiedene Mundarten oder Dialecte verwandeln können, woraus hernach, bey längerer Fortdauer, ganz entremdete Sprachen entstehen. Wir sehen daher in Sprachen, von denen es theils durch die Geschichte bekannt, theils durch die Aehnlichkeit

*) in Commentario in Pentateuchum.

offenbahr ist, daß sie ehemals eine Verwandtschaft mit einander gehabt haben, oder von einer Mutter abstammten: wie in einerley Wörtern bald Buchstaben ausgelassen, bald umgeschoben, verwechselt und hineingefügt, bald ganz anders ausgesprochen werden. Oft ist eine Aspiration vorgesetzt, zuweilen dieselbe ausgelassen; es sind Genus und Flexion verändert worden; ausserdem daß denselben Wörtern verwandte Bedeutungen beygelegt werden.

Lasset uns die Menschen zuerst in dem Zustande, da sie noch kleine Familienstämme einschlossen; und darauf als große Völker betrachten. Beyde kommen in vielfältige Lagen, ihre Sprachen zu verändern.

Ich will von dem Klima anfangen, dessen Kräfte in den Sprachen sehr starke Wirkungen hervorbringen. Ein wilder Himmelsstrich erhält den ganzen Körper in einer leichten Bewegung, und läßt auch die Werkzeuge der Rede mit Hurrigkeit gebrauchen. Menschen in hitzigen Erdgegenden, und mit daher erhitztem Blute reden schnell: doch da, wo die Heftigkeit der Hitze abmattet, sprechen die Bewohner mit Langsamkeit, gezogen und träge. Gleiche Wirkungen begleiten die Kälte. Ein übermäßiger Frost erschläft und macht, wie die

die Hitze, in Handlungen und in Reden, die Menschen schleichend und langsam; eine noch erträgliche Kälte verleihet dem ganzen Körper Munterkeit. Die welschen Mundarten richten sich nach der größeren oder geringeren Hitze. Die Lombarder, welche in einem kälteren Striche Italiens wohnen, haben eine abgekürztere und auch rauhere Aussprache, als die wärmer wohnenden Toscaner und Neapolitaner, welche abgemessen und langsam reden. — Vielleicht hatten die nordischen Sprachen, die mit Consonanten überhäuft sind, nahe am Ursprunge, Wörter von vielen Silben: die Kälte lehrte die Nationen hurtig reden, die Vocale weglassen und die Wörter zusammenziehen. —

Von der Beschaffenheit des Klima wird, neben der eignen Beschaffenheit des Körpers, das verschiedne Temperament des Menschen bestimmt, und dieses bringet (zweitens) mit jenem ganz gleiche Wirkungen hervor. Es ist bekannt, daß der Pfligmatiker die Silben der Wörter in ganzen Pausen dehne, oder oft Anhänge mache; der Hitzige dagegen verschluckt und zieht zusammen. Aus dieser Quelle entspringt bey dem Einen die Liebe zur Kürze; er lobt die Eilsfertigkeit; der Andre vertheidigt die bedächtige Langsamkeit. Die berühmten

Dia

Dialecte der alten griechischen Sprache haben in dieser Ursache ihre erste Gründung, welche aber durch die feinen Köpfe, die die Provinzen hervorbrachten, zu ordentlichen und vollkommenen Sprachen ausgebildet wurden.

Wenn man erwägt, wie bey den sich ähnlichen Sprachen durch Verwechslung eines Buchstabens mit dem andern oder durch Umkehr der Silben neue Wörter entstanden sind; so kann man kaum glauben, daß diese Veränderungen immer mit Vorsatz unternommen seyn, sondern es scheint zu oft, daß die Göttin Vergessenheit (drittens) besonders in den Wörtern, die man nicht oft spricht, ihre Herrschaft ausgeübt habe. Leute vornehmlich, die nicht seine Aufmerksamkeit, und ein starkes, durch Wissenschaften geübtes, Gedächtniß besitzen, werden selten ein auch nur wenig zusammengesetztes Wort ändern so vollkommen wieder sagen, weil sie selten zum ersten mahle seine Töne ganz genau einnahmen. Wie wahrscheinlich ist es, daß z. E. von Sel durch das Vergessen des ersten Tons, anfangs Gel und hernach Galle entstanden sey? Welche Veränderungen haben die Namen der ersten Völker erlitten, welche im zehnten Kapitel des ersten Buches Mose genannt werden? Wie unrichtig sind

C

die

die türkischen Namen Muslin, Sipahis, Jentidschäri, Meftschied, Dulbend, Se-
saj u. s. f. geschrieben worden, ehe man sich
um die türkische Sprache Mühe gab, weil man
sie niemahls mit Aufmerksamkeit vernommen
hatte? Man darf auch nur die verschiedenen
Benennungen der Buchstaben und Zahlen in den
verwandten morgenländischen Sprachen, z. E.
der hebräischen, chaldäischen, syrischen, ara-
bischen, rabbinischen, maltheischen und ande-
ren vergleichen, so wird man sich über die bald
großen bald geringen Unterschiede verwundern,
die wahrscheinlich Vergessenheit, oder eine der
andern Ursachen erschaffen hatte.

Wie Familienstämme durch Ehen sich er-
weiterten, so glaube ich, daß sich auch oft
Sprachveränderungen durch diese Bündnisse
fortpflanzen. Wenn Personen zusammen tre-
ten, welche entweder verschiedne Sprachen re-
den, oder auch Fehler in den Organen der Re-
de haben, ich meine, daß der eine oder der
andre Theil einige Buchstaben entweder gar
nicht, oder nicht rein ausspricht: so werden
die Kinder entweder eine vermischte Sprache
reden, oder eine veränderte aufbauen. Es
darf der Mund nur den einen oder den andern
Ton nicht frühe zu sprechen Gelegenheit haben:
so

so wird er im stärkern Alter ihn selten so
leicht und vollkommen hervortönen: und schlä-
get eines von den Organen, welche der Rede
dienen, etwa der Gaume, die Zunge oder die
Lippe nicht geübt und geläufig genug bey der
Ausprache eines Worts an; so erfolgt sogleich
ein anderer Ton, und ein Buchstabe wird in
den andern verwandelt. Wer weiß nicht die
Geschichte der Ephraimiten, welchen das Schin
auszusprechen schwer fiel. Ein bejahrter Eng-
länder und Franzose spricht mit Mühe das
deutsche Ch aus, und der letzte quält sich bey
dem Worte Nichts. Dagegen spricht selten
der Deutsche das ch nach dem Gefallen des
Engländers. Die lettische und esthnische Spra-
chen haben ebenfalls ihre Töne, welche dieje-
nigen, die in spätern Jahren diese Sprachen
lernen, selten so treffen, als sie den Nationen
selbst eigen sind. — Ein einziger Mensch mit
harter oder dicker Zunge und mit andern Feh-
lern der Aussprache wird oft der Lehrer einer
ganzen Nation; sie spricht ihm nach, weil es
einmahl Herkommen ist, oder sie es Nothwen-
digkeit zu seyn glaubet. Daher haben man-
che Sprachen einige Buchstaben nicht, z. E.
die Mandarinensprache in China liebt kein
K. B. und D; und es verdienete wohl Be-
merkung, daß einige Buchstaben seltner in
den

den Wörtern einer ganzen Sprache gehört werden, so wie wir dieses schon in den Wörterbüchern aus der Zahl der Wörter unter einem Buchstaben beobachten können. —

Allein man kann auch den vorigen Satz umkehren: Wenn gewisse Organe zu sehr ange wandt worden; so mischt der Sprechende Töne an, welche ursprünglich zu den Wörtern nicht gehörten. Also ist den Buchstaben bald eine Adspiration angehängt, bey andern ausgelassen worden. Die Spanier, welche durch die gutturalischen Consonanten in der arabischen Sprache ihrer Vorfahren zu großen Bewegungen des Mundes gewöhnt waren, sprechen auch ihre jetzige Sprache aus dem Halse, und verdoppeln gern die Buchstaben, so daß sie selbst von sich sagen, daß sie aufferhalb dem Munde rebeden, da die Franzosen innerhalb demselben sprächen. Diese Wege zur Veränderung werden alsdenn noch offener stehen, wenn die Wörter noch nicht durch eine Schrift bevestigt und dauerhaft gemacht worden sind, oder das Schreiben noch zu den seltenen Künsten gerechnet werden muß.

Wenn aber Familien zu Völkern wachsen und sich alsdenn über mehrere Gegenden ausbreiten, so eräugnen sich noch mehrere Vorfälle,

fälle, wodurch eine Sprache ihre ältere Gestalt verlieret. Zuerst kann mit Recht die Zeit genannt werden, welche mehr vermag, als der Kayser Sigismund, der dem Wort Schisma ein ander Genus beylegen wollte. Horaz sagt in der Dichtkunst:

Vt siluae foliis pronos mutantur in annos;
Prima cadunt: ita verborum vetus interit
aetas,
Et iuuenum ritu florent modo nata vi-
gentque.

Vergessenheit, Ueberdruß des Gewöhnlichen, Lust zu verbessern oder sich zu unterscheiden, werden der Länge der Zeit zu statten kommen und die Worte, wie die Buchstabenschrift, umschaffen. Daher sieht man: je weiter die Sprachen der Zeit nach von ihrem Ursprunge entfernt sind, desto mehr verlieren sie ihre erste Beschaffenheit. Wie ausserordentlich hat sich nicht die deutsche Sprache verwandelt, wenn man die Prose und Poesie von des Mönchs Otfried poetischen Evangelisten, aus dem neunten Jahrhundert an — bis auf Luthern vergleicht, so daß die Sprache der Väter den jetzigen Deutschen ein mystisches Räthsel ist. Die italiänische Sprache hingegen, welche in spätern Zei-

ten eine eigne Form erlangt hat, ist der lateinischen Sprache näher geblieben. Eben dieser Macht der Zeit hat man die Veränderungen der phöniciſchen Buchſtaben zuzuschreiben, welche durch allerley Nationen bald Umkehrungen, bald Verzierungen angenommen haben.

Zweytens die gewöhnliche Ausbreitung der Völker läßt sie neue Dinge kennen, und bringt sie zu neuen Begriffen. Sie haben dazu neue Wörter nöthig, die entweder neu gemacht, oder von andern Völkern hergenommen werden, wenn diese schon dieselben Begriffe benannt haben. Die Völkerstämme, die dem ursprünglichen Sitze nahe blieben, als die norwändischen, veränderten sich daher auch nur wenig, etwa in den Vocalen, im Ton, im Schreiben, und in geringen Beugungen. Das Syriſche und Chaldäiſche verhält sich, nach der Vergleichung des Herrn Hofrath Michaelis *), wie das Niedersächſiſche zum Oberſächſiſchen.

Ein weites Feld zu solchen Veränderungen breiteten (drittens) die nachfolgenden Wanderungen der Völker, welche sie bey zunehmender Vermehrung bald aus Mangel, bald

*) Abhandlung von der syr. Sprache S. 154.

von ihren Nachbarn vertrieben, auch wohl aus Neugier vornahmen und mehreren Nationen dazu Lust machten und ein Beyſpiel gaben. So rückten die Hunnen aus der ſineſiſchen Tartarey über den Don immer tiefer in Europa hinein, und ließen überall Spuren ihrer Sprache zurück. — Die Celten, deren Sprache zu den ältesten zu rechnen ist, und noch in Bretagne und Wallis gefunden wird, dehnten sich, da sie in Aſien nicht mehr Raum ſahen, über ganz Europa aus, und brachten, mit ihren Geſetzen und Gewohnheiten, auch ihre Sprache nach Deutschland, Gallien, England und Italien. Andre Züge von ihnen gingen nach Dänemark und Schweden. Der berühmte Jhre, der im Glossario Suo Gothico die Celten von den Scythien abstammen, die letztern aber mit den Gorchern und Geten einesley Volk seyn läßt, indem die Griechen dem Namen der Gorchern ein S vorgesetzt haben, theilt eben daher die Sprache der Scythien in die celtische und gothiſche, und läßt von jeder weder andre Sprachen abstammen; oft aber haben sich diese wiederum unter einander vermiſchet. Andre haben die gothiſche Sprache in die angeliſchſächſiſche, thraciſche und cymbrische Mundarten unterschieden. — Solcher Abstammungen wegen ist es auch kein Wunder,

daß die griechische Sprache Wörter enthält, welche mit der celtischen Sprache verwandt sind; und daß ferner die englische, schwedische, dänische und deutsche Sprache so viel Uebereinstimmung mit einander haben, indem die ersten drey der alten celtischen oder deutschen Sprache treuer geblieben sind als die Hochdeutsche. Süßmilch im Glossario britannico-germanico und Serenius in seinem english and swedish Dictionary haben die Uebereinkunft dieser Sprachen in ihren Wurzelwörtern gewiesen. Bayley, Johnson und Ley haben in ihren Wörterbüchern mit weitläufiger Gelehrsamkeit die Abstammungen der englischen Wörter erforscht. Menage zeigt in seinen Origines de la langue françoise, wie die französische Sprache aus vielen Sprachen, durch Zusätze, Weglassung und Verwandlung entsprungen sey.

Den Wanderungen kann man (viertens) die Kriege mit andern Völkern und die Bekriegungen als eine neue Ursache beysügen. Schon die durchziehenden Heere lassen verschiedene Ausdrücke zurück: aber noch erstirbt nicht eine Sprache oder legt ihre Natur ab, wofern die Fremden nicht das Land in Besitz nehmen und daselbst eine fortdauende Wohnung aufschlagen. Wie viele Wörter mögen sich durch

durch die Kreuzzüge in die Sprachen gemischt haben, da Wissenschaften, Künste und Sitten sich durch sie unter die Völker Occidentis zerstreuten? — Die celtische Sprache in Gallien verwandelte sich durch die lateinische, von welcher, als die Römer Gallien eroberten, die Einwohner die Wörter annahmen, ohne die Abwechslung der Endungen zu beobachten, wie Pluche in seiner *mechanique des langues* gezeigt hat. Die jetzige französische Sprache entstand mit den Besitznehmungen der Franken durch den Faramund in dem fünften Jahrhundert; und der Uebergang zu beyden erzeugte die alte und neue romanische Sprache. — Die Wiege der italienischen Sprache ist in dem Regiment der Heruler um das Jahr 480, darauf der sie vertreibenden Gothen und der ihnen folgenden Longobarden zu suchen. — Die spanische Sprache erwuchs aus der alten spanischen oder cantabrischen, der lateinischen, vandalischen, gothischen und arabischen, weil Römer, Vandalen, Gothen und Mauren in Spanien geherrscht haben. Aus der alten römischen Sprache, welche üblich war, als Spanien von den Römern eingenommen wurde, haben sie die öftere Verwechslung des g mit c, das öftere d, die Flexion auf os; dergleichen man in der Aufschrift auf der columna

lumina rostrata aus denselben Zeiten findet. Von den Gothen und Vandalen empfing sie den Artikel, die Hülfswerba und die Form. Die Araber und Mauren haben ihr viele Wörter, die sich mit al anfangen, gegeben. — Die berühmte griechische Sprache fieng an, sich im sechsten Jahrhundert durch das Eindringen der Gothen, und im siebenden durch die Saracenen zu verderben, vermischte sich mit der lateinischen Sprache, als der Wohnsitz der römischen Kayser nach Byzanz verpflanzt ward, und erlitte mit dem Untergang des griechischen Kayserthums den größten Nachtheil. Durch den Handel hat sie hernach viele Wörter aus dem Italienischen, Arabischen dazu gezogen, so daß sie jetzt der alten griechischen so ungleich geworden ist, wie die italienische der lateinischen. Dennoch in den Gegenden, wo wenige oder gar keine Türken sich befinden, soll sich noch das Neugriechische dem Alten am nächsten erhalten, wie Lüdcke dieses in seinen Nachrichten von den Türken berichtet. — In Liefland ist aus der schwedischen Sprache unter andern das Wort bles, statt ward, im gemeinen Reden bey vielen Leuten üblich, weil der Schwede sagt: Jag, bles oder wardt, ich wurde oder ward, von blifwa, bleiben und werden. — Die norwegische Sprache ist unter

unter der dänischen Regierung ganz abgekommen.

Wenn (sünstrens) Colonien entweder freywillig sich in ein anders Land begeben, oder dahin geschickt werden, pflegen sie in der Folge eine mannigfaltige Mischung und Aenderung in der Provincialsprache zu verursachen. Die alten Juden verlernten in ihren Wegführungen das Hebräische, und nahmen theils im Ungarnge, theils auch in den babilonischen Schulen das Chaldäische an. — Da die jetzige persische Sprache in den Wörtern und derselben Endungen eine Harmonie mit der Deutschen haben soll: so folgert man daraus, daß die Perser entweder celtische Colonien gewesen seyn, oder daß sie doch in den ältesten Zeiten vieles Gewerbe mit den Celten gehabt haben: aber da sie auch der griechischen, arabischen und tartarischen Herrschaft unterworfen waren; so ist ihre Sprache auch durch andre Völker vermehret worden. — Die Esquimaux in Nordamerica haben überhaupt mit den Grönländern viel ähnliches. Auch ihre Sprache ist übereinstimmend, und sie verrathen dadurch die Aehnlichkeit ihres Ursprungs. — Die vielerley Pflanzvölker, welche England empfangen hat, sind bekannt genug; und es ist kein Wunder, daß

daß seine Sprache mit unsern plattdeutschen Mundarten an der Elbe und an der See in Holstein mehr übereinkommen, indem die Niedersachsen mehreres Verkehr mit England gepflogen haben als die obern Provinzen vort Deutschland, ohne an die Regierung der Angelsachsen zu denken. Schon säen Handel und Reisen hie und dort fremde Wörter; und die Engländer sammeln noch die nachdrücklichsten Ausdrücke anderer Völker in ihren Sprachschatz.

Wie viel (sechstens) die Nachbarschaften zur Umkehrung und zum Verderben der Sprache beytragen, sehen wir an den Grenzen beynase aller Völker. Daher ist die gasconische Sprache so ausgezeichnet. In einigen schwedischen Mundarten, davon Ihre und Swenhoff Wörterbücher geschrieben haben, ist die urälteste Sprache verblieben, in andern erkennt man das Nachbarliche. An manchen Grenzen bildet sich eine eigne Mittelsprache.

(Siebentens) Auch die Religion wirket Sprachveränderungen. Man wird bemerken, daß, wenn sich gleich eine Sprache aus dem gemeinen Leben verloren hat, doch die alte bey dem Gottesdienst forwähren, weil entweder die
Bi

Bibel darinn übersetzt ist, oder der festgestellten Gebete wegen, oder aus der Verehrung des Alterthums. So dauert die armenische in Armenien, Zurcomannien und Persien; die altgriechische in Griechenland, bey dem Gottesdienst, so wie die arabische bey den Mahometanern. Wenn aber eine neue Religion eingeführet wird, pflegt dieselbe auch meistens ihre Sprache empor zu bringen. Dieses hat der lateinischen Sprache Eintritt in so viele Nationen verschaffet, weil in ihr die gottesdienstlichen Handlungen verrichtet wurden.

Eine Sprache, die lebendig ist, wird immer in der Gewalt der Willkühr seyn. Aber noch mehr wird es geschehen, wenn sie noch keine Buchstabenschrift besitzt, oder das Schreiben nicht in Uebung gebracht worden. Als denn der Vergänglichkeits des Gedächtnisses und der Flüchtigkeit des Mundes überlassen, durch keine Schrift aufbewahrt, durch keine Bücher befestigt, noch durch eine Grammatik versiegelt, wird sie, wie ein fließender Strom, beständigen Veränderungen unterworfen seyn*). Wie mußte die Sprache der Celten ungewiß und

*) Joh. Matth Gesner hat in seiner *Agoge in eruditionem*, den Sag: *Si maturius inuentae essent litterae, pauciores haberemus linguae.*

und wankelhaft werden, da sie keine Bücher unter sich hatten, und ihre Gelehrten, die Druiden und Barden, nichts aufschrieben? Aber wenn diese Sprachen, die bisher nur geredet wurden, geschrieben zu werden anfangen, welches ein anders Ansehen erhalten sie? Die Töne werden mit mehrerer Aufmerksamkeit unterschieden; und es entstehet beynah eine neue Schöpfung. Oft werden alsdenn Sprachen, welche vorher schwesterlich vereinigt waren, durch das Schreiben ganz fremde. Die sklavonische Mundarten, z. E. die russische, polnische und böhmische, auch dalmatische und croatische, die sich im mündlichen Reden verstehen, sind räselhaft im Schreiben. Ein ähnliches Beyspiel giebt die holländische und hochdeutsche Sprache; — und nach dem Zeugniß des berühmten Serenius finden die Dalekarlen und die gebornen Ißländer durch die Aussprache sogleich die Wurzel der englischen Wörter im Altgothischen.

Wenn endlich die Sprache zur Cultur kömmt, wenn sie Schriftsteller und glückliche Schriftsteller gewinnt und in ein System gebracht wird: welche Umkehrungen leider sie nicht durch die Sorgfalt der Sprachlehrer, durch den Affect oder die Wohlklangsbegierde der Redner, durch die Metaphern und Inversionen der Dichter,

ter, durch die Schöpfungen der Weltweisen? Oft Verbesserungen, wenn sie einer Sprache das Willkürliche und Unharmonische benehmen, wenn sie ihr Regeln, Bestimmtheit, Nachdruck und Reichthum ertheilen, aber es entstehen auch zuweilen, aus dem Eigensinn ihrer Grundsätze, Verschlimmerungen. Des einen Ohre gefällt ein Ton nicht, er verändert ihn, er läßt ihn weg. Viele Wörter verlieren sich mit der Zeit ganz aus der Sprache, weil sie einigen Schriftstellern zu misfallen das Schicksal hatten. Am meisten bringen die Uebersetzungen viele neue Redensarten in die andre Sprache. So ward die lateinische Sprache durch die Wendungen der griechischen Sprache bereichert; und wie viel unsre Sprache aus fremden angenommen habe, zeigt die Vergleichung der Schreibart in den neuen Schriftstellern mit den alten, ehe die deutschen nach der ausländischen Lecture begierig waren. Die Versteerde zur Lieblichkeit bildete ehemahls den jonischen Dialect. Die Grandezza der Spanier behielt die Härte ihrer vorigen Sprache. Und welches ein deutliches Bild legt die italienische Sprache dar, welcher die Dichter Dantes, Petrarca und Boccacio ihre rechte Form gaben, und zwar nach der französischen Sprache, weil die französische Dichtkunst ihre Muse aufgemuntert

tert hatte? Wenn man unsre hochdeutsche Sprache betrachtet, so scheint es, wenn man sie mit ihrer Mutter und ihren Schwestern vergleicht, daß man sie theils zärtlich theils nachdrücklich habe machen wollen, um sie etwa von dem Vorwurf der Rauhigkeit zu reinigen, deren sie unter andern die Franzosen beschuldigt hatten; und in der Vorstellung hat sie die lateinische Sitte nachgeahmet.

Diese Materie ist noch ein unerschöpftes Meer. Denn wer vermag, alle Ursachen anzuführen, welche im Einzelnen bey den Sprachen Veränderungen gewirkt haben? Und wie viele Beispiele können nicht dazu aus allen Sprachen der Welt zusammengesucht werden? Aber nur einen Anhang zur vorigen Abhandlung, nur eine Grundlage zu mehreren reichlichen Untersuchungen sollte sie abgeben. Denn welches Vergnügen ist es nicht, in den verwandten Sprachen (z. E. den morgenländischen, der spanischen und portugiesischen, der französischen und italiänischen, oder den nordischen Sprachen, oder in der polnischen und russischen, der lettischen und preussisch litthauischen) zu sehen, wie diese verschwiferte Sprachen durch Umräusung und Verwandlung, durch Versetzung und Umdrehung der Buchstaben, durch

Erfindung neuer Endungen sich unähnlich geworden sind; zu sehen, wie sie sich manchmahl ganz verlassen, manchmahl sich gleichsam in nahen Nuancen berühren; oft gewahr zu werden, wie das Auge allda die Uebereinstimmung verkennet, wo das Ohr sie versteht. (Ich kann nicht vorbeylaffen, einen alten Becmann zu nennen, welcher in seiner manuductione ad latinam linguam viele artige Anmerkungen über den Ursprung der lateinischen Sprache und Wörter gemacht hat.)

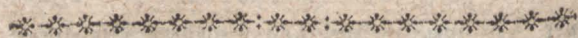
Doch was nenne ich blos das Vergnügen? Ist es nicht zugleich Nutzen in der Vergleichung der verwandten Sprachen die Wurzelwörter aufzuspüren und die verlohrenen Grundbedeutungen wieder aufzufinden, wiewohl dieselben nur alsdenn sicher sind, wenn mehrere Mundarten sie bestätigen? Studiret deswegen der Gottesgelahrte nicht die verwandten Mundarten der hebräischen Sprache, um die veralteten oder ungewissen Bedeutungen der hebräischen Wörter in den Dialecten des Morgenlandes aufzusuchen oder auch die vorhandnen zu bestätigen? Und welchen Gebrauch macht davon die Geschichtskunde, wenn sie aus der Verwandtschaft der Sprache auf die Verwandtschaft der Völker schließt, wenn man die Haupt-

nationen nach den Hauptsprachen und die Stämme der Nationen nach den abstammenden Sprachen abtheilet, wie die gelehrten Geschichtsforscher Gatterer und Schlözer gethan haben, und wonach der berühmte Zell urtheilet, daß der eigentliche Sitz der jetzigen Hungarn ehemals Carelien gewesen, weil der finnische Dialect dieser Landschaft die größte Verwandtschaft mit der ungarischen Sprache habe.

Ich kehre zu dem Einwurf zurück, dessen im Anfange Erwähnung geschah: Ob nemlich die Vielheit der Sprachen nicht der Ausbreitung der Erkenntniß Nachtheil bringe? Da die Sprache im Anfange sich jedesmal nur nach und nach veränderte, so geht mit diesen Veränderungen nie eine ganze Erkenntniß unter, noch verlöscht sich, sondern pflanzt sich eben sowohl in die sich verändernden Ausdrücke der andern Sprache fort. Es kommt also in der Frage darauf an, ob die spätere Mannichfaltigkeit der Sprachen nicht den Uebergang der Erkenntniß aus einem Reiche zum andern schwerer mache? Und hier hat es freulich den Schein, daß durch eine allgemeine Uebereinstimmung der Rede die Religion und die Wissenschaften schneller ausgebreitet werden würden: aber würden sich nicht auch

der

der Irrthum, welcher noch schnellere Flügel hat, und das Laster desto früher und bequemer mittheilen und allgemein machen können? Da der Rath des weisen Weltregierers bey dieser wichtigen Einrichtung nicht ausgeschlossen werden mag: so glaube ich, daß die Summe des durch die Einförmigkeit der Sprachen entstehenden Uebels größer seyn werde, als des erfolgenden Guten. Der Allmächtige kann, um seine Offenbarungen unter mehreren Völkern auszustreuen, die Boren mit der Wundergabe der Sprachen ausrüsten; aber mit Gewalt würde er dem Uebel steuern müssen, wenn die einstimmigen Mundarten es durch alle Länder geführt hätten. Es giebt gewisse Jahre unsers Lebens, welche weniger für den Tieffinn der Wissenschaften, als für die Erlernung der Sprachen geschikt sind, obgleich, bey einem vernunftmäßigen Sprachstudium, so wenig die Sacherkenntnisse versäumt werden dürfen, daß viel mehr beyde sich erwecken, unterhalten und stärken können; und es giebt Personen, deren Fähigkeiten von der Natur mehr zu Worten, als zu wissenschaftlichen Erforschungen gestimmt worden, daß sie also gleichsam von der Natur selbst zu Dollmetschern für andere ausersehen zu seyn scheinen.



III.

Ueber Nestors Zeugniß von Rußlands
altem Rechte auf Liefland.

Die schwedischen Geschichtschreiber haben sich beeifert, die alten Ansprüche zu rühmen, welche nach ihrer Einbildung Schweden an Liefland haben soll. Ihr Vorgeben nahmen Andre ohne Prüfung als erwiesen an; und ich erinnere mich nicht bey irgend einem neuen Geschichtschreiber oder Statisten, von Rußlands weit sicherern und gültigern alten Rechte etwas gelesen zu haben. Ein Stillschweigen welches befremden müßte, wenn die russischen Annalisten den Ausländern bisher nicht zu unbekannt gewesen wären, und die Vorstellung, welche man noch im Anfang des jetzigen Jahrhunderts von Rußland hatte, die Sache nicht begreiflich machte. In meinen topographischen Nachrichten von Lief- und Ehstland S. 167. u. f. habe ich den Anfang gemacht, von Rußlands altem Rechte etwas zu erwähnen; nach meiner Absicht und der Einrichtung des Buches, mußte ich mich dort kurz fassen; jetzt will ich jene Behauptung durch Nestors Zeugniß zu unterstützen suchen; ermüdende Des-

ductionen sollen meine Leser nicht abschrecken; ich werde nur solche Bücher dabey anführen, die in den Händen des größten Theils, sonderlich unter meinen Landesleuten sind, damit sie die Beweise nachlesen und prüfen können. Das ist der Gesichtspunkt, welchen man bey dem gegenwärtigen kurzen Aufsatz nicht aus dem Gesicht verlieren muß.

Unter Liefland verstehe ich nach dem Sprachgebrauch die beyden Herzogthümer Liefland und Ehstland: das letzte ist weniger bekannt und oft unter dem allgemeinem Namen begriffen.

Man gönne den Schweden ihre Freude, wenn sie von den Heereszügen ihrer Könige nach Liefland, deren Siegen und dem Tribut reden, welchen die alten liefländischen Einwohner vor und kurz nach Christi Geburt an sie bezahlten. Und woher wissen sie das? Nicht aus schriftlichen Urkunden; oder sie müssen erst beweisen, daß sich Herr Schlözer (Allg. Nord. Geschichte S. 256) sehr irret, wenn er den nordischen Völkern überhaupt nicht eher als im 9ten Jahrhundert, oder gar noch etwas später, eine einheimische Geschichte zugestehet; weil vorher Niemand, aus Unkunde der Schreibkunst, Begebenheiten verzeichnen konnte. — Vielleicht aus alten Sagen? Denen setzen wir

getroßt andre Sagen entgegen: die Eisten litten von Schweden Ueberfälle und Beraubungen, und thaten ihnen dafür ein Gleiches. Man nehme gar aus Nachsicht alle die Erzählungen für wahr an: schwedische Könige mögen in Lief-land Eroberungen gemacht, zu ihrer Sicherheit feste Häuser erbaut und Tribut erhoben haben; wie weit gieng das? wie lange dauerte es? Sie kamen, und reisten wieder hinweg; am Seeufer übten sie einige Macht, und sahen sich bald darauf gezwungen nach Hause zu eilen: mitten in das Land durften sie sich nicht wagen. Als die Deutschen dasselbe eroberten, war keine Spur von einer schwedischen Oberherrschaft zu finden. War eine vorher, so hatte sie eben auf die Art aufgehört, wie die Eisten aufhörten in Schweden fürchterlich zu seyn, sobald sie ihre leichten Fahrzeuge bestiegen und mit ihrer Beute davon segelten. Doch ich will das nicht wiederholen, was ich schon im angeführten Buche gesagt habe.

Ganz anders verhält sich die Sache mit den Russen: nach alten sichern Zeugnissen haben sie von allen liefländischen Völkern Tribut erhoben: nicht an der nächsten Gränze, nein, mitten im Lande Städte und haltbare Plätze angelegt; ihrer Herrschaft sich nie begeben,
noch

noch sie verlassen: nur der andringenden überwiegenden Macht der Deutschen, die auf Lief-land kein Recht hatten, mußten sie weichen, doch ohne dadurch ihr Recht zu verlieren, noch demselben zu entsagen.

Den Beweis für ihr altes Recht an Lief-land, nehme ich jetzt hauptsächlich aus einem Zeugniß in Nestors Jahrbüchern. Daß dieser erste russische Annalist ein Mönch im Peterscherischen Kloster zu Kiew gewesen ist, und im eilften Jahrhundert geschrieben hat, darf ich nicht erst erinnern. Nach der vom Herrn Scherer herausgegebenen deutschen Uebersetzung, der ich überhaupt hier folge, weil sie allein deutschen Lesern bekannt seyn kann, heißt S. 45. meine Beweisstelle also: „Dieses aber sind andere Völker, welche Rußland Tribut bezah-
len: Tschud, Wes, Mera, Muroma, Tschere-
renissa, Jam, Mordwa, Petschera, Litwa,
Simegola, Kors, Neroma, Litw.“ Drey Namen zeichne ich aus, nemlich Tschud, Litwa, und Litw; und behaupte, daß sie zusammen genommen Lief-land anzeigen. Unter Tschud kann hier unmöglich die ganze weit ausgebreitete finnische oder tschudische Nation verstanden werden, denn der Annalist führt einige Nester derselben namentlich an, z. B. Tscherenissa, Mordwa u. s. w.

noch weniger die Scythen, deren er in eben dem Abschnitt besondere Erwähnung thut: sondern allein die Eysten, ein liefländisches Volk; den Beweis geben mehrere andre Stellen, sonderlich S. 12, und 123. wovon hernach. Daß Lettland bey den Alten oft Litauen, hier Litwa heißt, haben schon Schlozer und Thunmann gezeigt. Litw sind, wie der Augenschein lehrt, die Liven. Eysten, Letten und Liven, die drey alten liefländischen Stammvölker, oder ganz Liefland, haben nach diesem Zeugniß an Rußland Tribut gezahlt: Das hierdurch ausgeübte und angezeigte Recht liegt vor Augen. Der Annalist nennt keine Zeit, wenn es geschehen ist: er erzählt es als eine vorhergehende und folglich sehr alte, aber noch jezt bekannte, und bey seinem Leben noch nicht gekänderte Sache, ehe er mit dem J. 6366 nach der russischen Berechnung, oder dem J. E. 858, anfängt, die Begebenheiten nach der Zeitfolge vorzutragen. Noch nie hat ein schwedischer Geschichtschreiber ein so deutliches Zeugniß von seines Vaterlandes vermeinten alten Rechte an ganz Liefland aufbringen können. Ein ihnen günstig scheinendes aus unferm Annalisten S. 49. nemlich daß die Warägen (Wäringer; vermuthlich Schweden), die jenseit des Meeres wohnten, i. J. 859 von den Eschuden, Slawen u. g. m. Tribut genommen,

hält

hält auch nicht Stich: der Tribut hörte gleich wieder auf; denn in den folgenden Jahren kamen sie vergeblich ihn einzufodern. Er war vermuthlich nach der damaligen Gewohnheit, bloß die Folge einer verlorenen Schlacht: Rußlands Recht wurde dadurch nicht gekränkt. Nur müssen wir nun die Gültigkeit der vorher angeführten ersten Beweisstelle darthun.

Woher nahm Nestor die Nachricht? zum Erfinden war er, wie der perscherische Paterik und die Legenden von ihm versichern, zu fromm. Vielleicht aus Sagen? die sind unsicher, die besten mit Fabeln vermischt. Durch schriftliche Nachrichten! aber welche, und wer hat sie verfaßt, da die Schreibkunst dem Volk noch unbekannt war? Das macht eine große Bedenklichkeit. Hierzu kommen noch zwe andre, die der historische Kritiker gleichfalls dem Zeugnisse entgegen stellt. Die erste: von Nestors Jahrbüchern hat man noch keine kritisch berichtigte Abschrift oder Ausgabe; vielleicht ist das ganze Zeugniß bloß der Zusatz eines Abschreibers, die Erfindung eines müßigen Stopp. lers. Die zwote: Die Stelle mag von Nestors Hand seyn; sein Zeugniß gilt nur als zuverlässig, wo er als gleichzeitiger Geschichtschreiber redet; weit weniger, bey ältern Begebenheiten.

D 5

Ich

Ich gestehe, die Einwürfe sind an sich wichtig; hier möchten sie wohl den gefährten Beweis nicht sonderlich schwächen. Ohne mich überhaupt über die beständige Brauchbarkeit solcher historischen Probersteine einzulassen, und etwa zu erwähnen, daß manches Dokument als gültig muß angenommen werden, ob man gleich aus Mangel keine andre Abschriften dargegen halten kann; daß die folgenden Generationen zuweilen über einen Vorfall richtiger urtheilen als gleichzeitige Geschichtschreiber, die durch tausend Anlässe verleitet ihrem Gemälde erborgten Schimmer geben; daß bey allzugroßer Strenge in der Geschichte wenig Gewisses übrig bleibt; daß die wenigsten gleichzeitigen Geschichtschreiber Augenzeugen seyn können, und daß sich auch solche wohl gar betrügen; daß man Begebenheiten selten 10 Meilen von ihrem Geburtsorte wieder kennt: alles dieses zu erwähnen bin ich weit entfernt: die in der Geschichte unentbehrliche Kritik zu verachten wäre Unsinn. Durch ihre Hülfe werde ich Nestors Zeugniß zu retten, und zu beweisen suchen, daß es weder aus Nationalstolz erfonnen; noch ein mündlich fortgepflanztes Märchen; noch dadurch daß es eine lange vor des Annalisten Lebenszeit bereits geschehene Sache betrifft, verdächtig ist. Das letzte zuerst. Nestor redet von dem Tribut, nicht

nicht als von einer alten abgeschafften und zu seiner Zeit ungewöhnlichen, sondern als einer noch immer fortdauernden Sache. Er und seine Fortsetzer bringen darüber sehr wichtige Beweise bey, die an verschiedenen Stellen mit der übrigen Geschichte verflochten, vorkommen; daher auch der Verdacht, als sey die ganze Beweisstelle der fremde Zusatz eines neuern Abschreibers, beynah ganz hinweg fällt. Nun lasse man noch andre Geschichtschreiber, gar vorhandene Denkmäler dazukommen: wer wird dann an der Gewißheit der gemeldeten Sache zweifeln! Mehrere Zeugen, Nestor und seine Fortsetzer, reden von der russischen Fürsten Zügen nach Liefland, von dem hier erhobenen Tribut, von der Anlegung haltbarer Orter zur Befestigung ihrer Oberherrschaft. Vier solche Züge führe ich an: 1) Im J. 1030 ging Jaroslaw gegen die Eschuden, überwand sie und bauete Jurjew S. 125. Noch heut zu Tage führet die Stadt Dorpat bey den Russen diesen Namen. Sie liegt mitten im Lande, und diente die Eschen von (neuen) Abfällen und Verweigerung des Tributs hinführo abzuhalten. Sich des Landes zu versichern, nicht Plünderungen waren die Absicht des Zuges. 2) Schwatopolk bauete im Jahr 1103 das abgebrannte Jurjew wieder auf S. 170. Vorher flüchteten die

die Einwohner nach Kiew S. 151. Von Dorpat bis dahin ist etwas weit. In der Unge-
 wissheit, ob hier die Abschreiber sich versehen,
 oder mehrere Orte den Namen Jurjew geführt
 haben, will ich auf diese Stelle nichts bauen.
 3) Im J. 1130 kommen neue russische Herrern
 nach Liefland, überwinden die Tschuden und im
 folgenden Jahre die Letten S. 183. u. f. so
 werden die alten Ansprüche immer gültig erhal-
 ten. 4) Jaroslaw Wolodimirs Sohn führt
 im J. 1191 seinen Entschluß aus, Litaunen
 oder die Tschuden (Letten und Ehsten) anzu-
 greifen, nimmt Jurjew ein, und im folgen-
 den Jahre die ehstnische Festung Bärenkopf
 (Odempá, ehstnisch Ottepá) S. 255. Diese
 Züge, welche gleichzeitige Geschichtschreiber be-
 richten, giengen höchst wahrscheinlich auf die
 Behauptung des alten Rechts, dessen Nestor
 anfangs gedacht hatte: sie hatten mehr als
 Plündern zur Absicht, aber auch keine gewalt-
 same Bekehrung. Das Recht wurde geübt;
 in die Städte setzte man Russen und bauete
 ihnen Kirchen. In dem Städtchen Wenden soll
 nach der alten Sage eine gestanden haben, deren
 Stelle man noch zeigt. Seit der Deutschen
 Ankunft in Liefland ist sie nicht erbauet wor-
 den, und war nicht die einzige; daher wurde
 hernach in allen liefländischen mit den russischen
 Regent

Regenten geschlossenen Verträgen ausdrücklich
 bedungen, daß die russischen Kirchen nach
 altem Gebrauch reinlich und unbeschädigt
 sollten erhalten werden; man lese z. B. Arndt
 liefl. Chronik 2 Th. S. 177. Die Deutschen
 fanden bey ihrer Ankunft in Liefland russische
 Fürsten im Besiz ihres Rechts zu Dorpat, Ko-
 tenhausen und vielleicht noch an mehreren Orten,
 die der liefländische alte Annalist, den man ge-
 meiniglich Heinrich den Letten nennt, nicht
 deutlich angezeigt hat. An statt die alten An-
 forderungen zu vergessen, wurden sie sonderlich
 im 16ten Jahrhundert von Jwan Wasiljewitsch
 hervorgesucht, und von den deutschen Lief-
 ländern selbst eingestanden, Arndt l. c. S. 226.
 Bey dergleichen Zeugnissen kann Rußlands
 altes Recht keinem Zweifel unterworfen seyn.
 Die russischen Beherrscher begaben sich desselben
 hernach; haben es aber im gegenwärtigen Jahr-
 hundert desto feierlicher und unter neuen Titeln
 wieder erlangt.

Die Deutschen waren listig genug, ihre erste
 Ankunft in Liefland unter solchen Umständen zu
 erzählen, daß der damalige Aberglaube bald
 einen höhern Wink, einen Ruf zur Bekehrung
 der heidnischen Einwohner, und nach einer
 noch nicht ganz abgeschafften Schlusart, ein un-
 wider-

widersprechliches Recht auf deren Land, Güter und Personen, darin fand. Ein Sturm mußte sie von ihrer Fahrt nach Wisby, bis in den Ausfluß der Düna verschlagen haben. Lange genug hat man auch dieß geglaubt und ohne Prüfung in neuen historischen Schriften wiederholt. In einem Jahrhundert, wo die Geschichtsforscher ohne Nachsicht die alten geglaubten Fabeln auf ihren wahren Werth heruntersetzen, so gar den Brüdern Tsch und Tzsch den Abschied geben; darf man doch wohl auch Unwahrscheinlichkeiten von geringerm Belang rügen. In den angeführten topogr. Nachrichten sind bereits über den Sturm und das vermeinte Verschlagen der bremischen Kaufleute nach der Düna, Zweifel geäußert worden. Wer an die Weite des Weges von Wisby bis Dünamünde denkt, und die Gefahr erwägt, welcher bey allen jetzt getroffenen guten Anstalten und angelegten Leuchttürmen, jedes Schiff während der engen und sehr unsichern Durchfahrt zwischen der kurlischen und öfelschen Spitze, und dann auf der rigischen Abrede selbst bey gutem Wetter ausgesetzt ist, die nothwendig ums J. 1158 hundertfach größer war; der muß glauben, daß das bremische Schiff mitten im Sturm auf einem unbekanntem Wege aus der augenscheinlichsten Gefahr durch lau-

ter

ter Wunder ist geführt und errettet worden; oder daß die guten Kaufleute ohne Sturm und Verschlagen, fein behutsam und vorsichtig längst den Küsten neue Handlungswege gesucht und gefunden haben. Daß sie bald und aller Orten Land finden würden, konnten sie im voraus wissen: im Sturm hätten sie wohl bey Kurland eine Zuflucht gesucht. Vielleicht hatten sie schon von Liefland gehört, zumal wenn die Ehsländer nach des Snorro (Th. I. S. 274.) Bericht, durch den Handel wären lange vorher bekannt gewesen.

Hupel.



IV.

Ueber die Erkenntniß des einzigen höchsten Wesens unter den heidnischen Völkern; auf Veranlassung eines Beweisgrundes, den man daraus für eine nähere Offenbarung zieht.

Daß eine nähere Offenbarung überhaupt der Weisheit und Güte Gottes gemäß sey, sucht man am glücklichsten aus der Geschichte der Menschen zu beweisen. „Die menschliche Vernunft hat in Erfindung wichtiger Religionswahrheiten ihre Fähigkeiten nicht geäußert; noch bis jetzt haben sich drey Vierteltheile des menschlichen Geschlechts durch das eigne Nachdenken, nicht bis zur richtigen Erkenntniß Gottes erheben können; die Weisen unter den Heiden erblickten Gott, aber nicht deutlich; ganze Völker erkannten ihn nicht als ein von der Welt unterschiedenes moralisches Wesen, das alles weislich gemacht hat und beherrscht, und dem Menschen eine höhere über das gegenwärtige Leben hinaus reichende Bestimmung gegeben hat; der Glaube an angekommene Untergötter verdrängte den Glauben an eine allgemeine Vorsehung, und mach-

te die Erkenntniß eines höchsten Wesens, wenn sie auch da war, zu einer müßigen Theorie, die auf das Verhalten der Menschen keinen Einfluß hatte; in keiner abgöttischen Religion trifft man Anstalten oder Beweggründe an, die Menschen zur moralischen Rechtschaffenheit zu führen; größtentheils sieht man, daß die sich selbst überlassene Vernunft sich bey dem Gedanken: es ist nur ein Gott, nicht erhalten können: folglich ist es ihr nicht möglich gewesen, ohne höhere Anleitung Gott recht zu erkennen; es war daher der göttlichen Weisheit anständig, durch eine nähere Offenbarung die richtige Erkenntniß des einzigen höchsten Wesens in Sicherheit zu stellen.“ — Von der Richtigkeit dieser Gründe hangen viele andre wichtige Folgen ab. Es ist der göttlichen Weisheit anständig, sich selbst den Menschen näher bekannt zu machen, und durch die richtige Erkenntniß Gottes sie zur Tugend und Glückseligkeit zu führen; eine solche Offenbarung ist höchst wünschenswürdig, und daß sie wirklich vorhanden sey, von der höchsten Güte zu vermuthen: wir sind verbunden sie aufzusuchen, und wo wir eine finden, die Zeichen ihres göttlichen Ursprungs für sich hat, sie mit dankbarstem Gefühl anzunehmen und ihren Vorschriften Folge zu leisten.

In der fortgesetzten Betrachtung über die vornehmsten Wahrheiten der Religion trägt Herr Jerusalem die vorher angeführten Gründe zur Entscheidung der obigen Frage in der ihm gewöhnlichen hinreißenden Stärke vor; deren Durchlesung wohl jedem Verehrer der Religion den Wunsch abdringen wird, daß der Herr Verf. nicht schon jetzt über die Abnahme seiner Kräfte klagen möchte, da man nun von ihm in den bloß geoffenbarten Wahrheiten wider die Unglaubigen brauchbare Waffen, überzeugende Vertheidigungen und eine genuthuende Aufklärung erwartet: um so mehr, da die bisher von ihm abgehandelten Wahrheiten sich auf Vernunftgründe stützen, und weniger Widerspruch erfahren; die bloß geoffenbarten hingegen selbst von einigen protestantischen Theologen neue Bestimmungen und Erklärungen zu bekommen, wohl gar eines Theils in Zweifel gezogen zu werden, scheinen.

Für diejenigen, welche an eine nähere Offenbarung glauben, sind die oben namhaft gemachten Gründe überzeugend und zur Befestigung ihres Glaubens vortreflich. Schwerlich werden sie denen genuthun, die anßer dem Licht ihrer Vernunft von keiner Offenbarung wissen wollen. Gleichwohl sind sie eben wider solche Leute

Leute am nöthigsten, und daher einer aufmerksamen Prüfung würdig. Einige Zweifel, die man dagegen erheben könnte, führe ich an; vielleicht geben sie einen einsichtsvollen Manne Anlaß, die Sache nochmals genau zu überdenken, und durch eine nähere Vertheidigung dem Naturalismus vielleicht die letzte Ausflucht zu seiner eingebildeten Veruhigung zu nehmen.

Von der Frage: ob eine nähere Offenbarung der göttlichen Weisheit gemäß sey, würden Schlüsse a priori bald in große Verlegenheit setzen; lieber erwählt man den weit sicherern Weg: man baut auf Thatsachen, man zeigt wie mangelhaft die Erkenntniß von Gott und sogar die vermeinte beste Religion eines jeden Volks sey, das ohne Licht der Offenbarung bloß dem eignen Nachdenken folgte. Den Einwurf der neuern Naturalisten, den sie von ihrer eignen bessern Erkenntniß hernehmen, widerlegt man dadurch, daß man ihre aufgeklärteren Begriffe nicht ihrer sich selbst überlassenen Vernunft, sondern dem durch die Offenbarung verbreiteten Licht zueignet. Alles kommt folglich auf die wirklichen Mängel an, welche man der Religion vernünftiger Heiden vorwerfen kann. Vorher wurden sie genannt; sind sie erweislich?

Die Zume's, Voltaire's, Rousseau's u. a. m. werden manche wichtige Anmerkungen darwider machen; die angegebenen Mängel theils für übertrieben, theils für unrichtig erklären, wenigstens in Ansehung der daraus hergeleiteten Folgen; und endlich werden sie alle diese Mängel auch bey den Anhängern der vertheidigten nähern Offenbarung zu finden versichern, als wodurch die Gründe wegfallen würden, auf welche man die Schlüsse bauet, daß eine nähere Offenbarung mit der göttlichen Weisheit bestehen könne, daß eine zu wünschen und deren Daseyn zu vermuthen sey. Selbst die von Zume eingestandene mit der Erkenntniß von Gott vor ungefähr 1800 Jahren vorgefallene große Veränderung, da dieselbe reiner und allgemeiner wurde, werden andre Naturalisten leugnen. Das Recht zwischen der heidnischen und der geoffenbarten Religion eine Parallele zu ziehen muß man ihnen einräumen.

Unsre jezige Erkenntniß dürfen wir nicht gerade zu gegen diejenige halten, welche wir von den Heiden vor 2000 Jahren nach Anleitung ihrer bis auf uns gekommenen Schriften vermuthen; auch nicht gegen die, welche wir bey noch vorhandenen ganz unwissenden Völkern finden. „Viele Schriften sind verlohren

ren gegangen, vielleicht auch solche, worin wir überzeugende Proben ihrer guten und richtigen Erkenntniß von Gott finden würden; nicht alles, was sie wußten und erkannten, schrieben sie auf; der reinere Gottesdienst fand nur bey Aufgeklärteren Statt, für den rohen Pöbel war er damals zu hoch, man machte ihn zu einem Geheimniß; man sprach davon, aber aus mancherley bekannten und unbekanntem Ursachen, gedachte man dessen nicht in öffentlichen Schriften; oder man drückte sich nicht deutlich genug aus; was man deutlich ausdrückte, ist uns wegen der Entfernung dunkel, nachdem sich Begriffe und Redensarten geändert haben; wo keine Weisen, keine Künste, Wissenschaften und Aufklärungen sind, sucht man nach jeder Kenntniß vergeblich, die Vernunft steht in ihrer Kindheit; unsterblichere richtigere und allgemeinere Erkenntniß von Gott, von unsern Pflichten, der Unsterblichkeit u. s. w. können wir bloß etlichen von Zeit zu Zeit vorhandenen Weisen zu danken haben, darunter sich einige vielleicht wie Numa, eines übernatürlichen Beystandes, einer göttlichen Eingebung rühmten, um ihrem Unterricht desto leichtern Eingang auch bey dem gemeinen Manne, zu verschaffen. Der gleichen Ausflüchte könnten uns die Naturalisten

listen entgegen setzen. Wir müssen also in jeder Zeitperiode die Offenbarung neben das eigene Nachdenken stellen, und ihre beyderseitigen Wirkungen gegen einander halten.

Nie thut die Vernunft, so wird der Naturalist sagen, mit einem mahl große Schritte in der Erfindung wichtiger Wahrheiten; denn in der Natur geschieht nichts durch einen Sprung. Die Erkenntniß von Gott wird mit der wachsenden Vernunft immer deutlicher; man vernachlässige diese, gleich fällt jene auch. Unwissenheit, Irthümer, Aberglaube sind das Loos der Kindheit, der Welt und der Vernunft; die Aufklärung geht langsam; nur erhebt sich dann und wann ein Genie, ein seltner Geist, weit über seine Zeitgenossen und verbreitet einiges Licht. So bald eine nähere Offenbarung hinzukommt, muß der langsame Naturgang aufhören, die Erkenntniß durch keinen Sprung fortrücken, alles Licht seyn. Ist jemals ein solcher Sprung bemerkt worden? Die Geschichte schweigt. Selbst nach den biblischen Berichten erkannten wenige Weise den Urheber der Welt, ein einziges höchstes Wesen; der große Haufe dachte verkehrt von ihm. Die Israeliten genossen den Unterricht eines weisen Gesetzgebers, und fielen vor stummen Götzen nieder.

Wo

Wo ist der Einfluß einer nähern Offenbarung, deren sie sich rühmten? Dem Jehovah, welchen Mose ihnen verkündigt hatte, hielten sie für den Schutzgott ihres Landes, fürchten und ehrten aber eben so sehr die Schutzgötter der benachbarten Völker. Selten erhob ein Weiser seine Stimme, sie von diesem wahren Polytheismus abzuziehen. Gott ließ sich selbst bloß als ihren Schutzgott ankündigen, (Rosenmüller von den weisen Absichten Gottes bey den versch. Haushalt.) durch wie viel Schattenwerk und Ceremonien mußte sich ihr Verstand bey dem Licht einer nähern Offenbarung hindurch kämpfen! selbst die Orthodoxen sehen die jüdische Religion als eine unvollkommene an; man findet sie immer erst mit der Kindheit, dann mit der allmächtigen Aufklärung der Vernunft im Verhältniß.

So haben doch die Weisen unter den Juden ihre Erkenntniß des einzigen wahren Gottes aus einer nähern Offenbarung geschöpft, weil die sich überlassene Vernunft sich nicht leicht bis zu Gott erhebt? Der Schluß würde mehr Grund haben, wenn wir nicht unter den alten Heiden Männer fänden, deren Schriften redende Beweise von ihrer Erkenntniß eines einzigen höchsten Wesens sind. Nur von einem

nem will ich jetzt etwas erwähnen. Plato redet deutlich von einem höchsten Gott. Bayle meint zwar, weil Plato sein System aus des Timäus von Lokrus Schriften geschöpft habe, dieser aber ein Unding, ein Monstrum zu Gott machte; so müsse Plato's Erkenntniß von Gott gleichfalls sehr elend gewesen seyn. Es scheint auch, als rede Plato von der Güte, Weisheit und Allmacht als von dreyerley göttlichen Wesen, oder gar als von drey principiis und Göttern; da er aber ausdrücklich einen darunter den höchsten nennt, dem die andern Gehorsam und Ehrerbietung schuldig sind, so ist sein Glaube an ein einziges allerhöchstes Wesen offenbar. Die Beschreibung der göttlichen Eigenschaften und Wirkungen ist nach den Begriffen der damaligen Zeit in dunkle und jetzt für uns beynahe unerklärliche Ausdrücke eingehüllet.

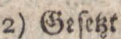
Der Vorwurf, daß die weisen Heiden Gott nicht deutlich erblickt haben, entscheidet nichts. Bey einer nähern Offenbarung wären die jüdischen Begriffe von Gott unvollkommen und grob; Gott selbst giebt ihnen nur undeutliche Vorstellungen von seinem Wesen, freylich der damaligen Fassung einer kindischen Vernunft angemessen, dann darf man aber auch nichts
besseres

besseres von den Heiden fodern. Es scheint, als gebe es keinen Zeitpunkt, wo man sagen könne: nun läßt sich die Erkenntniß von Gott nicht höher treiben, hier hat sie für den Menschen ihre Gränze! Vor 1700 Jahren wurden die letzten Offenbarungen bekannt gemacht; wie sehr ist seit der Zeit die menschliche Erkenntniß auch in der Lehre von Gott gestiegen! und noch stehen wir nicht auf der obersten Stufe. Nach der Reformation hielten die Protestanten ihre Erkenntniß für völlig berichtigt und vollkommen: wie viel finden ein Semmler, Bahrde und andre an unsrer bisherigen Erkenntniß auszusetzen: Man lese zum Versuch die Bahrdtschen Vorschläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unserer Kirche, und daß ich nur bey der Erkenntniß Gottes stehen bleibe, sonderlich S. 157. u. f. wo man uns deutlich sagt, daß die ganze Christenheit bisher aus Irrthum und falschen Wahrheiten drey unterschiedene Personen in Gott gesucht habe. So sind denn die Christen bisher ohne wahre Erkenntniß Gottes gewesen, sie haben so gar in derselben erstem Grundsatz geirret? nur die Socinianer und Sabellianer nebst ihren Freunden, wären also die Weisen, bey denen man die richtigere Erkenntniß suchen kann? Ist die nähere Offenbarung so ungewiß,
E 5
wiß,

wiß, dunkel und unvollkommen, daß man sie 1700 Jahr in Händen, und doch nicht einmal von Gott eine ihm anständige Erkenntniß haben kann, wozu nützet sie dann? darf man sich wohl noch über die in den heidnischen Schriften herrschende Dunkelheit beschweren, oder daß die Erkenntniß eines einzigen höchsten Wesens als ein Geheimniß gelehrt wurde, ihnen vorwerfen? Und wir rühmen unsre aufgeklärten Zeiten und große Erkenntniß?

Mit dem von Hrn. Jerusalem vorgebrachten Vorwurf, daß die Erkenntniß der Heiden von Gott, wenn sie ja dieselbe hatten, bloß ein Werk der Philosophen, aber nicht für das gemeine Volk gewesen sey, möchte man nicht weit kommen. Denn 1) ist es schlechterdings un-erweislich, daß man gar kein Volk finde, welches sich nie durch eignes Nachdenken ohne nähere Offenbarung zu dem Gedanken von einem allerhöchsten Wesen erhoben hätte: Ihre etwa-nige Erkenntniß von einer uralten Tradition her-zuleiten, ändert im gegenwärtigen Fall die Sache nicht. Schon andre haben bewiesen, daß die alten Deutschen und Eelten nur einen wahren Gott geglaubt, und ihn für so erhaben gehalten haben, daß er in keinem Tempel wohne. Weitläufigkeit zu vermeiden, will ich

ich hier nur aus Gatterers historischen Journal erst. Th. das ich eben bey der Hand habe, einige Gedanken anführen. Das Urtheil S. 125. paßt auf viele Völker: „Alles-dings irreten die Alten, aber sie irreten nicht in der Idee von Gott, sondern nur in der Anwendung derselben auf Dinge, die nicht Gott sind.“ Aus der (ebend. S. 143.) re-censirten Frage: Si les païens ont jamais igno-ré le vrai Dieu etc. par M. l'Abbe le Batteux, sehe ich, Batteux glaubt behaupten zu kön-nen, daß die Chaldäer, Perser, Egypter, Grie-chen und Römer, so vieler Irrthümer und Aus-schweifungen ungeachtet (da sie nemlich meh-rere, wohl gar schändliche Götter anzunehmen scheinen,) dennoch einen höchsten Gott und zwar nur einen einzigen erkannt haben. Des Recensenten Einwurf (S. 144.), als ob die Erhaltung des Begriffs von dem wahren Gott nicht bis auf Mose herunter reiche, weil der König, der Israel nicht wolte ziehen lassen, fragte: wer ist Jehovah? ich kenne den Jehovah nicht 2 B. Mos. 5, 2. dieser Einwurf, sage ich, trifft Batteux's Behauptung nicht, und hat kein Gewicht. Der egyptische König hielt den Jehovah für eine Schutzgöttheit der Juden, die vor den egyptischen Schutzgöttern nichts vor aus habe. Man kann einen einzigen wahren Gott

Gott glauben, ohne zu wissen, daß sein Name Jehovah, und er der Gott der Israeliten ist. — Des Tacitus Zeugniß von den Deutschen: Deorum nominibus appellant secretum illud (nur ein einziges) quod sola reuerentia vident, geht doch wohl nicht auf die damaligen deutschen Philosophen allein, und ist ein Beweis der unter dem ganzen Volk erhaltenen Idee von einem einzigen höchsten Wesen. Die Dii der Lateiner sind, wie jeder Schüler weiß, nicht immer viele Götter; ohne an viele zu denken, zeigten sie dadurch die Gottheit an, wie die Hebräer durch ihr . 2) Befest bey einigen Völkern ist der Begriff von einem wahren Gott nie unter das gemeine Volk gekommen, sondern als ein heiliges Geheimniß bloß unter dem aufgeklärteren Theil geblieben; so finden wir doch unwidersprechliche Zeugnisse, die einer ganzen Nation solche Erkenntniß beylegen: wäre aber auch das nicht, was würde man daraus schließen können? Die damalige Kindheit der Vernunft erlaubte keine Allgemeinheit weit über das Sinnliche hinausreichender Begriffe; auch bey den Juden waren sie bey weiten nicht allgemein. Ja man erinnere sich nur eines großen Theils des Pöbels unter den heutigen Christen, der bey seiner nähern Offenbarung und dem steten Unterricht, lange ge-

nug

nug zu lernen hat, ehe er auf die gewöhnliche Katechismusfrage „wie viel sind Götter?“, dreist zu antworten wagt, er lernt die Reihe der Worte in der fast eingepprägten Antwort; man ändere ein wenig die Frage! er weiß nichts mehr; er bekümmert sich wenig oder gar nicht darum, ob nur ein Gott ist, oder ob mehrere seyn können; er betet seinen Gott an, und gönnet andern Religionen ihre eignen Götter. Aus Erfahrungen weiß ich, daß viele alterthafte Bauern in Liesland bey einer Befragung versichern, in ihrer Jugend hätten sie wohl gewußt, wie viel Götter wären, und ob es mehr als einen gebe, aber bey ihren schweren Hausorgen und Arbeiten sey es ihnen aus dem Gedächtniß entwischt. Oder sie bekennen mit dem Munde einen einzigen Gott, huldigen aber sogleich dreyen, oder denken gar nichts, wenn sie drey Personen, deren jede Gott ist, aber doch nur einen einzigen Gott, denken sollen. Die Katholiken folgen der nähern Offenbarung, und glauben an einen einzigen Gott; hat aber nicht mancher den Einfall gehabt, die Maria zur vierten Person in der Gottheit zu erheben? was für Begriffe müssen solche Leute von dem einzigen wahren Gott haben? wo zeigt sich hier der Nutzen der Offenbarung zur Ausbreitung der richtigen Erkenntniß eines höchsten Wesens?

Die

Die Heiden erklärten ihre neuerlich vergötterten Helden doch nur für Halbgötter.

Ueberhaupt darf man den Heiden ihre vielen vermutheten und angenommenen Untergottheiten weder zum Polytheismus anrechnen, noch wie Herr Jerusalem (Fortgesetzte Betracht. S. 47.) meint, von ihnen vorgeben, daß sie den Glauben an eine allgemeine Vorsehung verdrängt und die Erkenntniß eines höchsten Wesens, wenn sie da war, zu einer müßigen Theorie, die auf das moralische Verhalten des Menschen keinen Einfluß hat, gemacht haben. Wo ein einziger höchster Gott erkannt wird, da ist kein Polytheismus. Die Heiden legten idealischen Wesen gewisse Wirkungen bey, die wir aus natürlichen Ursachen herleiten. Vieles waren Hieroglyphen oder poetische Auszierungen; dabey standen ihre idealischen Wesen so gut als unsre natürlichen Ursachen, unter der Regierung eines allerhöchsten Wesens. Sie glaubten Geister, Halbgötter, wohlthätige oder schädliche Wesen; die Christen glauben Engel und Teufel; von den ersten erwarten sie Schutz, auch wohl Nachrichten, Träume und andre Dienste; dem Teufel schreiben sie fast alles moralische und physische Unglück zu. Der ländi-

ländische Bauer stiehlt, zu seiner Entschuldigung sagt er, Gott habe ihn so geschaffen, oder sein Schicksal habe es also gewollt, oder der Teufel habe ihm den Rath ins Herz gegeben; selten findet er die Ursach in seiner Dummheit. Da er nur einen Gott glaubt, ist er kein Polytheist; und da er Beweggründe und Trost aus seiner Erkenntniß von Gott nimmt, so ist diese für ihn keine müßige Theorie. Die Katholiken verehren die Heiligen, und man sage was man will, diese vertreten bey ihnen völlig die Stelle der Untergottheiten als Schutzpatrone ganzer Länder, Städte und Kirchen; ja man hat zu erweisen gesucht, daß ihr Heiligen-Dienst eine Nachahmung der Heiden sey (Blackmore christliche Alterthümer). Hört dadurch bey ihnen der Glaube an eine allgemeine Vorsehung auf: sind sie Polytheisten; wird ihre Erkenntniß Gottes zu einer müßigen Theorie?

Schwer würde der Beweis fallen, daß kein Volk, ja kein Weiser, Gott als ein von der Welt unterschiedenes moralisches Wesen erkannt habe, welches alles weislich gemacht hat, alles erhält und beherrscht, und dem Menschen eine höhere über das kurze Leben hinaus reichende Bestimmung gegeben hat. Wem fallen hier nicht

nicht Sokrates, Plato, Seneka u. a. m. ein? Von den Braminen bezeugt Solwell in seiner Historie von Indostan, daß sie seit undenklichen Zeiten her die Einigkeit Gottes, eine allgemeine Vorsehung, Strafen und Belohnungen in einem künftigen Leben, gelehrt haben. Durch die nach ihrer Meinung zuerst geschaffenen drey Engel drücken sie nur drey große Wirkungen oder Eigenschaften Gottes aus, schaffen, erhalten und strafen.

Bey dem merkwürdigen Zeitpunkt, da vor mehr als 1000 Jahren sich mit einemmal schnell ein großes Licht verbreitete, die Vielgötterey fiel, die Menschen haufenweis Christen wurden, und nun nur einen Gott bekannten, wird es den Naturalisten nie an Einwendungen fehlen. Sie werden 1) auch hier nichts als gewöhnlichen Naturgang finden, denn a) diejenigen, welche in einiger Menge das Christenthum zuerst annahmen, waren Juden, denen die Einheit Gottes schon längst vorher bekannt seyn mußte. b) durch die Zerstreung dieses Volks war sie auch vielen andern, sonderlich umher liegenden Völkern nichts Unerhörtes; daher war c) alles zu diesem Grundsatz vorbereitet, Künste und Wissenschaften hatten den Verstand aufgeklärt, prüfende Männer schämten sich der läppischen

Gott

Göttheiten, der Aberglaube und Priesterbetrug fiel zu sehr in die Augen; die Stimme der Weisen fand jetzt leichteren Eingang; d) was eines Mannes bessere Einsicht für schnelle Revolutionen in der Erkenntniß ganzer Länder hervorzubringen vermag, lehrt die Geschichte der Philosophie, sonderlich der Astronomie durch Beispiele; die Erfindung des Schießpulvers kam in kurzen bis auf den unwissenden Pöbel. 2) Die Ausbreitung der Erkenntniß ist nicht plötzlich, sondern allmählig geschehen, sonderlich unter den Heiden; die Christen lebten hier und dar zerstreut, etliche wenige in einer Stadt nannte man schon eine Gemeinde; und 3) viele unter diesen waren ungemein unwissend, ließen sich von allerley Wind der Lehre treiben, änderten zwar die Namen, aber nicht die Erkenntniß; viele hielten die drey Personen der Gottheit für drey Götter.

Dergleichen Thatsachen wird der Naturalist manche Anmerkungen und Folgesätze befügen: als 1) es sey der Vernunft zu allen Zeiten möglich gewesen, Gott zu erkennen, da sie ihn wirklich ohne nähere Offenbarung erkannt hat. 2) Das Vorgeben, daß sich noch bis jetzt drey Vierteltheile des menschlichen Geschlechtes durch die Vernunft nicht bis zur richtigen Erkennt-

S

kenntniß Gottes haben erheben können, sey übertrieben und unerweislich. Ein Mann, der sich lange tief in Rußland aufgehalten hat, fand, wie er versicherte, einstmals einen heidnischen Zatar unter freyem Himmel betend. Auf die Befragung, wen er anbere, da er keinen Götzen vor sich habe, gab er zur Antwort: nach meiner Vermuthung kann mir kein Götze den Segen geben, den ich um mich sehe; es muß ein höherer und besserer Gott seyn, von dem alles abhängt; ich kenne ihn nicht, doch danke ich ihm unter der Bedingung, wenn er der allgemeine Regierer und Geber meines Segens ist. (Einige nähere Erklärungen des Zatars in der Unterredung übergehe ich.) Eine bessere Religion, wird der Naturalist sagen, als vieler lange unterrichteten Christen! Bey ertlichen Völkern findet man keinen Ausdruck Gott zu bezeichnen, daraus folgt noch nicht, daß sie an kein höchstes Wesen denken; wir verstehen vielleicht ihre Sprachen und Denkungsarten zu wenig, sonst würden wir in manchen Bildern u. d. g. Spuren ihrer Religion antreffen. 3) Die völlig richtige Erkenntniß von Gott ist für des Menschen Fassung zu hoch, selbst nicht aus einer nähern Offenbarung zu erwarten: Gott muß sein Wesen durch menschliche Eigenschaften nur etwa in erhöhtem Grad bezeich-

bezeichnen, sich gleichsam nur von ferne sehen lassen 2 B. Mos. 33, 23. Wolte er sich so offenbaren wie er ist, so verstehen wir den Unterricht gar nicht. Welche ißorichten Begriffe von Gott findet man mitten unter den Christen, selbst unter wohlunterrichteten. Man bemerke nur ihre Wünsche und Gebete. Der Intolerante erwartet in jeder polemischen Stunde Feuer vom Himmel zur Rache über jede geringe Abweichung vom angenommenen Lehrsystem; er hält Gott für eben so rachschraubend als er sich fühlt, nur jenen in etwas höhern Grade. Zu Genève hoffte man durch unmenschliche Hinrichtung eines armen Ungläubigen, Gott einen angenehmen Dienst zu leisten; und noch jetzt glaube mancher Bösewicht durch dergleichen Gott entehrende Trauerspiele, Gott das beste Opfer der Ehrfurcht zu bringen. Man lege daher den Heiden ihre etwanigen mangelhaften Begriffe von dem höchsten Wesen, nicht zur Last. 4) Die noch vorhandenen unwissenden Völker werden ihre Religionsbegriffe gleich bessern, so bald ertliche Weise unter ihnen eine Aufklärung veranlassen, die freilich immer bey wild herumstreifenden Völkern langsam geht, selbst wenn man ihnen eine nähere Offenbarung gäbe. 5) Könnte kein Mensch ohne nähere Offenbarung sich zu dem Begriff

des einzigen wahren Gottes erheben; so scheint es, als müßte die Offenbarung sich unter jedem Volk befinden. Die Ausflucht, daß sie sich nicht für solche schicke, die keine Buchstaben, keine Ausdrücke für gewisse moralische Begriffe haben, befriediget nicht, da die Geschichte Griechen, Römer, Egyptier und andere aufgeklärte Völker aufstellt, bey denen Künste und Wissenschaften blüheten, aber kein Prophet eine Offenbarung bekannt machte: das letzte geschah gleichwohl unter den Israeliten, die als Viehhirten ohne Wissenschaften lebten. 6) Die Vernunft soll sich nicht bis zum Gedanken von einem wahren Gott erheben, und gleichwohl ist sie selbst bey den Theologen die Richterin der Religionswahrheiten, und was nicht mit ihr harmonirt, verwerfen manche neuere ohne Bedenken als übel verstandene Sprüche oder als Aberglauben. Bedarf man auf solche Art noch einer Offenbarung? Vielleicht klärte sie erst die Vernunft auf, und gab ihr zugleich das Recht, nach eigenem Gurdünken die Lehren der Offenbarung zu erklären oder zu verwerfen; z. B. die Lehre vom Teufel.

Der richtigste Begriff von Gott bleibt müßige Theorie, wenn er keinen Einfluß auf unser moralisches Verhalten hat. Die Versicherung, daß

daß eine künftige Vergeltung zu erwarten sey, scheint den Menschen viel näher anzugehen, denn sie macht ihn in allen Handlungen, auch wo er keinen menschlichen Richter scheuet, behutsam, hindert den ungestümen Ausbruch des Lasters, befördert die Tugend und das gesellschaftliche Glück: Vortheile und Folgen, die keines Beweises bedürfen. Sie haben auch bey irrigen Begriffen von Gott, gar bey dem Polytheismus statt. Was geht mich Gott an, wird der Mensch sagen, wenn er weder straft noch belohnt, wenn ich heute lebe und morgen nichts bin. Die heidnische Religion redet von reizenden Belohnungen der Tugendhaften, und von fürchterlichen Bestrafungen der Laster, beydes nach der damaligen Fassung der Menschen; (auch jetzt muß man Seligkeit und Verdammniß etwas sinnlich vorstellen, wenn sie auf den Vöbel Eindrücke erregen sollen.) Daß die heidnische Religion keine Beweggründe, oder nur schwache, zur Tugend gegeben habe, streitet wider die Geschichte: auch in einer abgöttischen und lächerlichen Religion kann man Anstalten und Beweggründe zur moralischen Rechtschaffenheit antreffen; tugendhafte Heiden verabscheuerten, und vernünftige Regenten bestrafte an ihren Unterthanen, die Laster der Götter, welchen sie öffentliche Opfer brachten. — Aber in der

jüdischen Religion findet der Naturalist gar Feins, oder nur sehr dunkle, Spuren von einer Fortdauer nach dem Tod, von künftigen Belohnungen und Strafen. Alle Verheißungen und Drohungen giengen auf das Gegenwärtige; die Erfüllung blieb oft aus; den Frommen sahe man leiden, z. B. Hiob; für Verbrechen brachte man etwa ein Opfer, so war man von der befürchteten Strafe frey. Hieraus wird er den Vorzug der jüdischen Religion vor der heidaischen leugnen; andre Folgen berühre ich nicht. Nur merke ich an, daß man den Gedanken von einem einzigen höchsten Wesen, in Ansehung der Ordnung für den ersten Grundsatz der wahren Religion erklären müsse; aber in Ansehung des Nutzens und der Allgemeinheit, in Hinsicht auf die Urtheile und Fähigkeiten der Menschen scheint es die Versicherung unsrer Fortdauer und der künftigen Vergeltung zu seyn: ein Grundsatz von ausnehmend wichtigen Wirkungen; stark und lebhaft gedacht, ist er nie müßige Theorie; wohl aber oft der von einem einzigen höchsten Wesen. Es giebt Leute, die nicht wissen, ob ein oder mehrere Götter seyn, aber sie leben tugendhaft, weil sie immer an die vergeltende Zukunft denken. Andre demonstrieren, daß nicht mehr als ein Gott seyn könne, und üben ohne Scheu alle Laster aus,
weil

weil sie das Daseyn einer vom Leibe unterschiedenen Seele, und überhaupt die Unsterblichkeit läugnen. Wer verdient den Vorzug, der bey Vernachlässigung seiner Pflichten eine richtige Erkenntniß von Gott hat; oder der bey seiner irrigen Erkenntniß von Gott, die Pflichten des Menschen, sonderlich das in der Welt höchst wichtige Wohlthun gegen andre treulich ausübt? Man möchte wohl sagen, Gott könne durch Irrthümer, die sein Wesen betreffen, nicht höher, wohl aber gewiß weit weniger, beleidiget werden, als durch Irrthümer und Vernachlässigungen, die unsre Pflicht betreffen. Unmöglich kann ihm mehr an der rechten Erkenntniß seines Wesens als an der Erkenntniß solcher Dinge liegen, von denen das Glück der Welt abhängt, und wodurch wir so gar ihm ähnlich werden Luc. 6, 36. Unsre Pflichten schrieb er jedem Menschen ins Herz; die Erkenntniß seines Wesens nicht, die fodert das äußerste Anstrengen der Seelenkräfte, und auch hierbey bleibe er noch immer ein verborgener und unbegreiflicher Gott. Gewiß von einem Tugendhaften, wenn er auch in der Erkenntniß Gottes irret, hat die Welt mehr Nutzen als von sieben Philosophen oder Gottesgelehrten, die ihre Zeit mit bloßen Speculationen über das göttliche Wesen zubringen. Die Religion be-

sieht ja doch nach aller vernünftigen Christen Geständniß, nicht im Wissen, (leider sehen noch immer manche, wohl gar Lehrer, dieselbe in der richtigen Erlernung des Catechismus.) sondern in der Nichtigkeit unsers moralischen Verhaltens. Jenes ohne dieses ist nichts 1 Cor. 13, 2. aber Liebe des (ganzen) Gesetzes Erfüllung Rom. 13, 10. nicht wer eine richtige Erkenntniß von Gott hat, sondern wer dessen Gebote hält, bleibet in Gott 1 Joh. 3, 24. Gute moralische Grundsätze ersetzen wenigstens einigermaßen den Mangel einer richtigen Erkenntniß von Gott.

Von einigen laferhaften Heiden gilt so wenig der Schluß auf ihre Religion, als wenn man das Christenthum nach dem Leben des größten Theils der Christen beurtheilen wollte. Bey den leider im Schwange gehenden häufigen Lastern finden immer die Naturalisten zu ihrer Bestärkung erwünschte Gelegenheit, uns den fehlenden sichtbaren Einfluß der geoffenbarten Lehren auf unsre Handlungen, mit einiger Bitterkeit beschämend vorzuwerfen; da man hingegen noch jetzt heidnische Völker findet, welche die meisten Laster hassen: Der Zatar verabscheuet den Diebstal so lange, bis er sich taufen läßt. Ja sie werden uns vorwerfen, daß

daß die Offenbarung nicht einmal zur Erhaltung der wahren Erkenntniß Gottes sichtbaren Nutzen geleistet habe, weil man unter den Christen ganze Religionsparthenen antrifft, die man für Abgötter erklären kann: Andre, die aus heiligem, Enthusiasmus unsinniges Zeug von Gott glauben; und noch Andre, die noch im Jahr 1775 auftreten und versichern, daß die ganze Christenheit, nur wenige einzelne Personen ausgenommen, bey dem hellsten Licht der Offenbarung dennoch von dem Wesen Gottes ganz falsche Begriffe viele Jahrhunderte hindurch bis jetzt ernährt habe.

Dergleichen Zweifel und Einwürfe kann der Naturalist den Gründen entgegen stellen, auf welche man den Beweis, daß eine nähere Offenbarung mit der göttlichen Weisheit bestehen könne, zu stützen sucht. Einige von diesen Gründen halte ich wirklich für etwas schwach; hoffentlich giebt es noch stärkere, und der aus einer nähern Offenbarung erwachsende Vortheil läßt sich wohl deutlich zeigen. Vielleicht brauchte man gar keinen Beweis, daß eine solche Offenbarung mit der göttlichen Weisheit bestehen könne, bey dem doch noch die wichtigeren Fragen übrig bleiben: ist wirklich eine vorhanden? findet man sie in der Bibel? ist sie deutlich genug,

genug, und von der Anweisung unsrer Vernunft unterschieden? u. s. w. Lieber beweiße man geradezu die Göttlichkeit der Bibel; dann ist es schon unwidersprechlich, daß eine solche Offenbarung vorhanden ist, und daß sie folglich mit der göttlichen Weisheit bestehen kann. Wir sind immer zu blödsichtig, wenn wir bestimmen wollen, was die göttliche Weisheit zu thun vermag. — Aber es ist leichter fordern, als leisten; und aus Klugheit muß man oft anstatt des geraden Weges durch Umschweife gehen; oder anstatt ganz zu schweigen, lieber etwas halbwahres sagen.

Die vorgebrachten Zweifel wird man offensichtlich nicht aus Röm. 1, 19. u. s. heben wollen, als wo freylich die unrichtige Erkenntniß von Gott den Heiden vorgeworfen und als die Quelle aller ihrer Laster angegeben wird. Nicht zu gedenken; daß der Naturalist keine biblischen Sprüche als Beweise gelten läßt, wird er vielmehr bey den Völkern, die sich einer nähern Offenbarung rühmen, gleiche Mängel, Bösen und Laster finden, die auch wirklich unter den Christen nicht selten sind; ja er wird gleich die Religion der Weisen von der Religion des dummen Pöbels unterscheiden, welches selbst unter den Christen gewöhnlich ist. Sterne
 steht

steht in einer über B. 22. gehaltenen Predigt: „man kann es nicht leugnen, daß die weisesten Heiden die Vielgötterey verworfen haben.“

Eher könnte man aus Lelands Erweis der Vortheile und Nothwendigkeit der Christlichen Offenbarung, den ich nur aus dem von Crome herausgegebenen deutschen Auszug kenne, die angezeigten Zweifel zu bestreiten hoffen. Dieses schöne Buch steht in Ansehung der Beweise aus dem Religionszustand der alten heidnischen Völker, mit der obigen Frage in einiger Verwandtschaft, ob es gleich eigentlich nicht auf dieselbe, sondern mehr auf die Nothwendigkeit einer Offenbarung und die dadurch erwachsenen Vortheile gerichtet ist. Bisher habe ich desselben nicht gedacht, um öftere Allegationen zu vermeiden; jetzt muß ich etwas davon reden, weil man sonst vermuthen möchte, als hießen seine Gründe gar keine Ausflucht übrig. Diese sind treffend und brauchbar; aber meines Erachtens für den Naturalisten weder völlig überzeugend noch unwiderleglich. Sie nach der Reihe durchzugehen wäre zu weitläufig, und würde öftere Wiederholungen veranlassen. Die bereits vorher namhaft gemachten Zweifel haben, auch bey Lelands Beweisgründen statt, welche oft jene un-

unterstützen. Er gestehet z. B. selbst, daß man nicht bloß unter den heidnischen Weisen, sondern auch unter ganzen Völkern die Erkenntniß und den Gedanken von einem einzigen (wahren und höchsten) Gott, den Glauben an eine Vorsehung u. d. g. antreffe (Kap. 2. und 14.). Anaxagoras hielt Gott für einen ganz unkörperlichen reinen Geist, (Tausende unter den Christen erheben sich nicht zu einem solchen Gedanken); daß er diese Erkenntniß von andern durch Offenbarung besser unterrichteten Völkern geborgt habe, ist unerweislich; wer weis, ob viele Juden Gott auf solche Art gekannt haben. Aristoteles glaubte Einen allerhöchsten, unveränderlichen, unkörperlichen Gott, der ohne Theile nicht mit der Materie vermischt oder vereinigt, der einzige erste Bewegter sey (S. 195.). Mark Antonin „hat Gedanken vorgetragen, welche fast die Minen des Christenthums haben: Grundsätze, die ganz vortreflich seyn würden, wenn man voraus sehen könnte, daß er mit dem Ausdruck Götter nichts anders habe anzeigen wollen als den einzigen wahren Gott,“ (S. 218.). Daß Götter nicht immer viele anzeigen, wurde vorher angemerkt. Von dem Glauben an eine allgemeine Providenz kommen gleichfalls deutliche Zeugnisse vor. Valbus im Cicero sagt ausdrücklich „die unsterblichen

„lichen Götter sorgen nicht nur für das ganze Geschlecht der Menschen, sondern auch für einzelne.“ Geseht, seine Meinung gieng nur auf merkwürdige große Männer, so ist sie 1) dennoch ein sicherer Beweis für den Glauben an eine allgemeine Vorsehung, deren sich große Männer nur sichtbarer zu erfreuen hatten; wie Gott auf einen sahe, waren ihm alle bekannt; 2) die Juden selbst läugneten öfters die Providenz und werden deswegen von den Propheten bestraft; 3) auch viele Christen haben an einer auf alle kleine Umstände gehenden Providenz gezweifelt, oder sie durch sonderbare Erklärungen verstellert. Apulejus hält die Untergöttheiten für Mittelspersonen zwischen dem Höchsten und den Menschen; — und wie viele Christen halten die Heiligen für Vertreter, und eben solche Mittelspersonen. Geseht, jene glaubten, der höchste Gott habe die Weltregierung Untergöttheiten übertragen; so blieb er doch bey diesem System immer der oberste Regierer, es stand ihm frey, von seinen Bedienten Rechenschaft zu fordern. Wir denken zuweilen sehr menschlich von Gott, daß er sich an seiner Eere sehr mühselig beleidigt gefunden haben, da die Heiden ihn für zu erhaben und eine unmittelbare Beschäftigung mit den Menschen seiner Majestät unwürdig hielten. Verlangten doch die Israeliten

liten von Mose; daß er für sie den Herren bitten sollte. — Des Lactanz (Div. Instit. L. III. c. 27.) von den heidnischen Sittenlehren vorhandenes Zeugniß, daß sie mit der heiligen Schrift übereinstimmen, hat großes Gewicht; Laster giengen unter den Heiden, wie jetzt unter den Christen, im Schwange; die Sitten verfeinern sich nach und nach, und geben den Laster eine andre Richtung; aber man findet noch jetzt unter manchem heidnischen Volke einen Abscheu vor vielen unter Christen nicht ungewöhnlichen Lastern.

Viele Mängel wirft Veland der heidnischen Religion vor; größtentheils kommen sie mit dem vorher angezeigten in der Hauptsache überein, daher ich die Zweifel nicht wiederhole, so dagegen erhoben werden könnten. Nur etwas will ich berühren. Die Frage S. 128. „was konnte man für Hochachtung gegen einen Gott haben, den man heute im Tempel opferte, und morgen auf dem Theater agiren sah: den man heute anbetete, und morgen vielleicht ausflatschte,?“ Diese Frage, sage ich, fällt sehr auf, und beweist nichts. Was hat man denn vormals auf den christlichen Bühnen aufgeführt; fast lauter biblische Stücke, wobey Gott oft eine Hauptrolle hatte. Vor zwanzig Jahren

sah ich in Leipzig die Schöpfungsgeschichte vorstellen (die sich noch jetzt auf schlechten Bühnen erhält;) wie viel redete Gott dabei durch den Mund eines kläglichen Schauspielers, der hinter einer kleinen schimmernden Wand stand! so sah man den Gott auf dem Theater agiren, den an demselben Tage beym Schlafengehen die meisten Zuschauer anbeteten: Ihn als den wahren Gott; auf dem heidnischen Theater agirte nur der Götterpöbel, dessen Geburt und Grab kein Geheimniß war. Christus der Christen Gott, wird in der Charwoche bey den Katholiken, lächerlicher als auf dem Theater vorgestellt.

Es ist wahr, die heidnischen Weisen haben ihre bessere Erkenntniß nicht gehörig nutzbar gemacht, sich den unsinnigen Götterlehren und schändlichen heiligen Gebräuchen nicht widersetzt. Seneka verwarf im Herzen beides, redete nachtheilig davon, und behauptete gleichwohl, daß auch ein Weiser aus Gehorsam gegen die Gesetze alles beobachten, und den Götterpöbel verehren müsse. Aber jedermann sieht, daß er hier von der Religion redet, in so fern sie eine Sache der Politik ist; er wußte, welche Unruhe die Reformation bey einem rohen Haufen erregen würde. Viele, vielleicht die meisten,

sten, vernünftigen Katholiken lachen im Herzen über die Reliquien, vor denen sie mit dem Pöbel ihre Knie beugen. Der Weise schickt sich in die Zeit, und schont öfters aus Klugheit der Schwachen Vorurtheile. Selbst erliche protestantische Theologen meinen, die Bibel rede öfterer von den Wirkungen des Teufels, und überhaupt der Geisterwelt, als von einer wirklichen Sache, weil zu Christi Zeit die Meinung von dem Einfluß der Geisterwelt üblich war, und selbst einige Redensarten von Krankheiten erzeuget hatte. Soll man sich noch wundern, wenn die Heiden sich vor Dämonen fürchten, und ihre Weisen ganz gelassen dazu stillschwiegen. Was Porphyrius den Dämonen zuschreibt (Leland S. 109.), das glaubt die Christenheit von dem Teufel.

Zu den grausamen Gebräuchen gehören unstreitig Menschenopfer, die viele Völker ihren Göttern brachten. Was wird Leland S. 129. daraus folgern? Ein Lykurg und andre vernünftige Heiden verabscheuerten die unmenschliche Sitte; und verwandelten sie etwa in Geißelung S. 132. wenn sie zu viel Schwierigkeit fanden, mit einemmal den ganzen Gebrauch für unsinnig zu erklären. Die Juden hingegen hatten eine nähere Offenbarung, die

aus

ausdrücklich dergleichen Opfer verbot; und gleichwohl scheuerten sie sich nicht, sie zu verrichten Hesek. 23, 37. Haben nicht die Christen noch jetzt in unsern aufgeklärten Zeiten aus dummen Eifer, manchen armen Menschen, bloß weil er nicht das glauben konnte was man ihm zu glauben befahl, dem wahren Gott zum Opfer verbrannt? Von der heidnischen Geißelung darf man gar nicht reden: in allen römisch-katholischen Kirchen und Klöstern sieht man Leute genug, die sich Gott zu Ehren auf unsinnige Art peitschen.

Das Geständniß eines heidnischen Weltweisen, daß er in der Erkenntniß Gottes unwissend sey, wird S. 178. den Heiden auch zur Last gelegt. Melissus aus Samos hat gesagt: „wir müssen von den Göttern, und von dem was sie betrifft, gar nichts zu behaupten wagen, denn wir haben gar keine Einsicht davon.“ Gütiger Gott! kann man denn keine andern Mängel finden als solche unerhebliche? Welcher unaufgeblasene christliche Philosoph wird nicht nach der größten und vollständigsten Demonstration doch zuletzt sagen: Gott ist verborgen und unerforschlich!

Man sucht durchaus aller Orten Mängel; die Weisen, welche nur von einem einzigen wah-

G

ren

ren Gott reden, sollen doch nicht besser als die Polytheisten oder Atheisten seyn, weil sie diesen einzigen Gott für die Weltseele hielten. Eben den Vorwurf macht man dem Pythagoras S. 188. u. f. ob er gleich nach unversiflichen Zeugnissen nur Einen Gott als einen Geist, als ein unkörperliches Wesen erkannte. Der Ausdruck Weltseele ist uns wegen der Entfernung dunkel; selbst die Erklärungen, die wir davon finden, sind uns unverständlich. Aber man übergehe diese Instanz; man mache einmal den Versuch mit einem Christen, der eine Beschreibung von der Allgegenwart, der Regierung und dem Einfluß Gottes in der Welt, geben will; bey vielen wird am Ende nichts als eine Weltseele heraus kommen. Der Ausdruck selbst wird nach einer hinlänglichen Erklärung weniger anstößig seyn. Gott ist das principium agens und mouens in der Welt, die Seele ist es im Körper; jene von diesem, und Gott von der Welt unterschieden; die Seele leidet durch den Körper, oft beleidigen die Geschöpfe, nach dem Zeugniß der Bibel, ihren Schöpfer. Wer Gott für die Weltseele erklärte, der wollte vielleicht nur durch ein näheres Beyspiel seinen Schülern die göttliche Regierung begreiflicher machen. Es kann wohl seyn, daß Plato falsche Folgen aus seinem Grund-

satz

satz gezogen hat. Die Unsterblichkeit der Seele bewies er, weil die letzte ein Stück aus der großen allgemeinen Weltseele sey. Freylich ein falscher Satz: vielleicht wollte er aus Mangel eines tüchtigern, doch wenigstens einen Beweis ad hominem geben, wie es etliche Christliche Philosophen machen, die das geistige Wesen der Seele aus dem Einblasen der Seele Adams 1 Mos. 2, 7. beweisen wollen, weil nemlich von Gott als einem Geist kein materielles Einblasen könne verstanden werden (Walchs philosophisches Lexicon S. 2264.).

Die abscheulichen Laster, welche die Helden von ihren Göttern erzählten, empören freylich unser ganzes Gefühl; aber nicht jener ihres. Nicht von dem höchsten Gott, sondern von Untergottheiten, deren Eltern und Grab man nannte, von vergötterten Menschen, erzählten sie allerlei Ausschweifungen; das war ihnen nicht anstößig, weil Menschen leicht Laster begehen. Den schädlichen Einfluß solcher Erzählungen zeige Leland S. 96. aus dem Terenz; Sterne (Predigten 2 Band 26ste Pred. m. S. 139.) glaubt, dies sey etwas Allgemeines gewesen. Der junge Wollüstling bey dem Terenz beruft sich auf den Jupiter; unter den Christen beruft sich mancher Ehebrecher auf den Glaubensvater

Abraham, oder auf den Prophet David und seinen Sohn Salomo. Das Laster sucht stets Deckmäntel.

Doch ich breche ab; ich habe nur Proben geben, aber nicht Lelands lesenswürdiges Buch widerlegen wollen.

Anmerkung.

Die Einwürfe, welche allhier von dem scharfsinnigen und belese- nen Verfasser gegen den Beweisgrund gemacht worden sind, welcher für eine nähere Offenbarung aus den Mängeln der Vernunft besonders in der Erkenntniß des Einigen Gottes geführt wird, werden die Nothwendigkeit zeigen, die Beweise zu schärfen und solchen wichtigen Materien, die genaueste Bestimmtheit wiederfahren zu lassen. Damit sie nicht einigen Lesern zu sehr auffallen möchten, will ich darüber folgende Gedanken untersetzen. — Es kann nicht geleugnet werden, daß vernünftige Heiden Einen, wenigstens einen höchsten Gott verehrten; aber da sie doch nicht mit starker Gewißheit, gleich als völlig überzeugt, davon sprechen: so scheint es, daß sie nicht sowohl aus Vernunftgründen, die ohne Hin nicht einmahl uns so leicht geworden sind, als nur aus einer Ueberlieferung, die Achtung für ein einziges Wesen hergenommen haben. Einlichkeit, Einmischung menschlicher Begriffe, Wahn von einem göttlichen Hofstaat, schwache Einsicht von der höchsten Vollkommenheit der Gott/

Gottheit, und wer weiß, was noch mehr? schuffen allmählig die Vielgötterey: und was war wiederum bey dem abgöttischen Haufen der Erkenntnißgrund von den Göttergeschlechtern und ihren Begebenheiten? Kein anderer als die Ueberlieferung. Scheint also nicht auch jene Ueberlieferung von dem einzigen Wesen, Reste von der uralten Offenbarung Gottes zu verrathen?

Aber wenn wir auch annehmen wollten, daß geschärfere Vernunft die vernünftigen Heiden auf die Spur dieser großen Wahrheit gebracht habe; so war doch diese Vernunft nimmer allgemein: und sollte es uns daher nicht erlaubt seyn, zu behaupten, daß die nähere Offenbarung Gottes mit dazu verliehen worden, um den sinnlichen und die Vernunft nicht immer und gern anwendenden Menschen zu Hülfe zu kommen; indem eine auf sichere Gründe gestützte Offenbarung bey den Menschen leichter die Erkenntniß zu befördern vermag, als die Nothwendigkeit, vorher mit Mühe seine Vernunft anzustrengen? Aber, zweitens, war wohl nicht bloß diese Unterstützung der Vernunft, der Zweck der nähern Offenbarung, sondern ihr vornehmstes Ziel war das, was keine Vernunft ergrübeln kann; der weisen Entwurf Gottes, uns zu retten, uns heilig und selig zu machen.

Man kann auch nicht behaupten, daß den Heiden ihre Religion gar keine Beweggründe zur moralischen

lischen Rechtschaffenheit gegeben hätte. Gewiß sie bezugten eine nachahmungswürdige Ehrfurcht und Echeu gegen die Gottheit, und mit einer frohen Bewunderung lese ich, unter vielen Mehreren, in des Cicero bekannten Rede pro lege manilia, (16 Cap.) daß er mit Bescheidenheit von dem Glück des Pompejus reden wolle: ne aut inuisa diis immortalibus oratio nostra, aut ingrata esse videatur. Es ist aber auch schon von andern genug ausgeführt, wie viel zahlreicher, vollständiger und reizender die Bewegungsgründe zur Tugend sind, welche aus den Lehren der Offenbarung fließen.

G.



V.

V.

Rede auf den Frieden zwischen dem russischen Reich und der Turkey, 1774. zu Riga gehalten.

Freude! wessen Herz durchdringest du nicht? Freude! wer kann deinen Entzückungen widerstehen, welche in diesen Wochen über Städte und Felder, über Jünglinge und Greise sich ergossen haben? Freude! wenn hast du ein weitläufigeres Reich belebet, als jetzt, da nach so lange schmachtenden Sehnen, der ruhmvolle Friede Rußland beglückt hat; da zwey mächtige, uneinig gewesene Reiche sich wieder vereinigen; da die zum Morde geschärften Schwerdter der sanftmüthigen Ruhe übergeben werden; da die Donner des Geschüzes nur das Jauchzen der Friedensbothschaft verkündigen, aber nicht mehr ihr schreckendes Verderben und den Untergang unter den Menschen erschaffen.

Verzeihen Sie — — — —
daß ich die Pflicht der Hochachtung zu vergessen scheine, indem ich dem Gefühl meines von Freude und Entzückung durchdrungenen Gemüths, den ersten Ausbruch erlaubet, und mich ausdrücken, welche diese Empfindungen in mei-

G 4

ner

ner Seele erzeugten, meine Rede angefangen habe. Sehe ich doch eben dieselben Gesinnungen in Ihren Gesichtern hervorstrahlen; und hat wohl eines redlichen Unterthanen Herz unbewegt von Bewunderung der großen Werke bleiben können, durch welche der Allerböchste die denkwürdige Regierung unsrer vorreflichen Monarchin erhöht hat? Ist nicht jedweder dadurch also gerühret worden, daß es ihm eine süße und befriedigende Lust gewesen, die Stärke seiner Empfindungen an den Tag zu legen. Ja ich bin genug davon belehret: Sie haben den freudigen Rührungen, welche ihre männlichen Herzen besiegten, nicht ausweichen können. Die höchsten und vornehmsten Personen dieses Landes, die edelsten Glieder des gemeinen Wesens dieser Stadt sind in Freudenthränen über den herrlichen und siegreichen Ausgang zerfloßen, mit welchem der letzte lang genug von den Feinden hinausgeführte Krieg geendigt worden: und warum sollen wir Bedenken tragen, den frohen Empfindungen einen vollen und ungehinderten Lauf zu verstaten, die wir für unsre Beschützung, für das Glück und die Ehre unsers Vaterlandes fühlen? Es ist Catharina, welche unser beständiges Andenken an Sie, welche unsre Ihr geweihten Herzen beseelet; es ist die Glückseligkeit, die Ihre Regierung unsterblich,

lich, und Ihre Lebensstage freudig machet; es ist die sanfte vergnügte Ruhe, in welche Ihre Länder zu einer erweckten Wohlfarth wieder gesetzt worden. Ihrem festbeschließenden Muth, Ihrer tiefeindringenden Weisheit haben wir es zu verdanken, daß wir in unangefochtenen Grenzen, daß wir in dieser beschäftigten Stadt, daß wir in dieser beeiferten Wohnung der Musen, gleichsam unbewußt des erhitzten Lärms des Krieges, dem Gewerbe und der Weisheit haben obliegen können. Wie verständige und treue Kinder, an dem Glück ihrer besorgten und wohlthätigen Eltern einen gerechten Antheil nehmen: so möge unser Herz und unsre Stimme, es mögen unsre Triebe, und unsre Glückwünsche an dieser glücklichen Ehre unsrer großen Kayserin sich gleichsam anschließen: Ihre Majestät Huld hat es uns vergönnet; sie hatte es so gleich den Einwohnern derselben, Ihren Unterthanen und Kindern bekannt werden lassen. O Freude! wer mag deinen Entzückungen widerstehen? Freude! erfüll und beseele das Herz eines jeglichen Einwohners: und ich, der ich mich erkühne, vor Ihrer hohen, gelehrten, und treupatriotischen Versammlung aufzutreten: womit kann ich Sie, würdig Ihrer Gegenwart, würdig dieser feyerlichen Absicht, unterhalten: von welcher Materie soll ich reden? Ich weiß keine,

vielleicht dieser großen Gelegenheit gemäßer, als wenn ich diese glückliche That unserer Monarchin, wenn ich einen Friedensschluß als die schönste That eines Monarchen vorstelle; aber zugleich erweise, daß die Umstände des letztgeschlossenen Friedens ihn zu einem der glorreichsten Friedensschlüsse in der Geschichte machen.

Vergönnen Sie — — —
mir Ihre hohe und schätzbare Aufmerksamkeit. Ich bin versichert, Sie werden über den Inhalt meiner Rede bessere und vollständigere Betrachtungen anstellen, als ich es zu thun im Stande bin: aber ich werde mich befriedigt halten, wenn ich die Empfindungen, die Sie jetzt einnehmen, nur nicht geschwächt habe.

Nichts ist der menschlichen Natur, wenn sie noch nicht in ihren angebohrnen Trieben entsetzt ist, angenehmer, als in dem Genuß einer ungestörten Sicherheit des Lebens und des Guts zu stehen, und sich einer sorglosen Ruhe von feindlichen Anfällen zu erfreuen. Dies war der Wunsch der Erdbewohner von den ältesten Zeiten der Welt an. Dieses war der Antrieb, daß die ehemals zerstreuten Menschen sich in hülfleistende Gesellschaften vereinigten, damit sie unter sich gleichsam eine feste Mauer ausmachten, die
dem

dem Angriffe einer jedweden Habsucht Trotz bieten könnte. Und ist der erste Grundsatz aller Regierungsformen nicht noch dieser, die Grenzen zu beschützen und die Einwohner des Staats in ihrem Gewerbe und in allen rechtmäßigen Handlungen sicher zu stellen? Zwar nach der traurigen Gewohnheit, welche die Welt einmahl als unentbehrlich angenommen hat, vermeintes oder wirkliches Unrecht durch den tödtlichen Kampf zweier großen Armeen auszuräumen, ist der Beherrscher eines Reichs oder ein gemeines Wesen oft genöthigt, mächtige Heere, mit tüchtigen Waffen gerüstet, herauszusenden, und durch Verschlagenheit und Stärke die auf sie zudringende Gewalt zurück zu treiben. Aber zu welchem Ende werden die künstlichen Waffenübungen so sorgfältig angestellt? wozu stehen zahlreiche Heere von Menschen mit geschärftem Eisen in den Händen? wozu unternehmen die sanftmüthigsten Regenten verwüstende Schlachten und ein grausames Blutvergießen, das ihre sonst menschenliebenden Empfindungen empöret? Diese traurigen Obliegenheiten haben kein anderes Ziel, als den Besitz eines festen und immer währenden Friedens zu bewahren; oder einen verlohnenen auf eine lange Zeit wieder zu gewinnen. Wie freudig und ange-
nehm muß es also Monarchen, denen das ru-
hige

hige Wohl ihrer Länder zu Herzen geht, sehn, wenn sie jenen ersten Zweck ihrer Thronbesitzung erfüllen, und nach einer vieljährigen Kriegesbeschäftigung ihren Streitern eine erfreuende Wiederkehr ankündigen, den Einwohnern aber ihre Besitze ausser aller Furcht sehen können?

Schön und erfreulich ist der Name des Friedens, schöner die Handlung, ihn zuwege zu bringen. Sie übersteigt das Glück und den Ruhm aller Siege; so schmeichelnd immer die lauttönende Ehre ist, an Tapferkeit und Macht andre Völker zu übertreffen, und die geheimen Anschläge der Feinde durch eine glückliche Klugheit zu vernichten. Denn kann wohl die frohe Nachricht eines erwarteten Triumphs einen Menschenfreund so sehr einnehmen, daß nicht mitten unter den freudigen Aufwallungen der Brust sich auch der Gedanke des Mitleids hineinweben und nicht eine Thräne der Wehmuth unter den lachenden Jubeln inzwischen rieseln sollte? Ich müßte hier die beynahe unzertrennlichen Wirkungen des Krieges, die aufgethürmten Leichenhaufen, die öden Ruinen der Städte, die niedergetretenen Saatsfelder, die von Einwohnern entleerten Dörfer, die oft verletzte Gerechtigkeit, das gehemmte Gewerbe, die verminderte Nahrung und ihr gewöhnliches

Befol-

Gefolge von Dürftigkeit, Theurung, Hunger und Seuchen, mit ihren theils Abscheu, theils Mitleid erweckenden Farben abschildern; wenn ich auf der andern Seite das Heer der Wohlthaten des Friedens, welcher Jünglinge ernährt und das Leben derselben erhält, welcher die Länder blühend und die Aecker fruchtbar macht, welcher allen Ständen Glückseligkeit und Ruhe verleihet, in einem starken Lichte darstellen wollte. — Nie sind Trophäen ohne Blut errungen worden; und sind nicht die Feinde, die das triumphirende Schwert des Helden traf, Menschen, bey deren Untergang unser Mitgefühl nicht schweigen kann? aber die Streiter, die ihr Leben für die Erwerbung des Sieges Preisboten: was sind sie? Unsrer Mitbürger Glieder eines Reichs, Kinder einer großen Familie. Wie menschenfreundlich sagte Antonin der Fromme, daß er lieber das Leben eines Bürgers erhalten; als tausend Feinde tödten wollte?

Es ist wahr, daß, wenn der Sieg ein Heer beglückt, dem Reiche desselben eine Aussicht zu großen Vortheilen in dem nachfolgenden Friedensschlusse geöffnet wird; aber hat nicht die Erfahrung es an einem Hannibal erwiesen, daß sein angestaunter Sieg bey Cannä noch nicht

nicht

nicht den Krieg zur Wohlfahrt seiner afrikanischen Republik endigte? Und dieser vormals stolze Feldherr entlehnte nachgehends, eben daher die Bewegungsgründe, dem Anführer der Römer, Scipio vorzustellen: „Unsre Neigung kann den Sieg lieber als den Frieden begehren. Aber wenn wir in glücklichen Zufällen eine richtige Einsicht besäßen: so würden wir nicht allein das, was geschehen, sondern auch das, was sich begeben könnte, in Erwägung ziehen. Ein gewisser Friede ist besser und sicherer, als ein gehoffter Sieg.“

In der That: der Schluß eines Friedens ist die Endigung aller Kriegsgefahren, der Preis der Arbeiten, der Lorberkranz aller Siege. Er befrehet unsre Freuden über das Kriegsglück von der Furcht der Unbeständigkeit. Er theilt auf allen Seiten und Wegen Freude und Wohlfahrt aus. Der Städter und der Landmann, der Hohe und der Niedrige, der Feind und der Mitbürger schmecken seine glückseligen Früchte. Die bangen Abndungen besänftigen sich, und die Bekümmernisse finden bey ihm ihre Grabstätte.

Mit diesen Gütern beseligt der Monarch die Erde, wenn er dem Kriege ein Ende gewährt, und den Frieden in die Länder führet.

Aber

Aber wenn dieser Friede zugleich von Großmuth begleitet und auf billige Bedingungen gegründet ist, wenn er nicht, mit einem despotischen Stolze geschlossen, die Feinde weder zu tief demüthiget, noch bis zu einer so heftigen Verzweiflung niederschläget, daß sie zur Wiederherstellung ihres Ruhms alles zu wagen gereizt werden: welche schöne That hat alsdann der Friedensstifter vollbracht? Der Friedensschluß wird, was er immer seyn sollte, wirkliche Ausöhnung, er ist der größte Triumph, nemlich ein Triumph über die Herzen, der die Feinde zu thätigen Freunden umkehret, und auch andre Länder bewegt, einem so großmüthigen Regenten, nicht blos Lobsprüche, sondern selbst Liebe zu weihen. Er wird ein Bund, den er beynah mit der ganzen Erde knüpft. Die Völker werden sich, seiner Großmuth wegen, eben so sehr schämen, ihn anzutasten, als sie, der Siege wegen, sich vor seiner Rache fürchten mußten.

Jene stolzen Friedensschlüsse alter Völker, besonders der Römer, welche entweder auf die gänzliche Austilgung, oder doch die niedrigste Schmach der Feinde hinausgiengen; wo der stolze Sieger, von den unglücklich gefangenen Fürsten, seinen Triumphwagen ziehen, oder sie

sie doch vor sich her mit rückwärts gebundenen Händen und gekrümmten Häuptern, neben ihren traurigen Familien, wandern ließ: solche wirken bey jedem menschlich fühlenden Herzen Mitleid, empöreten schon damahls alle Gemüther wider sie, und entflammeten die Völker zum Neid und zur Rache.

Ein harter und stolzer Friede gleicht einem niedergestossnen Feuer, dessen Flammen aber nicht ausgerisget sind, sondern bey einer geringen Kaumlassung oder bey einem leichten Wehen des Windes in die Höhe schlagen: aber ein Friede, der mehr auf die Endigung des Zwistes, als auf die Vernichtung eines Volkes gerichtet war, der zwar eine billige Schadloshaltung des ohne Ursache angekündigten Krieges verlangte, aber die Begierden nicht über die Gesetze der Mäßigung schreiten ließ, sondern mit Sanftmuth dem Feinde noch Vortheile anweist, die er in der Vereinigung mit ihm gewinnen kann, damit die guldne Ruhe und die holdselige Einigkeit desto stärker befestiget werden, dieser Friede mag eher ein aufgerichtetes Freundschafsbündniß genannt werden, das die alte Zwierracht vergessen läßt, und zu einer spätern Dauer oder Beständigkeit Hoffnung giebet. — — Wenn dasjenige schon zu heißen pfle-

pfleget, was in unster Seele angenehme Empfindungen aufweckt, was sie in freudige Entzückungen setzen kann: so wird, wenn man auf Handlungen sieht, keine schönere gefunden werden, als diese. Denn zu wie vielen wahren Vergnügen giebt sie überall bey der größten Menge von Menschen Anlaß? Wie frohlocket das glückliche Volk, dessen Siege mit dem Frieden gekrönt sind? Aber auch die entgegen stehende Nation vergißt es nicht, die Pflicht des Danks in solchem Vertrage zu erkennen, und die treue Verzeichnung desselben pflanzt noch nach Jahrhunderten das süße Vergnügen auf die Nachkommen fort, wenn sie mit Erstaunen die Umstände davon in den Geschichtsbüchern lesen.

Man mag es sonst schon nennen, wenn Regenten die Sittlichkeit bey einer ungebildeten Nation verbessern, einen unwandelbaren Thronsiß für die Gerechtigkeit gründen, und in ihr die Gesetze der Vernunft und der Billigkeit zu unverbrüchlichen Landesgesetzen feststellen. Man mag es rühmlich heißen, öde und unfruchtbare Felder angebauet, die Quelle des Glücks der Einwohner vermehret, und die Handlung, die alle Gewerbe beseelt, zum erhöhten Wachsthum gebracht zu haben. Ja groß

groß sey es, erhabne Tempel für die Musen, Unterweisungsanstalten für die feinem Künste, oder vollständige Lehrsäße der höhern Wissenschaften mit großmüthigen Kosten aufzurichten. Niemand wird dieses Schöne, dieses Ruhmliche, dieses Große verkennen; aber kann die nöthige Ruhe des Handels, die genaue Handhabung der Geseze, die blühende Errichtung der Musensitze wohl mit demjenigen Fortgange und Gedeihen geschehen, als wenn ein sicherer Friede die Länder vergnüget? Und ist ein anhaltender und kostenvoller Krieg nicht vielmehr sehr oft diesen glückseligen Veranstaltungen hinderlich gewesen? Hat er nicht gar zu oft den Lauf der Unternehmungen gehemmet, oder sie ganz und gar untergehen lassen? Die Unterhaltung oder Wiederherstellung des Friedens ist der Boden, auf welchem alles hervorgebracht, alles gepflanzt werden, alles aufkeimen muß. In ihm blühen die Künste, in ihm erweitert sich die Handlung, in ihm erhält der Ackerbau Aufnahme, in ihm verbessert sich der Wohlstand der Bürger, die Städte verschönern sich.

O möchten doch die Fürsten, um diese reizenden Früchte zu erlangen, den Boden derselben mit Gott nachahmender Sorgfalt pflegen, und den Frieden, als das große Werkzeug dazu,
auf-

aufrecht erhalten! Wie würde das gewiß nicht undankbare menschliche Geschlecht, wie würden die von ihnen regierten Völker, wie würde die beglückte Nachwelt sie, als Väter der Menschen, segnen und das Andenken ihrer wohlthätigen Regierung den Herzen ihrer Kinder und Kindeskinde einprägen? Möchte doch Können gehofft werden, daß, wie die Sittlichkeit vielleicht und die Aufklärung der Zeiten die ehemaligen unmenschlichen Handgemenge, welche mehr tobendes Mezeln als Schlachten waren, in regelmäßige und eben dadurch gemäßigtere Treffen verwandelt hat; möchte doch, sage ich, können gehofft werden, daß es einst dahin kommen werde, daß die Zwiste zwischen großen Regenten oder mächtigen Nationen auf eine mildere und der Menschheit anständigere Art beigelegt und besänftigt würden, als durch bluttriefende Kriege!

Eine so schöne That als die Friedensschließung ist, hat die allerdurchlauchtigste Monarchin Rußlands vollendet, vollendet unter so vielen andern ruhmwürdigen Werken, mit welchen Sie täglich Ihre Regierung schmücket, da Sie nach einem mit Muth und Glück geführten Kriege, den köstlichsten Frieden mit dem Hofe Ottomans geschlossen hat.

O Fest, das die Quelle unzähliger Wohlthaten und der erfreulichsten Hoffnungen ist, womit künftige Zeiten werden beseligt werden! Mit Recht bist du heute der Gegenstand der lebhaftesten Freude und der Dankbarkeit, welche ganze Völker, Völker die einen großen Raum des Erdbodens bewohnen, dem Allerhöchsten, und unsrer Monarchin opfern!

Aber groß, und als einer der herrlichsten Friedensschlüsse wird er u. z. erscheinen, wenn wir die Umstände betrachten, unter welchen er so schnell und ruhmreich zu stande gebracht worden. Es ist nöthig, gnädig und hochzuverehrende Herren! daß ich ihre Gemüther auf einige Augenblicke in den Krieg zurücklenke, welchen wir durch ihn so glücklich geendiget sehen. Der Allmächtige hatte in die vortreffliche Seele unsrer Monarchin einen starken Hang nach den friedlichen Geschäften der Regierung gelegt. Weit entfernt von dem kriegliebenden Sinne einer alten Semiramis oder der Dänischen Margaretha, hatte sie die ersten Jahre Ihrer Herrschaft zu dem Dienste der Weisheit, die Sie an ihren Brüsten genähret hatte, zu einer sorgfältigen Pflege der bürgerlichen Gerechtigkeit, zu einer ewig merkwürdigen Veranstaltung der Gesetzverbesserung, zu

der

der unschätzbaren Sorge für die anständige Bildung einer großen Zahl ihrer jungen Unterthanen, mit unvergleichbarer Wachsamkeit angewendet. Dies sollte nach Ihrem Vorsatze Ihre Unsterblichkeit, dies sollten Ihre einzigen und größten Heldenthaten seyn! Aber die Bestimmung Ihres Ruhms wollte, daß Ihre solchen friedfertigen Handlungen gewidmete Regierung, auch mit langen Kriegen, mit blutvollen Schlachten, mit triumphirenden Städteeroberungen, und mit dem zum Himmel tönenden Jauchzen der Siege verherrlicht werden sollte. Das Verlangen, in einem benachbarten Reiche die lang gestörte Ruhe wieder auszurichten; die menschenliebende Begierde, den bedrängten Einwohnern die Thränen zu trocken, die sie aus Unschuld vergossen; die fromme Neigung, Christen, die denselben Gott anbeten, des Wohls, das der Vater der Menschen allen gönnet, gemeinsam genießen zu lassen, hatten sie erweckt, einige ihrer Truppen zum Beystand der Unschuld und zum Schrecken der Grausamen, in die Provinzen des ehemaligen Sarmatiens einrücken zu lassen. Allein jene Unruhigen glaubten in ihren unrechtmäßigen Begierden sich Beystand zu verschaffen, und den großmüthigen Absichten der huldreichen Kayserin Einhalt zu thun, wenn

sie ein ruhendes müßiges Volk aufwiegelten, sich gegen Rußland zu erklären, das freylich zahlreich genug war, unsre an vielen Orten zertheilte Truppen auf die Probe zu stellen.

Sn. und — Zuhörer! unsre Gemüther müssen vor Bewunderung glühen, wenn wir uns die Macht denken, gegen welche unser schwächeres Heer, in das sechste Jahr hinein, den glücklichsten, siegevollsten Krieg ausgedauert hat, und die Vortheile erwägen, die zu einer glücklichen Kriegsführung jener vor der unstrigen einen Vorzug ertheilen. Besteht sie nicht aus einer Armee, zu welcher aus den durch drey Erdtheile zerstreuten Provinzen Ströme von Truppen hinzustürzen; wider welche die Kriegsführenden Nationen in den vorigen Zeiten Hülfsvölker suchten, um gegen jene unzählbaren Heere ihre eignen Streiter nicht zu sehr zu schwächen? Ist es nicht eine Macht, die ihre Wohnungen um sich und in der Nähe hat, und alles was zur Unterhaltung und Bewaffnung einer großen Armee dienet, bequem und leicht sich zuführen kann? Ist es gleichwohl nicht eine Macht, die vollkommenen Schlachten gerne, wo es nur immer seyn kann, ausweicht; die lieber ihre Gegner durch kleine, aber desto wiederholtere Angriffe in Unruhe setzt, sie

dadurch

dadurch aufhält und ermüdet? Rußland führte mit dieser Macht einen Krieg, noch dazu in Gegenden, die schon an sich weniger betreten und beschrieben sind als andere; in Gegenden, welche durch wildströmende Flüsse verwahrt, durch schlammigte Moräste unwegsam, durch brodleere Wüsten unwirthbar sind, und ziehenden Armeen einen belasteten, oft kümmerlichen Marsch auferlegen. Es stritte mit derselben vor festen Städten und auf freyen Feldern: doch nicht allein zu Lande, es fochte auf Meeren: und Rußlands Flotte nahm dahin einer weiten, unerhörten und unglaublichen Seezug; einen Seezug um alle Länder Europens und durch alle seine Meere. — Kein Hülfsvolk unterstützte uns; vielleicht aber empfing der Feind von unterschiednen fremden Mächten einen verborgnen Beystand, indem man Ursache zu befürchten hatte, daß die rufische Monarchie seit jener Vergrößerung, die sie durch ihren ersten Peter erzielte, und die durch eine weise Regierung von vier Monarchinnen nicht bloß fortgesetzt, sondern zu dem höchsten Gipfel vermehrt worden ist, von der Eifersucht nicht eben günstig dürfte angeblicket werden. Sechs Jahre waren es — Gewiß keine unthätigen und müßigen Jahre. Wer kann euch alle zählen, ihr stolzen Festungen, die ihr euch vor

auch auf eine lange Zeit zuläßt, aber auch ihnen zu der nützlichsten Zeit Grenzen gebietet, und welche dasjenige schnell ausrichtet, was sie durch sich bewirkt wissen will. — Der starke Feind wird geschlagen und wiedergeschlagen; noch verliert sein Stolz den Muth nicht. Er ergreift die Anschläge der Hinterlist, welche gewöhnlich die letzten sind, wenn die rechtmäßigen nicht Dienste leisten wollen. Wir wissen die wundervolle Begebenheit, da die große Armee der Türken von unserm ungemein kleinen Heere zwischen steilen Bergen eingeschlossen wurde, die nach ihrem Vorsatze uns umringen sollten.

Himmelsche Regierung! welche unerwartete Wege hast du gewiesen, der ruhliebenden Monarchin und dem nach Ruhe schmachrenden Reiche den sehnlichst erwünschten Frieden zu verleihen? Der Feind ist selbst genöthigt, sich zu ihm zu bequemen. Und welchen Frieden schließt Rußland? Einen Frieden, den der Feind erbittert, den er als einen Muthspruch des obersten Beherrschers verehren muß. Und dieses ohngeachtet, welche außerordentliche Großmuth, welche Billigkeit, bewies die Friedensgeberin? Die Beschimpfungen, welche die Sammler den Römern zufügten, als sie sie in den engen

engen Pässen bey Candium einschlossen, sind den Zeiten des Alterthums überlassen. Catharina zeigte, daß Sie nur Kriege führe, um für die Zukunft einen desto dauerhafteren Frieden zu erhalten. Sie giebt die Provinzen, welche ihr kaysres Heer eingenommen hatte, den Feinden als ein neues Geschenk wieder, ob gleich die Einwohner derselben, die mehr durch unsre Großmuth, als durch unsre Waffen besiegt waren, lieber den Scepter Rußlands zu Füßen fortgefahen hätten. Nur will Sie, mit einer Wohlthätigkeit, die mehr auf andre, als auf sich selbst bedacht ist, daß den Unterthanen das alte Recht der Unabhängigkeit verstarret werde. Da Sie weder zuerst das ottomannische Reich angegriffen, noch zu einem Kriege mit ihm den geringsten Anlaß gegeben: so konnte Sie rechtmäßig eine Schadloshaltung, Sie konnte eine Vergeltung fordern; und beydes nach dem vollkommensten Gleichmaas des Krieges gesaufwandes. Außerdem verbindet die gestirtere Staatskunst, doch, warum sage ich nicht deutlicher? Die Sicherheit und die Wohlfarth ihres Reichs, welche der Grundsatz aller wahren Politik seyn muß, verbindet die weise Monarchin, wenigstens sich gegen die Kühnheit unvermutheter Anfälle von aller Besorgniß frey zu stellen; und die Liebe zu ihrem Volke, das alle

alle Kräfte angewandt hat, Ehre der Kriegseinsicht, Ehre des Heldenmuths zu erwerben, bewegt Sie durch die belohnenden Vortheile eines vermehrten Handels den Wohlstand derselben zu dem höchsten Flor zu erweitern. Aber in allem, was Sie fodern und erhalten kann, offenbaret sich so sehr Ihre Mäßigung und Sanftmuth, daß die Türkey den vergönnten Frieden als eine des innigsten Danks würdige Wohlthat erkennen mag, und daß die Nationen sich über die Vortheile der wiedergegebenen Ruhe mit unverstellter Aufrichtigkeit Glückwünschen können. So glücklich ward ein Friede, so schnell und ohne Hülfe andrer Mächte, deren sonst die Staatskunst sich zu bedienen pflegt, ward er geschlossen, damit er als ein sichtbares Werk der Hand Gottes der ganzen Welt vorleuchten möge. Ach, ich sehe auf Ihren Gesichtern die Bewegungen Ihres Herzens. Freude, Ehrfurcht und Andacht setzen uns zu gleicher Zeit in Leidenschaft. Es ist allemahl Weisheit, mit dem Willen, den Frieden zu schließen, nicht zu langsam zu verziehen, vornehmlich, wenn vortheilhafte Umstände da sind, welche ihn der Ungewisheit des Krieges vorziehen heißen; und sehr oft haben Helden durch das Glück ihrer Siege verführt, die schmeichelhaften Vortheile verspätet, welche ihnen

nen ihre ersten Triumphe ohne Anstand einräumten. Aber es ist eben sowohl Weisheit, mit dem Wunsche des Friedens nicht zum Nachtheil oder zur Unehre des Reichs sich zu übereilen; und die Klugheit gebietet, lieber mit dem Muth und der Standhaftigkeit auszuhalten, wenn der Feind aus Hartnäckigkeit sich nicht zum Frieden entschliesset. Beide Absichten der Weisheit sind von der durch Weisheit beglückten Kayserin erreicht. Schon die ersten Geschäfte der Regierung unsrer Monarchin, die sich mit einem bestätigten Frieden anfieng, ließen uns hoffen, daß Mäßigung, Friedfertigkeit und Güte die vortreflichen Eigenschaften Ihres erhabnen Charakters fern würden; und dieselben sind belohnt, sie sind auf die herrlichste Art durch eine Menge ruhmreicher Siege belohnt; sie sind durch einen Frieden belohnt, der unedler denkende Monarchen stolz gemacht hätte, aber unsre allerdurchlauchtigste Kayserin antrieb, in das Heiligthum der Religion zu eilen, und dem höchsten Geber der Siege und des Friedens für die Errettung des Reichs Dank zu sagen; sie sind durch die höchste Ehre, durch die glücklichsten Vermehrungen Ihrer Länder belohnt worden. Die entlegensten Plätze von Europa und Asia, schallen von dem Ruhm Ihrer Thaten wieder. Der Orient hat mit Bewunderung die Kinder unsers Reichs, das ehemals

mal die christliche Religion und Fürstinnen von ihm nahm, in den lobwürdigsten Eigenschaften gesehen. Das schwarze Meer wird, trotz seiner fürmischen Wellen, die ihm seinen Namen gegeben, unsre gerüsteten Schiffe auf sich sehen, und sein Zorn wird vor ihrem Muth sich schon besänftigen. Die Tataren wird in ihrer Geschichte den Namen der Catharina als ihrer Befreyerin zeichnen. Die Griechen werden sie als ihre wohlthätige Vertreterin und Fürsorgerin preisen. Europa mag darüber erstaunen, die niederträchtige Eifersucht sich betrüben. Wir — wollen uns freuen, wir wollen dem Allmächtigen danken, wir wollen das Gut unserer Monarchin verehren; wir wollen mit brünstigen Gebeten den obersten Beschützer ansehn, daß Ihre künftigen Regierungsjahre durch keine Unruhen gestört werden mögen. Denn versichern uns nicht die täglichen weisheitsvollen Thaten Ihrer Majestät, die Thaten selbst während des Krieges, daß die Größe Ihres Ruhms noch sehr weit von dem Endpunkt des Steigens entfernt sey? Lasset der Beystand des Himmels, der Ihr treu ist, nicht hoffen, daß er Ihr die Erfüllung großer Anschläge, daß er Ihr die Ausrichtung herrlicher Eingebungen zur Ehre und zum Wohl Ihrer Länder anvertrauet und bestimmet habe?

O ewi-

O ewiger Beherrscher, der du Rußland also beglücket hast, empfang den Dank unsrer gerührten Herzen über die Glückseligkeit, welche du uns durch so viele Wohlthaten erwiesen hast. Erhalte uns das Leben unsrer von dir begnadigten Kaiserin noch zum Danke der Nachkommenschaft. Erfreue Sie mit dem Alter der brittischen Elisabeth, daß Ihre mit Ehre und Schmuck gekrönte Schitel noch das Silber grauer Haare ziere, und Ruhe, die nur durch das Freudengeschrey der Völker unterbrochen wird, sey die Gefährtin zahlloser Tage! Ihre Regierung diene den Monarchen Europens zum Muster, die an Ihr ein Beyspiel der Pflichten und der Belohnungen, womit du gütige Regenten beglückest, sehen können. Belohne Sie vornemlich durch einen reichen Seegen Ihres Hauses. Deine Güte wache über das Leben des theuersten Thronfolgers, dessen hohe Vorzüge so sehr das Glück der Zukunft verheissen, als sie schon jetzt das Vergnügen der Völker erzeugen! Deine Beschirmung erfreue seine preiswürdige Gemahlin, deren Tugenden das Reich segnen; damit Ihr beyderseitiges hohes Geschlecht so lange auf dem russischen Throne blühe, als die Erde sich in ihren bestimmten Bewegungen herum drehen wird!

VI.



VI.

Zwo Poesien

I.

Peter der Große.

zum hundertjährigen Gedächtniß seiner Geburt, 1772, den 30 May.

Es rauscht der Jahre schneller Flug.
Der Stunden Chor führt heut im Jubelzug,
Betränzet und mit festlich frohem Blicke,
Den großen, hellbestrahlten Tag,
Da, jetzt ein Seculum, zu Rußlands Glücke
Sein Peter in der Wiege lag.

Zweig tapfrer Völker, Nation!

Auf deren hohen, Macht umschanzten Thron
Der Feind mit Meid, der Freund mit Ehrfurcht siehet;
Volk, des vor keines Stolz sich beugt,
Mit Löwenmuth in Schlachtenkämpfen glühet,
Und auch in Künften Siege zeigt!

Der Tag sey heilig dir, er sey!
Und stolz darauf des Tages Mond, der May!

Dank

Dankvoll entschwing die Muse deiner Edhne
Zum Opfer Seines Lobes sich:
Schwach wagen auch es eines Deutschen Lohne,
Bewunderung entflammte mich.

Doch nicht den Helden wähl, Gesang!
Nicht, wie Er Sveciens Achill bezwang,
Und siegend schlug die scythischen Empdrer.
Die Wiege stür kein Laut der Schlacht.
Mir größer ist der Vater und der Lehrer,
Der einen Erdtheil weiser macht.

Denn Rußland, du verheest es nicht;
Wie hoch am Nordpol Phöbus wärmend Licht
Sich lang verbirgt; so wallten deine Grenzen
In Finsternissen. Doch gelang
Es jedem Volk nicht spät erst aufzuglänzen?
Und viele schwärzt noch Dämmerung?

Ein Peter kömmt. Die Nacht zerstreut
Sich wie vom Bliz. Schon in der Wiege weiht
Der Ew'ge Jhu zum Herrscher, salbt die Jugend;
Und des Gesalbten Schritte gehn
Dereit und standhaft auf der Bahn der Tugend,
Und fliegen zu des Ruhmes Hdh'n.

Früh hebt ein glücklich Jahr sich an;
Früh sich Sein Leben. Nemsig als ein Mann,

I

Eigt

Sigt Er, ein Kind, im Rath, und sammelt Lehren.
 So schwoll des jungen Cato Brust,
 Des Silla Tyranny zu stören, *)
 Und ward als Mann der Admer Lust.

Woher der Trieb? wer wecket Ihn? —
 Wie ohne Gärtner Wiesennelken blühen,
 Und ohne Kunst sich Schwachten wiederfüllen:
 So selbst den bittrgen Peter sich.
 Des Himmels Herrn verdankt Er, der den Willen
 Vesparrt, und stählt, daß Er nicht wich.

Groß war der Hindernisse Wuth:
 Doch jeder Sturm erhöht nur Seinen Muth.
 Kühn wagend bricht Er durch die steilen Felsen
 Des Neids, sich eine Siegerbahn;
 Erdrückt die Schlangen mit erhobnen Hälsen,
 Und stürzt des Glückes Feind, den Wahn.

Er hört von fremden Völkern nur:
 So schlägt Sein Trieb in Flammen; und Er schwur:
 „Ihr sollt nicht weichen, meines Reichs Provinzen!“
 Er spricht's und läßt den Thron, zu ziehn
 In andre Staaten. — Ihr geschmückte Prinzen!
 Wie klein wart ihr da gegen Ihn?

Ihn,

*) Als der berühmte Cato noch unter Begleitung eines Hofmeisters im Pallast dieses Dictators die Früchte seiner Tyranny sahe.

Ihn, der mit stolzer Pracht nicht kam:
 Nur Weisheit suchend, auch die Weisheit nahm,
 Und Künste, die jetzt neue Palmen trugen. —
 Du kleines Sardan! wo mit Schweiß
 Des Käysers Hände Holz zum Schiffstiel schlugen:
 Du heiligst noch Seinen Fleiß.

Erdne laut, mein Lied! Um Pflicht
 Zu lernen, schmäht Er niedre Stufen nicht,
 Und will durch Müß sich erst zu höhern schwingen;
 Erträgt des Kriegsmanns Ungemach,
 Und lehrt, die unverdient nach Ehren ringen:
 Lohn folge nur der Arbeit nach!

Dann bringt Er in Sein Herz hinein,
 Wünscht über sich, als Feinde, Held zu seyn.
 Und klaget, wenn, (hört Sein Bekannntuß, Zeiten!
 Hört's, Weise! Fürsten hört's!) Er fühlt,
 Daß oft zu stark in Ihm Begierden streiten, *)
 Und dankt dem, der zurück sie hielt.

Das that Er alles, Reich! für dich;
 Zu seyn dein Lehrer, lernt Er; dich nach sich

F 2

Zu

*) Peter sagte einmahl zu einem Herrn der Generalstaaten in Holland: Ich habe mein Volk in einen bessern Zustand gesetzt und habe mich nicht genug bessern können.

Zu schaffen. Denn wo brannt der Fürsten Liebe
Für Völker, stärkern Eifers voll.
Er unterdrückt als klein die Watertriebe,
Heischt es des Reiches dauend Wohl.

Nicht säumend, schnell giengs: als wenn Er
Verwandelt. Siegend baut Er an dem Meer
Ein Haus zum Denkmahl, und aus dieser Pflanze
Entspringt ein Garten, eine Stadt,
Der Sitz der Kaiser; dem Er, wie zum Kranze,
Kings Bestungen gepflanzet hat.

Der Truppen rege Tapferkeit
Regieret Er zum Kunstgemessnen Streit;
Sicht Murren stark, nicht in der Tartarn Wotten;
Und bald besteigt ihr Kriegesmuth
Mit ihrem Kaiser donnerschwere Flotten,
Und fürchtet keinen Grimm der Fluth.

Doch weiter schwingt sich Sein Bemühn.
Noch heißt Er Mäßiggang und Irthum fliehn:
Sein Sparta wird jetzt in Athen verkehret:
Die Künste kommen zu ihm hin.
Die Hände glühn vom Fleiße, der sie nähret,
Und Handel fördert den Gewinn.

Auch

Auch Wissenschaften! ihr erscheint:
Du Kunst Eulids, die allen Musen dient;
Urania, Betrachtlerin der Sterne;
Du Baukunst! steilst Palläste auf;
Und die Geschichte trug zur Zeiten Ferne
Zum Unterricht der Thaten Lauf.

Glückselig, wer die Künste liebt!
Des Seele wird zur Zärtlichkeit geübt.
So haßte Peter keinen; war geneiget
Jedwedem Christen; Ihn ist's gleich,
Welch Land und welcher Vater ihn gezeuget;
Nügt er nur groß und treu dem Reich.

Doch Bergglaub und falsche Last
Im Dienst des Heiligsten ist Ihm verhaßt.
Er will auch nicht, daß Ihn die Niedern scheuen;
Liebt den, der frey und ungeschreckt
Ihm redet, und bestrafet Schmeicheleren,
Von ihrem Gift nicht angesteckt.

Wie war die Mäßigung Sein Sieg,
Voran er Alexandern überstieg!
Du Karva! sahst es. Zornethiget stürmen
Die Streiter in der Bürger Blut.
Doch die von Ihm besiegten zu beschirmen,
Zähmt eignes Schwert der Seiner Wuth.

Groß war die Treue, fest der Bund,
Den Er geknüpft; von keinem, was Sein Mund
Versprach, hat Ihn die Staatskunst abgelenket.
Ihr Trugschluß war Ihm unbekannt.
Ihm blieb das Recht der Länder ungekränket,
Und Recht der Städte' ein heilig Pfand.

Ach! frühe wurdest du der Welt
Entrissen, frühe, — Vater, Lehrer, Held!
Bald funfzigmal umwälzet sich die Erde.
Wehr thatst Du in so kurzer Zeit
Als Hercules; und wie vieles, daß noch werde,
Wünschst Du, und warst zu thun bereit?

Doch, Muse! traure nicht Sein Grab
Am Wiegensfest. Des Gebers Güte gab
Hier Kaiserinnen drauf. Sie blieben
Den Pfaden Ihres Ahnhern treu;
Vollführten Seinen Wunsch; und Ihren Trieben,
Glaubt mir! stand Peters Seele bey.

Denn wenn von jener Sternenhöh,
Der Frommen Wohnsitz, noch Berewigte
Auf diesen Ball, wo Enkel wandeln, schauen:
So harret des großen Kaisers Blick
Und Geist gewiß auf Seines Russlands Auen,
Und forschet nach der Kinder Glück.

Wie

Wie jauchzt Ihm Freude, daß Sein Reich
Durch Catharina, die an Zweck Ihm gleich
Herrscht, und noch größer ist, — zum Gipfel raget!
Er segnet Sie, weht Ihrer Brust:
In Sorgen Muth und Tröstung; und lobsaget:
Du mehrest mir des Himmels Lust!

2.

Ueber den Zug der russisch kaiserlichen Flotte, 1770.

Als Russlands Heer jüngst, aus den starren Feldern
Des Eises, durch die Seen zog,
Des Hercules Seulen durch, nach Welschlands
goldnen Wäldern,
Zu Graciens Eukladen slog:

Entwich das Chor der Nymphen den Gewässern.
Noch hatt' es nicht dies Volk gesehn;
Es hatte nicht gesehn, auf den gewölbten Schloßern
Des Meers sich solche Wimpeln drehn.

Doch Nereus kam aus seiner Muschelgrotte,
Und sprach: „Wo, Töchter! fliehet ihr hin?
„Erstaunt, doch fürchtet nicht! Es ist die Donnerflotte
„Von einer Erdbehercherin,

F 4

„Die,

„Die Amphitriten gleich, zahllose Staaten
 „Mit Glanz und weiser Huld regiert,
 „Und jest Ihr tapfres Heer zu neuen Heldenthaten,
 „Um einen Feind zu rächen, führt.

„Eilt, Streiter Catharinens! strafe den Riesen,
 „Der lang die Inseln fesseln hält,
 „Und, allen Musen feind, die Künste da verwieset,
 „Den edeln Stolz der alten Welt.

„Ich will den Arm der Fluth in Bande legen,
 „Daß schnell ihr zu den Völkern fliegt,
 „Die euer warteten, und sich nicht Stürme regen,
 „Bis ihr der Barbarn Trog besiegt.

„Umhüllt den Strand, ihr Töchter! mit Gerüchen
 „Aus feinem Pomeranzenhahn,
 „Daß ihre Kraft sie stärkt: reicht ihnen, die nie wichen,
 „Peloponnesus besten Wein;

„Und Ihr, Ihr sey, als Siegerin der Seeen,
 „Bom Marmor, der in Paros glänzt,
 „Ein Monument gesetzt auf des Gestades Höhen,
 „Bom nahen Mandelwald unkränzt;

„Zum Denkmahl, daß wir hier die Schiffe schauten,
 „Bomit Ihr Volk das Meer bezwang:
 „So schallet, von dem Zug der kühnen Argonauten
 „Nach Colchis, ewiger Gesang!“

VII.

VII.

Litterarische Anmerkungen.

Sulzers allgemeine Theorie der schönen Künste. Ein alphabetisches Werk über mehrere Wissenschaften, dergleichen das genannte ist, kann entweder die Absicht haben, mit einer Vollständigkeit das, was nur zu dem Cirkel der Wissenschaften gehört, so abzuhandeln, daß Käufer dabey der particulären Wörterbücher, auch wohl der Systeme und Compendien entbehren könnten, so daß also der Mark der Schriftsteller über diese Theile der Gelehrsamkeit, wie auch der einzelnen Wörterbücher darinn zusammengefaßt sey; alsdenn wird solches Wörterbuch ein encyclopädischer Lehrer — oder der Verfasser hat keinen allgemeinen vollständigen Unterricht liefern, sondern nur seine eignen Bemerkungen, Berichtigungen, Fortführungen und Aussichten mittheilen wollen. Die dritte Ansicht wäre, etwa nur den ersten Begriff von den Dingen geben zu wollen, mit einer litterarischen Anweisung, wo man sich weiter unterrichten könne; wie z. B. des Herrn Formey Dictionaire instructif ist. Da der Verfasser sein seit funfzehn Jahren zu

J 5

Statt

Stande gebracht. Werk allgemeine Theorie nennt; so sieht man theils aus diesem Titel, theils aus der Umständlichkeit, mit welcher er seinen Unterricht auch von bekannten Dingen vorträgt, daß er, neben der zweyten Absicht, zugleich die erste habe erfüllen wollen. Doch haben schon mehrere Kunstrichter sowohl eine dogmatische als litterarische Unvollkommenheit darinn angemerket. Ich gestehe, daß ich den Herrn Sulzer von der Vollständigkeit der Abhandlungen befrehet haben würde; theils, weil man keine eigentliche Wissenschaft aus Wörterbüchern zusammen liefert, theils weil es eben so schwer ist, in Sachen, worüber viel, als in denen, worüber wenig gedacht und geschrieben worden, vollständig zu seyn. Ich schätze in diesem Werke am meisten das zweyte, nemlich seine Vorschläge, seine Aufgaben, die einen verulamischen Geist anzeigen; und ich bekenne, daß ich mich in den Artikeln mehr darnach, als nach einer Belehrung über Begriff und Beschaffenheit umsehe. Man ist schon gewohnt, von Herrn Sulzers Entdeckungen unbesuchter Gegenden, Anzeigen neuer Aussichten, Vorschläge von verborgenen oder ungebrauchten Mitteln zu lesen; und manche Anmerkung aus seinem Inbegriff ist nachgehens für würdig erkannt worden, zu einer Preisfrage

frage bey seiner Akademie gewählt zu werden. Ich rechne eben nicht dahin, daß er seinen Grundsatz von der Sittlichkeit der Künste beynahe in allen Artikeln dieser Theorie einschärfer: denn ausserdem, daß eine so oft wiederholte Moral endlich ermüde, so ist die Anwendung noch zu unbestimmt; und wenn Salomo zum Lachen sprach: du bist toll, und zur Freude: was machst du; so ist doch wohl zu unterscheiden, welches Lachen und welche Freude, oder welches Maaß derselben zu vermeiden sey. *) Aber
die

*) Die Vorwürfe, die in diesem Werke hin und wieder die comische Muse des Herrn Wielands tadeln, werden, meiner Meynung nach, milder werden, wenn man sich dabey vorstelllet, daß die unsittlich scheinenden Gemähde, Charaktere oder auch Erzählungen, Satyren auf wirkliche Begebenheiten seyn, welche häufig genug in der Welt gefunden werden. Es ist daher vielleicht die Schuld der Ironie, daß das, welches im Scherz erzählt oder behauptet wird, ernsthaft und daher gegen die Absicht des Verfassers ge- deutet werden kann. Die moralische Denksungsart und Gesinnung des Herrn Wielands ist an sich bekannt genug, als daß aus Anspielungen oder Erdichtungen ein Vorwurf auf sein Herz und seine Tugend fallen sollte. Wer mit dem Geist und den Arbeiten der Dichter bekannt ist, weiß sehr wohl, daß gewisse Scherze nichts als Bilder einer launichten lachenden Phantasie, sind,

die Nachschläge dessen, was noch nicht erwogen, untersucht oder bearbeitet worden, diese wünschte ich lieber in einem kleinen Büchlein gesammelt, und etwa, weil ein Gedanke den andern gebietet, noch erweitert mit Hilfsmitteln unterstützt, oder auch beurtheilt zu sehen; ein Werk, welches alsdenn jedweder vom Anfang bis ans Ende durchlesen und durchstudiren würde. Wie das große Werk jezo ist, erfordert es noch eine kurze Anleitung zum Gebrauch desselben, wenn

sind, an welchen weder zu derselben Zeit das Herz einen Antheil gehabt, noch welche nachgehens auf dasselbe einen unwürdigen Einfluß haben. Herr Wieland will gewiß selbst nicht, daß Leser von allen Altern zu allen seinen Schriften gehen sollen; sondern er hat ehemahls in seinen Vorlesungen zu Erfurt oft gesagt: „Jünglinge, die Sie noch viele andere Bücher zu Ihrem Unterricht, zur Bildung Ihres Herzens, und zur Verfeinerung Ihres Geschmacks zu lesen haben, gehen Sie einige von meinen Schriften noch vorüber, und versparen Sie das Lesen derselben, bis auf die reifen Jahre, wo Sie mit sicherer Geistesstärke und mit größerer Weltkenntniß beurtheilen können.“ Deneiss hat Herr Wieland einige Stellen, welche unrecht verstanden und gemißbraucht werden können, in den neuen Auflagen seiner Schriften abgekürzt und verändert, und mit andern wird er, nach seiner jugendhaften Denkungsart, es gewiß noch thun.

wenn der Verfasser etwa nach einem systematischen Entwurf die Artikel so zusammen ordnere, wie sie von denjenigen nach einander müßten gelesen werden, die sich über die schönen Wissenschaften und Künste gründlich belehren wollten. Freylich würde es auch ein anderer Schriftsteller thun können; aber es geziemt sich nicht, daß ein Fremder an jemandes Hause etwa ein Vestibulum oder einen Vorhoff anbauen wolle, so lange der eigentliche Besizer noch lebt, und sein Recht nicht abgetreten hat.

Basedows Elementarwerk.

Dieses Werk, welches die Erlernung der Sprachen also erleichtern sollte, daß die Realerkenntnisse die Hauptsache blieben, wird, wegen des Zwecks und Plans, als eine merkwürdige Frucht unseres pädagogischen Zeitalters auch künftighin genante werden. Wenn dasselbe mit Bequemlichkeit und richtigem Erfolg in Unterweisungen gebraucht werden soll: so ist noch nöthig; daß von den Begriffen in dem Kupferstichen, worüber der Lehrer in einer fremden Sprache Erklärungen thun soll, ein Vocabelverzeichnis nahebey wäre, damit die Jugend die Wörter nachlesen und dadurch sich ausdrücken könnte. Der um die Pädagogie sehr bemühte Comenius hatte nicht unrecht seinen

Bildern ein Wörterbuch gegen über gesetzt: nur dürfte die Jugend nicht sogleich mit allen Kunst- und Handwerksausdrücken ihr Gedächtniß *) anfüllen. Denn kann man, wenn man die Flüchtigkeit der Jugend und die so mannigfaltigen Ursachen ihrer Zerstreuung kennt, wohl sich überreden, daß sie die Namen der Dinge sogleich behalten werde, als man sie ihnen vorgesaget hat? Und wird sie sie nicht oft unrecht hören, und also auch unrecht wiedersagen? — Was die wissenschaftlichen Elementarbücher betrifft, die zu diesem Werke gehören: so kann man leicht vermuthen, daß die Arbeit Eines Mannes hierinnen nicht den Beyfall aller Lehrer davon tragen werde. Vielleicht würden wir dazu mehrere Hoffnung haben, wenn sich etwa zehn geschickte und erfahrene Schullehrer in einem geprüften Plan vereinigten, die Wissenschaften unter sich theilten, und hernach ihre Ausarbeitungen der Lehrbücher einander zur sorgfältigen Prüfung zusendeten; oder noch eher, wenn von Gesellschaften, Preise etwa auf die erleichterteste lateinische Grammatik; auf das geschickteste Elementarsystem der philosophischen Wis-

*) Der Herr Basedow hat in seiner Nachricht vom Philanthropinum einen libellum memorialem versprochen; ob nach der obigen Idee? wissen wir noch nicht gänzlich.

senschaften für Gymnasien, oder auch auf Akademien; auf das Fundamentalcompendium der Universalgeschichte; oder auf das nützlichste Lehrbuch der schönen Wissenschaften ausgestellt; und bey dem vorgezogenen Schriftsteller die andern in ihrer Art genuzet würden.

Lyrische Blumenlese.

Wie vielen Dank ist man dem Herrn Kammler schuldig, daß er eine so große Zahl artiger Lieder zusammen gebracht, und dadurch, wenn sie mit seiner vorigen Sammlung vereinigt wird, einen Varnas aufgerichtet hat, welchen wir den Franzosen mit gegründetem Stolz entgegenstellen können. Daß jedes Lied jedem Leser gefallen solle, wie läßt sich dies in einer solchen Sammlung verlangen; und ob scharfe Blicke nicht noch an den Verbesserungen des Herrn Kammlers zu voliren finden würden? — Das bejahet er selbst. Es ist bisweilen in dem Ohre etwas, das uns irgendwo einen Wohlklang empfinden läßt, der das Gehör des andern nicht berührt; und das Auge übersieht neunmahl etwas, welches es erst zum zehntenmahl gewahr wird. Es kann auch geschehen, daß jemand in den Liedern Sulzerische Strenge in Absicht der Sittlichkeit fodert, unvor-

Uebersetzung von den Briefen des Plinius schenken; oder gebe seinem Merkur nach und nach eine Probe solcher Briefe mit: so kann ich nicht bergen, einen sehr warmen Wunsch bey dieser Gelegenheit auszuschütten. Plinius hat durch die Nettigkeit des Ausdrucks, durch die moralische Empfindsamkeit des Herzens, und durch die Feinheit der Einkleidung so viele Vorzüge, daß er zur Bildung des Denkens und Empfindens für Jünglinge und andre Lesor aufferordentlich geschickt ist. Ich sage es frey heraus, daß derjenige Geschmack und Gefühl besitze, welcher den Plinius zu kosten weiß: so wie Quintilian einem ächten Verehrer des Cicero den Ruhm der Beredsamkeit heylegt. Keine Ausgabe, keine Uebersetzung mit philologischen Noten verlangte ich von diesem Schriftsteller. Aber wohl eine, wo jene Nettigkeit im Ausdruck bemerkt, wo die in allen Briefen so reichlich ausgeschütteten Sentiments bald fortgeführt, bald beurtheilt, wo endlich die in beynahe unzähllichen Exempeln vorkommende Manier, den Gedanken eine feine Einkleidung zu geben angezeigt werden. *) Herr Formey hat schon

*) Wie fein und weise sagt, *s. E. Plinius* den Gedanken in einem Briefe an den Quintilian, B. 6, Br. 32, dem er ein Geschenk zur Ausstattung

vieles Gute in seinem heidnischen Philosophen über die Briefe des Plinius geschrieben. Herr Wieland hat einigen dieser Briefen recht liebenswürdige und scharfsinnige Anmerkungen beygefügt S. 74, 87, 93. Schriftsteller, die ihr einmahl dieses Geschäfte vor euch nehmet, gebrauchet diese Vorgänger; aber (noch ist reiche Weinklese) vermehret sie! Ihr werdet ein schätzbares Magazin für die Erkenntniß, für den Menschen, für die Weltkenntniß und die Moral liefern, und ich wünsche euch den Beystand des Apolls und eine warme Empfindsamkeit des Herzens. — Das zehnte Buch dieser Briefe enthält zwar nicht so viele Sentenzen, weil sie sich daselbst nicht schicken; aber doch nicht minder Feinheit des Lobes und der Wendungen, und nicht minder Stoff zu politischen Anmerkungen über die Entscheidungen in Rechtsachen. Aber wenn dieses Buch übersezt würde: sollte der Uebersetzer bloß der Simplicität des alten Roms, das kaum aus dem Schooß der Freyheit gekommen war, folgen; oder sollte er nicht wenigstens zuweilen, etwa in demjenigen Briefen, worinn es mit geringerem Zwang geschehen kann, (denn in vielen ist es ohne großen Zwang und ohne viele Veränderung unmög-

K 2

lich)

tung seiner Tochter macht: *Plus collaturus, nisi a verecundia tua sola mediocritate munusculi impetrari posse considerem, ne recusares.*

lich) jene mit Einfältigkeit ausgedruckte Säge in unsre heutige ceremonielle Art, mit welcher wir zu Fürsten reden, verwandeln, um Proben von solchen Schriften, die mit dem Ceremoniellgeschmack verbinden, jungen Sebern vorzulegen?

Stofchii Museum criticum.

Es hat in der That an einem solchen Institut gefehlet, worinn das, was von Kritikern und Philologen über die alten Schriftsteller erfunden wird, gesammelt werden kann. Lehrer auf Universitäten und Schulen treffen bey dem Umgange mit den Alten auf manche Conjectur, auf manche Erklärung einer dunkeln Stelle, die verloren geht, wenn sie nicht irgendwo hingelegt werden kann: und ob gleich mancher Gelehrte seine animadversiones in kleinen Schriften herausgibt; so bleiben doch diese zu oft verstreuet, und werden nicht genugsam ausgebreitet. Viele davon sind allbereits selten und unbekannt geworden; man sollte manche wieder hervorsuchen und sie ansziehen. Aber alsdenn würde es auch den Herausgebern der Klaffen obliegen, einige dieser Muthmassungen bey neuen Ausgaben zu nutzen, wenigstens sie in den Anmerkungen anzuzeigen.

Ueber

Ueber die neuen Auflagen einiger alten Werke.

Von Messe zu Messe werden einige Werke alter Gelehrten wieder erneuert. Wir sehen den Casaubonum de satyrica graecorum poësi, des Potteri Archaeologiam, Glassii philologiam sacram, des Grotii Annotationes in V. T. Capelli und Simonis Criticam sacram, vieler Kunstrichter Anmerkungen über die classischen Schriftsteller, z. E. des Spanheims und Burmanns, nach hundert und mehr Jahren wieder hervorgehen. Es dünkt mich, daß, für die biblische Philologie eine neue Ausgabe von Waltoni biblico apparatus ebenfalls noch gute Dienste leisten würde, statt vieler andren Bücher, die in neuern Zeiten über die Materien seines Inhalts geschrieben werden. — Wenn wir hiebey auf der einen Seite das unsterbliche Verdienst dieser Gelehrten bewundern und uns über die billige Achtung unserer Zeitgenossen gegen sie freuen: so werden wir auf der andern Seite zu folgender Betrachtung über das Verhältniß der neuen und alten Schriftsteller veranlassen. Man wirft den neuen vor, daß sie oft über Gegenstände Schriften herausgeben, worüber von den Vorfahren schon genug geschrieben worden. Ich glaube, daß man unter den

Gegenständen der Autoren einen Unterschied machen müsse. Es ist wahr, alle Erkenntnisse sind der Vermehrungen und Zusätze fähig, und werden sie erhalten, so lange die Welt stehet, und Menschen die Uebung des Verstandes und einen ämßigen Fleiß anwenden: aber in einigen Wissenschaften, wo der Fleiß das vornehmste Werkzeug ist, und die Zeit überwinden kann, können Werke vorhanden seyn, welche noch in der vollsten Blüte der übrigen Wissenschaften gelesen und geschätzt werden, wenn man das dazu setz, was etwa nachfolgende Belesenheit und Meditation hinzuliefern können; und hiezu rechne ich die historischen und philologischen Werke. In dogmatischen Materien aber wird nach meinem Bedünken der Verstand der Gelehrten immer weiter gehen; und ein Autor, welcher in spätern Zeiten über eine Materie arbeitet, wird, wenn er die Vorgänger studiret, wenn er Geschmack und Beurtheilungskraft besitzt, und auf neue denkt, vielleicht ein Werk schreiben, das seinen Zeiten angemessner, nützlicher und vollständiger ist, als die vorigen. Indessen können auch über die Gegenstände der Vernunft und des Nachdenkens in den ältern Zeiten Männer gelebt haben, welche mit hellern Blicken begünstigt waren, so daß die Wahrnehmungen ihres Geistes noch die Nachkommen leiten können.

können. Ich will in der Philosophie nicht einmal den Leibniz nennen; des Arnauld ars cogitandi übertrifft an Fruchtbarkeit des Inhalts viele Logiken, welche jährlich geschrieben werden.

Ueber einige unregelmäßige Schauspiele

Es ist ruhmwürdig, in den Wissenschaften und Künsten immer neue Wege zu betreten. Durch die Arbeit und Beobachtung des Gessallens und Nichtgessallens werden auch diese Wege gebahnt und immer mehr verbessert. Die gewöhnlichen Regeln der Einheit des Orts und der Zeit legen zwar dem Schauspieldichter die Mühe auf, scharfsinnige Wendungen zu ersinnen, die Verschiedenheit der Dörter, so viel möglich ist, zu verstecken, oder die ältere Geschichte in eine Untertredung einzuflechten. Aber sie entziehen auch dem Zuschauer die lebhaftere Vorstellung mancher rührenden Begebenheit; und da sie auf diese Weise die Geschichte abkürzen heißen, so nöthigen sie den Verfasser, wiederum andre Episoden zur Füllung zu erdichten, und oft unnütze Liebesgeschichten einzuweben. Ein weiser Dichter wird dennoch Maas zu halten wissen, und die weniger interessirenden Dörter oder Umstände weglassen; der Schauspieler aber die Decorationen so einrichten, daß die Veränderung des Theaters die Zuschauer nicht zu lange warten lasse. — Mit patriotischen Ver-

gnügen nennen wir noch den Namen eines Lieb-
länders und Freundes, der schon in den frühesten Jahren Proben von einer nicht gemeinen Fähigkeit zur Dichtkunst ablegte, des Herrn Lanz, welcher sich in Strasburg aufhält und der Bahn des Herrn D. Göthe so glücklich zu folgen strebet. — Eben zu der Zeit, da dieser vorerwähnte Kopf unsere Litteratur mit Schauspielen beschenkt, welche nicht nach den Regeln der Einheit oder auch der Mode geformt sind, erscheint gerade ein Werk nach seinen Grundsätzen: *Du theatre, ou essay sur l'art dramatique*. In keines andern Händen wünschte so gleich der Verfasser dieser Anmerkung die Uebersetzung und Auslegung desselben als in des Herrn Göthe, der sie auch zu seinem Vergnügen über sich genommen hat. Noch sollten mit gleicher gefunden Beurtheilung und Freymüthigkeit ähnliche Werke, z. E. über die Epöee, geschrieben werden, um das noch zu viel geltende Ansehen des Aristoteles und Bossii in dieser Gattung der Gedichte, so wie anderer Systematiker in andern Dichtungsarten, zu erschüttern, wo nicht aufzuheben.

Ueber die lateinischen Wörterbücher.

Da noch von Zeit zu Zeit lateinische Wörterbücher herauskommen: so sollten die Verfasser doch wohl wiederum die deutsche Uebersetzung der

der Redensarten ändern, da die deutsche Sprache sich so sehr verändert hat. Denn theils werden die Wörterbücher dadurch unbrauchbar, theils lernt die Jugend schlechte und abgekommene deutsche Wörter aus denselben. — Wofern etwa ein Gelehrter die Gedult und die Mühe besäße, die Arbeit eines Gesners zu übernehmen, und die lateinischen Schriftsteller zu dem Ende durchzulesen, daß er ihre Lectüre zu einem thesauro anwenden wollte; so würde er noch einen starken Folio Band zu den vier des Gesners hinzu setzen können. Gesner sieht zu viel auf Beywörter, Prosen, und historische Dinge, minder auf Realerkenntnisse, und hat zu wenige Stellen gesammelt, die wichtige Gedanken enthalten und chrestomatich sind. Diese aus den römischen Schriftstellern auszuziehen, oder, wenn sie zu groß wären, zu allegiren, würde einen nützlichen fünften Band des Gesnerischen Thesauri abgeben können.

J. H. Campens philosophischer Commentar, über die Worte des Plutarchs: Die Tugend ist eine lange Gewohnheit; oder über die Entstehungsart der tugendhaften Neigungen. —

Diese Schrift bedarf nicht mehr eines wiederholten Lobes, welches sie wegen ihres philosophi-

sophistischen Scharffsinns und des schönen Vortrags erhalten hat, und in der That verdient. Vornehmlich muß sie wegen des nützlichen Gegenstandes, den sie bearbeitet, schätzbar seyn: und wie sehr würde der Herr Verfasser den abgezweckten Nutzen vermehren, wenn er einen zweyten praktischen Theil hinzufügte, worinn er von theils gewöhnlichern theils seltnern Tugenden und Fehlern zeigte, wie Unterricht, Gründung des Raisonnements und eine ersonnene Veranstaltung von allerley Uebungsmitteln es allmählig zur Gewohnheit bringen könnten, die erstern in sich zu befestigen, und die zweyten fahren zu lassen, so wie er es am Ende dieser Abhandlung ohngefehr von der Wohlthätigkeit gezeigt hat. Welche dankeswürdige Sittenpädagogik würde Herr Campe sehr vielen Eltern und Lehrern schenken, welche bey der Erziehung der Jugend oft in skrupulöse Fälle kommen, wie sie den Neigungen und Fehlern ihrer Zügelinge begegnen sollen?

**Lob und Denkschrift auf den Ruß.
Kays. Feldmarschall Reichsgrafen von
Münich, Riga 1770.**

Nicht eine alte Zeitschrift von 1768. und 70. die keine Geschichte seyn sollte, sondern auf bekannte Geschichten gegründet war, aus der

der Vergessenheit hervorzurufen, ist die Absicht dieser Anmerkung. Da in einer neulichen Rezension eines Journals, ausser allgemeinen Aussprüchen, eine Stelle als Sprachwidrig, und ein paar Vergleichen als niedrig angeführt worden sind: so hat man hiedurch diejenigen, welche es zu wissen wünschen, kürzlich belehren wollen, 1) daß in dem Ausdruck: er lerne was er sehe den Feind durch Repressalien demüthigen, das letzte Zeitwort, welches der Kunstrichter für ein Passivum hält, dem Zusammenhang nach, ein richtiges Activum seyn müsse, weil es für einen jungen Helden lehrreicher ist, das Thun als das Leiden zu sehen. 2) Daß es wenigstens nicht sollte für niedrig gehalten werden, berühmte Helden mit berühmten Gelehrten, oder gar Staatsministern zu vergleichen; z. E. was einem Gelehrten, einem Schriftsteller das Lob eines erfahrenen Kunstrichters ist, war dem Feldmarschall der Beyfall des großen Eugens; ingleichen, Münnich versüßte sich die Einsamkeit seines Gefängnisses durch die Poesie, wie der Römer Boethius und der deutsche Moser. — Die vom Verfasser angeführte Stelle aus Marmontels Belisair ist freylich kein ausserordentlicher und unbekannter Gedanke: der gepriesene Belisair war damals ans Licht getreten und in der neuesten

Erin-

Erinnerung. — Es sind mehrere Stellen, die der Verfasser der Lobschrift, seit der Zeit, anders wenden würde. — Die Anmerkung verdient aber wohl Erwägung: woher wir Deutschen noch wenige besonders glückliche Lobschriften haben? Wir haben überhaupt wenige; eben deswegen sollten sie nicht unter uns unversucht gelassen werden. Denn wie nützlich, wie ermunternd können sie nicht werden, durch die Ausmählung der rühmlichen Eigenschaften und Handlungen, und durch den Affekt, mit welchem der Panegyrist von ihnen reden darf? Und der Deutsche hat ohnehin wenige Gelegenheit, von der Beredsamkeit reellen Gebrauch zu machen. Doch wir haben auch noch wenige gute Biographen, welche das Wichtige von dem Unnützen und Unwürdigen unterscheiden, und ihre Berichte auf eine anständige Art vortragen können. Denn wie viele mikroskopische Anekdoten, wie viele Nachrichten ohne Einfluß auf uns oder die Zukunft, und ohne Folgen, werden von denjenigen erzehlet, welche die Begierde, vielerley zu sammeln, gehabt haben?



VIII.

An die Iris des Herrn Jacobi,
von einem liefländischen Frauenzimmer,
über den ersten Band ihrer Blätter.

Du hast sehr richtig geweissaget, lehrreiche Iris! daß die Urtheile von deinem Vortrage sehr verschieden ausfallen würden: und du wirfst es daher mir verzeihen, daß ich mich dreist genug bezeige, gleichfalls etwas von dir zu wünschen. — Wir; meistens unsern Säugigkeiten überlassene Frauenzimmer, sind dir eine ehrerbietige Erkenntlichkeit schuldig, daß du die es zum Vorsatz gemacht hast, uns von so nützlichen und angenehmen Gegenständen zu unterweisen; und zärtlichen Dank sagt dir unsre Empfindung, wenn wir beynahe in jeder Zeile fühlen, wie du dich zu unserer Fähigkeit, ja zu der gewöhnlichen Denkungsart unsers Geschlechts herablässest, und uns tiefe und starke Lehren mit Gefälligkeit, Sanftmuth, selbst mit Liebkosungen vorzulegen suchest. Du hast deinen Unterricht mit einer schönen Abhandlung von der poetischen Wahrheit angefangen: möchtest du uns noch vorher eine Einleitung in die Dichtkunst überhaupt geschenkt haben? Nicht

Nicht weniger müssen wir dir verbunden seyn, daß du uns einen so angenehmen Unterricht von dem Ursprunge der Mythologie ertheilest: aber erlaube uns auch, großmüthige Lehrer! daß wir dich bitten, uns in den folgenden Blättern die Mythologie selbst aufzuschließen, wenigstens diejenige, deren sich die neuen Dichter zu bedienen pflegen, oder uns ein kleines mythologisches Wörterbuch nicht allein zum wörtlichen Verstande, sondern auch zu einer belehrenden Einsicht in den Gebrauch der Mythologie bey den neuen Dichtern zu entwerfen, damit wir die aus ihr entspringenden Schönheiten desto lebhafter einsehen mögen. — Mit Mal auf Mal gereizten Vergnügen lesen wir die vortrefliche Lebensbeschreibung des italienischen Dichters Tasso. Vielleicht, geliebte Iris! gewöhnt an deinen Wohnsitz in späteren Zeiten, und begeistert von diesem großen Genie, wolltest du uns deine Entzückungen über sein Andenken einflößen. Aber möchte es dir doch gefallen haben, weiter zurück zu gehen, und uns den Tempel älterer Dichter, derer, die Griechenland, und das ältere Rom erzeugt hat, zu öffnen. Wie vielen Dank würden wir dir sagen, wenn du uns die unsterblichen Namen und Werke des Homers, Pindars, Sophocles, Euripides, Anacreons, Virgils, Horaz, Ovids

Ovids und andrer großen Dichter bekannt zu machen geneigt wärest, etwa, so viel uns, privilegirten Halbgelehrten, davon zu wissen nöthig, oder nicht zu wissen erlaubt wäre, doch so, daß du uns von ihren verewigten Schönheiten in einigen Proben immer etwas kosten ließe? und hernach wollest du uns die Lebensumstände einiger Deutschen von uns geliebten Dichter erzählen.

Recht erwünscht entwickelst du uns die Geheimnisse einer besondern Dichtungsart, nemlich der Elegie, und vergnügest uns mit der Bekannemachung und den Mustern der alten Dichter in dieser poetischen Gattung. Aber ich weiß nicht, wie es kömmt, die Elegien sind unter meiner deutschen Nation so selten, daß ich diese Theorie nicht so bald werde bey der Lesung probiren können, als, wenn deine Wahl, etwa die Ode oder eine andre Gattung betroffen hätte. Was ich vornehmlich an der Stelle der Elegie in den ersten Stücken voll Begierde von dir gewünscht hätte, wäre die Belehrung von den Schauspielen gewesen. Wir, Frauenzimmer, gehen gerne in die Comödie, und wir, Rীগacrinnen, genießen des Glücks, ein sehr gebildetes Theater zu haben, das unser Mäcen, ein Herr von Dietinghoff, den die Grazien so sehr

sehr als die Musen geliebet haben, unter sei-
ner wichtigern Geschäften mit edler Güte un-
terstützet. Lehre uns doch, gütige Iris! näch-
stens die Mysterien der Thalia kennen; lehre
uns in den Schauspielen mit richtiger Unter-
scheidung die Anordnung, die Zusammensetzung,
die Verwicklung und Auswicklung, die Schreib-
art betrachten, daß wir nicht bloß nach mora-
lischen, sondern auch nach geistigen Empfindun-
gen von den aufgeführten Stücken urtheilen
können; ja am zarter sinnlicher einzusehen, so
zergliedere uns zuweilen einige bekannte Mei-
sterstücke unserer neuen Aristophanen oder Eu-
ripiden.

Dank sey dir, edle Iris! für die fromme
Betrachtung über die Erziehung der Töch-
ter; aber ich finde mich dabey noch in man-
chen besondern Vorfällen zu sehr verlassen; und
ich muß dich ersuchen, diese Grundsätze einzel-
ner zu fassen, und die Vorschriften auf die be-
sondern Situationen, in welche wir kommen,
zu erweitern. — Was du unter dem Titel:
Politik, schilderst, hat mir eine Satyre auf
uns zu seyn geschienen. Sollten wir wirklich
nicht auch von einigen historischen Weltbegeben-
heiten unterrichtet werden, aber so, daß sie
in den Gesichtspunkt gesetzt werden, wie wir
sie

sie ansehen, und uns davon bey dem Kaffee-
tisch oder am Nähepult unterhalten mögen? *)

Verzeihe aber, daß ich so viel verlange.
Du kommst vielleicht zuletzt aus einem Lande, wo
mein Geschlecht nur das leichte und die Schmei-
cheln liebet, und wandrest seinen Geschmack auf
die dem größten Theil nach, so viel ich sie ken-
ne, crässere Nation der Deutschen an. Wir
haben, so viel wir nicht ganz französire sind,
noch immer etwas allemännisches, und ertra-
gen, ja lieben gerne ernsthafte, stärkere und ge-
setzte Vorträge. Viele von den Dichtern, wel-
che Nationalcharaktere schildern wollen, tra-
ten uns bisweilen zu nahe, daß sie uns leicht-
er abbildeten, als wir gewiß nicht sind; und
ich kenne einige meiner Gespielinnen, die nicht
wenig böse deswegen auf unsern sonstigen
Freund, Lesing, sind, daß er uns als Frauen-
zimmer vorgestellt hat, die sich bey dem ersten
Anblicke (auch wohl gar in Juden) verlieben
könnten. Doch urtheile ich vielleicht, als ein
nordisches Frauenzimmer anders, wie die ger-
mani-

*) In dem zweyten Bande ist dieses Verlangen
erfüllet. Doch ist zu zweifeln, ob unsre Ver-
fasserin mit den von dem letzten Kriege gegeb-
nen Nachrichten zufrieden seyn werde.

manischen Damen, und alsdenn mögen diese sich entweder verantworten, oder befriedigen, nachdem sie es für gut finden.

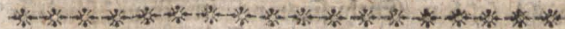
Fahre doch lange fort, Iris! uns dergleichen niedliche Bändchen zuzusenden. Wir werden sie allemahl mit Begierde annehmen, und mit Aufmerksamkeit wiederholentlich durchlesen.

An den Herrn Jacobi,
von eben derselben.

Mein werther Herr Jacobi! Sie waren es unter den feinen Schriftstellern Deutschlands vorzüglich wehrt, daß sie von der Iris gewählt würden, ihre Aussprüche zu uns zu bringen, und sie uns auszulegen. Denn Ihre empfindungsvolle Seele ist vom Apoll und von den Grazien ganz zu unserm Unterrichte geweiht; und ihr Ausdruck klang beständig süß dem Ohr unserer Leserinnen. Auch damals, da sie die Briefe, die Sie mit dem lieben Gleim gewechselt hatten, herausgaben, welche kaltselige, mürrische Männer, wie es die meisten sind, ungebüheliche Tändeleien schalteten, sagte mir ein Freund, daß die Leute sich nicht erinnern, wie eine feinere Organisation, und ein hoher Grad der Zärtlichkeit des Gemüths wohl

wohl solchen Enthusiasmus in freundschaftlichen Ausdrücken erschaffen könnten: und ob gleich bey dem Fortgang Ihrer Jahre Ihre Muse scheint ernsthafter geworden zu seyn: so hat doch Ihre Seele noch immer die sanfte Stimmung behalten. Ich kann daher Ihnen zu Ihrem Glück nichts größeres und besseres wünschen, als daß bis ans Ende des Lebens, diese Zärtlichkeit, Sanftmuth und Empfindsamkeit Ihr unvergänglicher Besitz bleiben, und Sie immer dergleichen Freunde zum fortwährenden Umgang besitzen mögen, welche in jenen Tugenden mit Ihrem feinen Gefühl sympathetisiren.





IX.

Ueber den Versuch eines kleinen Katechismus nach dem Vorbilde des kleinen Lutherischen, Mitau 1773.

Der Verfasser dieses Versuchs hat in der Vorrede theils den Gebrauch desselben gezeigt, theils die möglichen Einwendungen derjenigen beantwortet, welchen alle Veränderungen des Alten zu lähn vorzukommen pflegen. Da man jetzt überall für die Verbesserung des catechetischen Unterrichts der Jugend Sorge trägt: so scheint es wohl nützlich, daß auch eine Veränderung mit derjenigen Schrift unternommen würde, die entweder bey jenen zahlreichen Erklärungen zum Grunde liegt, oder auf welche man wenigstens ein Auge richtet, weil sie in den ersten Jahren dem Gedächtniß pflegt übergeben zu werden. In einer so wichtigen Sache kann die erste Arbeit nur als ein Versuch angesehen werden, welcher durch die Theilnehmung verständiger Freunde zu einer allgemeinnützigen Vollkommenheit gebracht wird. Und dies ist die Ursache, warum hier einige Ergänzungen für diejenigen, welchen es gefallen hat, denselben

ben zur paraphrastischen Erläuterung des lutherischen Katechismus bey dem Privatunterricht zu gebrauchen, angezeigt worden. Am Ende werden auch einige den Sinn störende Druckfehler genannt werden.

§. 36. wird es in den Fragen zur Einleitung, mehrere Vollständigkeit seyn, wenn nach der Frage: Erkennen wir aber diesen Gott? noch diese inzwischen gerückt würde:

Was lehret denn die Bibel von Gott?

Sie lehret uns die geheimnißvolle Erkenntniß, daß nur ein Gott sey, aber daß wir in ihm drey unterschiedene Personen, nemlich den Vater, den Sohn und den heiligen Geist göttlich zu verehren haben.

Die Antwort zur folgenden wichtigen Frage: Woher wissen wir, daß dieses Buch eine wahre Offenbarung von Gott sey? verdient noch Erweiterung, nemlich auf diese Weise:

Weil die Männer, welche an diesem Buch geschrieben und ihre Schriften dem Antrieb und der Eingebung Gottes zuweignen; theils als rechtschaffene und heilige Männer bekannt gewesen, theils Gott sie Wunder thun und künsteige

Dinge hat vorher sagen lassen; und weil der Stifter des neuen Bundes, Jesus Christus, durch seine Werke bewiesen hat, daß er von Gott, seinem Vater, zu meinem Unterricht und Heil gesandt worden.

Ben dem Hauptstücke von der Taufe, S. 41. hat jemand die Meinung geäußert, daß, da die allermeisten derer, welche bey uns getauft werden, neugebohrne Kinder wären, die Früchte der Taufe auch also beschrieben werden müßten, wie sie dem Alter der Kinder zugeeignet werden könnten, indem man in dem Lehrsystem die Früchte der Taufe für Kinder und Erwachsene unterscheiden müßte. In dieser Betrachtung könnte die Antwort zur Frage:

Welches ist der Nutzen der Taufe, die du in der Kindheit empfangen hast?

also ausgedruckt werden:

Sie ist gleichsam die andre, aber geistliche Geburt, worinn ich der reinen Erkenntniß und der Verehrung des wahren Gottes geweiht worden bin, daß ich in der christlichen Religion erzogen werden, den Beystand des heiligen Geistes zu meiner Heiligung erlangen, und wenn ich mich derselben befließige, an der Erlösung

lösung Jesu zur Vergebung meiner Sünden, und zu meiner künftigen Seeligkeit Antheil haben möchte.

In der folgenden Frage: Kann das Wasser solche große Dinge thun? kann der Anfang der Antwort so heißen: Wasser thut es freylich nicht, sondern der Segen der Verheißung in dem Worte Gottes, welchem wir dadurch Gehorsam leisten und glauben. Denn ohne dieses wäre das Wasser, u. s. w.

S. 50. in der Antwort zu der Frage: Können wir wohl diese Gebote halten, so wie wir sie nach dem Sinn des Christenthums halten sollen? könnten die letzten Worte noch auf diese Art vollständig gemacht werden: deswegen haben wir oft Ursache, Gott um Vergebung unserer Sünden zu bitten, und mit gläubigem Herzen auf der vollkommenen Genugthuung Jesu Christi, unsers Mittlers, unsre Zuversicht zu setzen.

S. 64. Worinn besteht diese Buße und Bekehrung? Die letzten Worte heißen genauer also: darinn, daß wir Menschen, die wir nicht so sind und wandeln, wie Gott und Jesus in den Geboten und der lehre des Evangelii von uns fodert, gleichsam wieder umkeh-

ren, das ist, heiligere Gesinnungen annehmen, und also auch gottgefälligere Handlungen ausüben.

S. 72. Wer empfängt das Sacrament würdig? Fasten und leibliche Zubereitung sind gute Gewohnheiten — — daher müssen wir uns darüber prüfen, und uns durch ernstliche Buße und durch Erwägung der Leiden und des Todes Jesu zubereiten, damit wir uns nicht, seines vergeblich erlangten Leibes und Blutes wegen, Verantwortung zuziehen.

Ueber die Beichtformeln, bey Gelegenheit der S. 67. hat jemand folgendes Gutachten gefallen: Non quidem dissuadeo, ut preces quaedam confessionis memoriae commendentur. Optarem tamen, ne consuetudinis sit, has confessionis formulas recitandas esse, sed potius, ut minister verbi diuini homines ad se accedentes pro ratione ingeniorum et animorum de palmariis formulae argumentis ipse interroget, an, verbi causa, dignitatem indolis suae integre examinassent intimae sacrae synaxeos desiderio tenerentur, vel an in Christo recta fiducia inniterentur vitamque pietati consecrare concupiscerent. Certissime ob metum, plerorumque animos percellentem ac confundentem, verentium, ut memoria eos fallat, neque

neque formulam, quam a iuuentute addiderunt, sine haesitatione reddere possint: per pauci satis ad verba recitanda attendunt nec iusto affectu ea proferunt. Doctiores vero homines orationem ornate ac scite elaboratam proponere eaque coram sacerdote iactare se velle, hoc mihi summopere videtur improbandum.

Weil am Ende des Taufformulars, S. 78. der Segensspruch benannt worden: so ist viel leicht nicht unrecht, wenn die darinn vorkommenden morgländischen Ausdrücke in deutliche, etwa also, übersetzt würden:

Der Herr segne dich und behüte dich,
Der Herr sehe auf dein Thun mit Güte her,
ab, und sey dir gnädig (oder erzeige dir
Vergebung).

Der Herr wende sich zu dir und schenke dir
alles nöthige Gute.

Kleine Veränderungen und Druckfehler.

Vorrede, S. 29. Zeile 9. muß nicht wegkommen.

S. 33. Zeile 2. von unten muß heißen diesen.

S. 36. Zeile 1. der statt dieser.

S. 38. Z. 3. dankbar und gehorsam zu
seyn schuldig.

S. 39. Z. 3. verirrte statt verwirrte.

Seite 39. Z. 8. und für mich Gott seinen
Vater versöhnt,

S. 41. Z. 9. statt Begießung des Wassers, —
Begießung mit Wasser.

— Z. 14. auf dem, — auf den.

— letzte Zeile: als Kind zum Gliede der
wahren christlichen Kirche auf-
genommen u. s. w.

— Z. 14. den statt dem,

S. 47. Z. 15. Und die Ehegatten sollen
sich Liebe und Treue beweisen.

S. 48. Z. 1. begnügtsam statt vergnügtsam.

S. 49. Z. 10. allem statt alles.

S. 57. Z. 3. bey bringen ist lassen ausge-
lassen.

Z. 6, muß heißen Vater Unser.



X.

ESSAI SUR LA LITTERATURE
FRANÇAISE.

Lettre I. à un ami.

De la tragédie.

Le theatre, cette école des moeurs, a été si souvent l'objet de nos entretiens, mon cher ami! que l'idée m'est venu de coucher par écrit mes pensées sur la litterature de l'art dramatique. C'est à Vous, mon Ami! à me corriger, si je m'egare, à me détromper, si l'erreur m'abuse.

Sans aller fouiller les fastes de l'antiquité pour chercher l'origine de l'art, dont je parle, je me bornerai au theatre français, qui est monté à un grand point de perfection,

Ce ne fut queres avant Charles VI Roi de France, qu'on entend parler d'une représentation dramatique. Proscrit par les peres de l'église, par les Conciles, et par quelques Rois ignorans, le Drame etait en oubli parmi les Français. Les derniers Valois l'en tirent:

rent: mais les pièces de ce tems-la sont un tissu de grossièretés et d'évenement monstrueux. Nul gout, nulle regularité, nulle decence, nuls caractères. Ce fut un melange de devotion, de galanterie, et de chevalerie, passion dominante de ces siècles là. Les Français ignorants encore les bonnes sources de l'antiquité, puisaient chez les Espagnols, dont toutes les pièces sont surchargées d'incidens trop compliqués et d'un faux sublime.

Le Drame peut être regardé comme l'origine de la Tragédie et de la Comédie, qui se subdivisent entr'elles en plusieurs branches.

Je commencerai par la Tragédie. Il y avoit un tems, où la tragédie devint l'ouvrage de la Cour; *Marguerite de Navarre* en fit son Occupation. Nous avons encore d'elle 3 pièces, *La Nativité de notre Seigneur*, *Les Innocens* et *Le Desert* pièces informes où l'on voit combien peu la Langue etait epurée et le gout cultivé. Cette Princesse passait pour la merveille de son tems; on la nomma la dixième Muse et la quatrième Grace. Dans ses pièces on trouve des expressions qu'on doit regretter puisqu'el-

qu'elles ont vieilles. Telles sont fleuronner, bosqueter etc.

Sous les derniers Valois, à commencer par *Henri II.* quelques Auteurs firent des efforts pour ramener la Tragédie à Son vrai but. *Etienne Iodelle* fit *Cleopatre* et *Didon*. *Jean de la Peruse* et *Robert Garnier* firent quelques mauvaises Tragedies sans Gout, sans Regles, sans étincelle de Genie. C'étaient de froids Dialogues.

Mayret donna *Sylvanire* et *Sophonisbe* où l'on vit du Genie et du feu. *Rotrou* fit encore mieux. Son *Venceslas* parut et eut un grand succès. La 1^{re} Scene et le 2^d Acte en sont excellens. *Mr. de Marmontel* a remis cette piece au theatre et y a fait quelques améliorations et Changemens. Je ne dirais rien des pièces de *Tristan L'hermite*, de celles de *Buif* et de *Hardi*. C'est un amas confus d'objets disparates; le profane, le Sacré, le comique, le tragique, le bouffon tout y est pêle mêle et sans gout et sans choix. *Scuderi* dont le nom même inspire l'ennui, vint après *Rotrou* et donna ses romanesques pièces; de la *Mort de Cesar* et *L'amour tyrannique*. Cet homme osa critiquer *Cornille*.

Pierre Corneille surnommé Le Grand, fut le Restaurateur et pour ainsi dire, le Createur du theatre. Il naquit à Rouen en 1606 fut Membre de L'Academie française et mourut à Paris en 1684. Son genie ardent et fait pour la vraye Grandeur tragique se montre dans toutes ses pièces. Même les plus mauvaises en étincellent. Corneille plus jaloux d'étonner que d'émouvoir, a fait de l'admiration le principal ressort de Ses Tragedies L'Ambition, la politique et L'amour de la Liberté respirent dans ses vers. Jamais homme n'en a fait de plus heureux, mais jamais aussi homme au monde les a noyés, pour ainsi dire, dans un tas de plus mauvais. Il est le plus imposant des tragiques. L'Heroisme des Romains ne lui devint si familier qu'il a l'air de Leur appartenir. Son genie est sublime. Ses vers sont quelque fois durs et lâches. Il vecût dans un tems, où La Langue commençait à s'épurer seulement. Racine son rival a mieux sçû choisir ses mots et ses phrases. Aucun de ses termes n'a vieilli, ce qu'on ne peut pas dire de Corneille. Mr. de Voltaire a donné une nouvelle édition des Oeuvres de Corneille avec des remarques, que tout

tout homme, qui veut connaître la Langue Française et le theatre, ne peut Lire assez souvent.

Thomas Corneille frere du précédent né en 1625. fut de L'Academie et mourut en 1709. Le grand nom de Son frere Lui fut un dangeux honneur. Ses Tragedies ont presque toutes des Intrigues romanesques. Le Comte d'Essex et Ariane lui sont honneur. Cependant on voit que c'est un pauvre Cadet du Grand Corneille.

Jean Racine de L'Academie française né à La Ferté Milon en 1639. mourut en 1699. C'est le plus pur, le plus élégant, le plus tendre, le plus éloquent et le plus harmonieux des Poètes. Son genie se pliait à tout. L'antiquité n'a rien à lui opposer. C'est à L'école des Sophocles et des Euripides que Racine apprit à les égaler. Personne n'a pu traduire Racine dans une autre Langue sans L'affaiblir. Pas un Auteur tragique ne L'a jamais égalé.

Jean Galbert Campistron né à Toulouse en 1656. mort en 1723. Son style faible, mais naturel. Il n'a rien de pathétique. L'ordonnance de ses pièces est sage et régulière. On ne donne queres que son *Andronio* et *Tiridate*.

Louis de la Grange Chancel né en 1678. mort en 1758. a fait plusieurs Tragedies. Son style est peu soigné, ses vers Lâches et ses Intrigues sont romanesques. Il est L'auteur des *Philippiques* ou il a mis beaucoup de vigneur.

Prosper Jolyot de Crebillon de L'Academie française naquit à Dijon en 1674. et mourut à Paris en 1762. Il ouvrit une route nouvelle. La terreur est le ressort de ses tragedies. Son style inegal et peu correct a des beautés mâles et hardies qui racheteut ses Negligences. Peutetre que ses pieces seront trouvées un peu sanguinaires par beaucoup de Gens.

Paul Landois n'est remarquable que puisqu'il est le très-obscur inventeur des Tragedies bourgeoises. Sa *silvie* fut la premiere pièce de ce Genre en France.

Pradon dont le nom même inspire le ridicule tant persiflé par Boileau, ne merité d'être cité, que parceque Le parterre de Paris osa balancer entre sa Tragedie de *Phedre* et celle de Racine. Voici 4 vers ou L'on ne se reconat pas.

Vous

Vous n'écrivez que pour écrire
C'est pour vous un Amusement.
Moi, qui vous aime tendrement,
Je n'ecris que pour vous le dire.

Je viens maintenant au plus grand de nos poetes; au Chantre immortel du meilleur des Rois.

Marie Francois Arouet de Voltaire, un des quarante de L'Academie française, Gentilhomme ordinaire du Roi naquit a Paris le 20e fevrier 1694. Avant Lui toutes les Nations avaient des poèmes épiques. La France seule en manquait. Il était reservé a cet homme universel de venger sa Nation. Il fit la *Henriade* et montra par ce poème que sa patrie possédait un génie, qui tient d'Homere et de Virgile. *Corneille* était mort et Paris gemissait de la perte de Racine. *Oedipe* parut et Mr de Voltaire montra à L'agé de 19 ans toute la Maturité du plus second Genie. Les trois derniers Actes egalent Racine. Il perfectionna la maniere forte et nerveuse du grand *Corneille* dans *Brutus* et La mort de Cesar. Ce sont des *Pomains* qui parlent et dans le

M

Brutus

Brutus de M. de Voltaire. L'ancien ennemi des Zoïs respire tout entier. Crebillon n'a rien fait de plus terrible que le 4e Acte de Mahomet. Mais à Semiramis, à Zayre, à Alzire, à Tancrede, qui ne Lui attribuera la vraie Creation de L'art tragique. Merope Semble etre faite par Melpomene. Quels sentimens, quelle harmonie, quelle Diction. Malheur au Coeur barbare, qui ne sent point les beautés de cette pièce. Dans le tems que j'eus le bonheur de voir quel que fois. M. de Voltaire j'ai recueilli de ses Discours qu'il preferait également Merope.

Je dirai maintenant un Mot des Auteurs modernes qui ont inondé nôtre scene de leurs productions, qui ont eu des admirateurs sans savoir pourquoi, et qui du moins pour la plupart ont cru eux mêmes etre Les successeurs des Corneilles, des Racines et des Voltaires. P'en excepte quelques uns qui sont fort estimables et d'un merite reconnu.

Francois Marie Arnaud de Baculard né à Paris en 1709. Il s'est depeint Lui même dans la preface de Sa Tragedie de Fayel. Il

ydit

ydit que Ses Ouvrages sont un Chef d'oeuvre de sottises et d'impertinences. Je dou te qu'il trouve des Gens qui le contredisent. Son Genre est le Lugubre comme ses tragedies d'Euphemie et du Comte de Comminges le demontrent. Dans ces pieces singulières, l'horreur a pris la place du pathetique. Les ossemens, les Cerceuil, les têtes de Mort, tout cet appareil funeraire peuvent donner un spectacle horrible, même dégoutant, mais demontrent aussi que l'auteur a manqué de Genie, puisque sans ces Ressources ses tragedies ne font plus rien.

Mr. de Beloy est né à Paris. Les vers, ses pièces mêmes ne sont pas à l'Abri de la Critique. Mais ses vuës sont bonnes et nobles. Toutes ses pieces respirent le patriotisme et on oublie, quand l'ame est entraînée que l'auteur n'est pas né poëte. Aussi ses pièces perdent à la Lecture. Elles n'ont point cette mâle hardiesse de Corneille, ni la noble simplicité de Racine que *Mr. de Beloy* doit cependant très bien sentir.

M 2

Jean

Jean Bernard le Blanc Abbé, Auteur de la tragédie d'*Aben Said* pièce qui dut son succès unigüement aux talens des Acteurs.

Jean Baptiste Robert Boiffel Auteur d'*Anroiné* et de *Cleopatre* pièce superieure à celle que M. de Marmontel a donné et qui porte le même titre. Cet Auteur avait d'heureuses dispositions à imiter le Grand Corneille.

Colardeau. Il possède parfaitement l'art de la Versification. Mais cela suffit il pour faire de bonnes tragedies ? *Astarbé* et *Calliste* pièces faibles annoncent que l'auteur à le Mechanisme d'un vers en son pouvoir, mais ils demontrent aussi, que le talent de la poésie lui manque absolument. Cette dernière pièce frappe par la lugubre decoration du dernier acte et un couple de vers heureux. L'auteur a trop negligé les dons, que la Nature lui a faits. L'heroïde parait convenir davantage à son Genie.

Claude Guymond de la Touche. Mort à l'age de 31 ans, deüsa très heureusement dans la Republique des Lettres. Sans me laisser aveugler par l'amitié, dont nous avons
etc

été Liés ensemble, je crois pouvoir assurer que l'*Iphigenie* en Tauride de ce jeune auteur passe de bien Loin beaucoup de nouvelles pieces qu'on n'a cessé d'applaudir. Les situations en sont heureuses, touchantes, attendrissantes. Ses vers sont peutêtre un peu profaiques mais aussi ne faisait il, que paraître sur la scene. Le tems aurait mûri ses talens. La mort L'enleva trop tôt au theatre.

Mr. de la Harpe Auteur d'un merite rare, connu par bien des Ouvrages. Sa tragédie de *Warwick* Lui fait honneur. S'il pensoit toujours d'après Lui même, et qu'il ne repetoit pas trop facilement, il jouirait d'une reputation plus distinguée encore. Il a très bien profité des Lecons qu'il a recus à Fernex, et c'est un des meilleurs ecoliers de M. de Voltaire.

Jean Francois de Marmontel de L'Academie, auteur de quelques Contes Moraux, n'aurait jamais du écrire pour le theatre. Ses vers sont ampoulés, beaucoup de declamation, point d'interêt: voila L'auteur de

Denys le Tiran. Aristomene, Cleopatre, les Heraclides, Egyptus sont infiniment plus mauvaises encore. Il a travaillé pour l'opera ou il n'a pas mieux reussi. Voici des vers de son Acanthe.

Tout rend hommage
A ce dieu puissant,
Le papillon volage,
Le Lion rugissant etc.

Quinaut n'accouplerait pas ainsi les Lions et les papillons. Et voila l'homme qui dit que Boileau n'a ni feu ni verve. Ce n'est pas ici la place de parler de ses autres Ouvrages.

Alexis Piron né a Dijon en 1689 homme de Genie s'il en fut jamais, Auteur de l'immortelle piéce de la Metromanie dont je parlerai à l'article de la Comedie. Il a fait quelques contes très plaisans et plusieurs Epigrammes excellentes. Il a écrit en Vers très durs trois tragedies: Callisthene, Cortez et Gustave. La dernière est restée au theatre. M. Piron est comme ces peintres, dont le dessein est correct: mais dont les Couleurs

sont

sont dures et mal broyées. Son style est toujours contraint.

Antoine Marin le Mierre peut sevanter d'etre unique dans son Genre. Jamais poete ne fut plus Sec, plus dur et plus bizarre. Est il possible de faire une seconde piéce comme Guillaume Tell. Dont voici un Echantillon:

Hâte toi, fais marcher, sous diverse conduite,

Vers les divers Chateaux notre intrepide elite.

Tandis qu'avec Werner, moi j'irai sur le Lac

Dans l'ombre de la nuit m'emparer de Riusnac.

— — — — —
Je pars, j'erre en ces Rocs, où partout se herisse

Cette chaine de monts qui couronne la Suisse.

Peut on prononcer ces vers sans de demettre la machoire. Quand cet Auteur veut etre agreable, il s'explique ainsi:

Ta folatre féerie accordait des Cerveaux
Les Chanterelles élastiques.

Sans se donner la torture on ne peut gueres deviner ce que L'auteur veut dire. Son Hypermnestre est restée au theatre: La Raison en est qu'il y a quelques Situations interessantes. Le Caractere du Pere est très bien soutenu. Les vers sont durs et lâches; beaucoup de maximes froides de figurent encore cette piece.

La Noue. Son Mahomet *II.* est écrit avec force. Le Role de Mahomet est bien faillant et celui de l'aga brillant. Peutêtre l'auteur a-t-il negligé un peu les vers. Il y a même des Rimes, que la bonne poesie française rejette aujourd'hui comme p. ex. Act. I. Sc. I.

D'un triomphe pompeux L'appareil *im-*
posant

Hors de ces murs encore le retient dans
Son Camp.

et Sc. III. Act. V.

— — Qui t'arrête? *6se tout*

Dans un Coeur tout à toi laisse tomber
le coup.

Onsent

Onsent assez, où ces 4 Vers clochent. Le 3e Acte est d'une grande beauté. Le Denouement est tout à fait imprévu; car le spectateur voit sortir Mahomet dans L'intention de sauver Irene de la fureur des soldats; et c'est lui qui l'immole. La description, du despotisme dans la Sc. VII. Act. III. est écrite avec chaleur. Peutêtre que Le Role de L'Agan n'aurait pas du être si brillant puis qu'il aldire une grande partie de cette attention, qu'on doit avoir pour le principal heros de la pièce, qui est Mahomet. On connaît les Vers que M. de Voltaire adressa à L'Auteur et où il compare son Mahomet à celui dont je parle, et qui finissent ainsi: Mon Mahomet fut pretre, fourbe, escroc, faites en L'aumonier du vôtre. *La Noue* était Acleur lui même. Au reste la preface de sa tragedie est assez impartiale.

Alexis Mathon. Il n'a fait qu'Andriscus tragedie qui n'a pas été representée. Je ne le cite ici que parceque dans sa preface il y a de bonnes Remarques et qu'il y dit d'excellentes

vérités aux Comédiens, dont la hauteur très de placéé merite souvent une telle Mercuriale.

Pierre Antoine de la Place. Il a traduit le theatre Anglais. Ses pièces de Jeanne d'Angleterre et d'Adele de Ponthieu eurent peu de succès. Celui de *Venise Sauvée* piece imitée de L'anglais d'Otway, fut d'autant plus Satisfaisant pour l'auteur. Cette piece n'est pas à L'abri de la Critique par plusieurs endroits. Mais Pédre interesse trop, pour ne pas lui pardonner bien des choses. Voila encore un Exemple qu'un Crime, qui tient de L'heroïsme, peut interesser vivement; On trouve dans cette pièce plusieurs beautés comme p. ex. Act. V. Sc. III.

C'est a toi, juste Ciel, de flechir le
senat,

Que la tendre pitié, s'exprimant par ma
bouche,

Desarme safierté, le penetre, le touche.
Donne enfin à ma voix ce talent en-
chanteur,

De parler à L'esprit par L'Organe de
Coeur.

Jean

Jean Jaques le franc de Pompignan. Sa tragedie de Didon n'est pas sans merite. Il a voulu imiter Racine. L'entreprise était hardie. Ses forces peutetre n'étaient pas proportionnées à un si grand Dessein. Il a fait des Odes et poèmes Sacrés :

Pour Sacrés, ils le sont, car personne
n'y touche.

Portelance. Sa tragedie d'Antipater annoncée comme un prodige, fut plus sifflée qu'aucune pièce du theatre francais.

Le Voi Avocat, Poète et enfin Invalide. Ses pieces sont si mauvaises qu'elles ne meritaient pas même le sort de celles de Portelance. C'est Lui

— — — dont la Muse.

Depuis dix ans cherche envain des Acteurs. Il a fait Adrien et Roxane, que les Comediens n'ont jamais voulu jouer.

Saurin de L'academie francaise. Sa premiere tragedie Amenophis est peu connue. Spartacus, qui parut après, a de la grandeur.

Bever-

Beverley ne doit son succès qu'aux Acteurs. Blanche et Guiscard a eu quelques Représentations. Les Mœurs du tems lui font honneur. Cette pièce a beaucoup de sel, et prouve en même tems que L'auteur n'est pas fait pour la poésie. Car sa prose est correcte et agréable: ses vers au contraire, sont durs, profaiques et incorrects.

Sauvigny. Il est L'auteur de la Mort de Socrate, Tragédie avec un personnage muet, qui est pourtant L'éloquent Platon. Depuis une couple d'Années cet Auteur a donné la Tragédie d'Hirza, ou les Illinois. Cette pièce a de L'interet. Il y a même quelques vers heureux. Le spectacle en est pompeux. En général le style de M. de Sauvigny est ampoulé et bien éloigné de cette vraie Grandeur tragique, qui entraîne et enleve. Il aurait dû se fixer au genre temperé, car les amours innocens de Pierre le long et de Blanche Bazu sont écrits avec une Naiveté tout à fait attachante.

Louis

Louis Poinfinet de Sivry qu'il faut distinguer d'un autre Poinfinet, qui a inondé Paris de ses Ecrits. Mr. de Sivry fut d'abord connu par ses traductions des poètes Grecs; il donna ensuite Briseis avec succès, et son Ajax ne fut pas moins applaudi. C'est de tous les imitateurs de Racine celui, qui a le plus approché de la noble simplicité de son Modèle.

Il serait trop long de donner une Liste de tous les Auteurs tragiques et de leurs pièces. Cette Lettre n'est déjà que trop longue et ses bornes ne me permettent pas de m'étendre plus au long sur le Caractère particulier d'écrire de chaque Auteur que j'ai cité. Je désirerais seulement que mes Compatriotes eussent une Idée plus développée du théâtre Français; c'est à eux à voir par eux mêmes ce qui peut leur plaire. Je suis satisfait si le Gout de la Lecture s'étend et se perfectionne davantage.

190 Essai sur la Litterature Française.

tags. Les Arts agréables L'inspirent et qui ne sent pas leurs beautés, n' est pas digne de les connaitre.

Je vous embrasse de tout mon Coeur.



Vermischte
Aufsätze, und Urtheile

über

gelehrte Werke,

ans Licht gestellt

von

unterschiedenen Verfassern in
und um Liesland.

Ersten Bandes drittes Stück.



R i g a,
bey Johann Friedrich Hartknoch,
1 7 7 8.



Inhalt des dritten Stückes ersten Bandes *)

I. Versuch über die Alterthümer Lieflands
und seiner Völker, besonders der Letz-
ten von Joh. Ludwig Bürger. Er-
ster Beytrag von der Eintheilung des
Landes und den alten Völkern, mit
einer Landcharte vom alten Lieflande
und zwey Kupfern.

II. Gibt es einen allgemeinen Grundsatz,
aus welchem alle Pflichten des Mens-
chen, in welchem Zustande er sich auch
befinden möge, so hergeleitet werden
können, daß niemals ein Widerspruch
zwischen ihnen entstehe? Eine Lei-
den

*) Auf Gutbefinden der Mitarbeiter und
des Herrn Verlegers wird jeder Ban-
drey Stücke in sich fassen.

Inhalt.

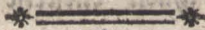
deutsche Aufgabe für das Jahr 1777.
von Gottlieb Schlegel.

III. Plan eines vollständigen Systems der
speculativen Weltweisheit, von Gott-
lieb Schlegeln.

IV. Rede, worinn einige Begebenheiten
der älteren Geschichte Lieflands er-
läutert werden, von Friedr. Konrad
Gadebusch.

V. Ueber das Werk: Erläuterungen zum
Verstande der Schiffahrt und des
Seekrieges, — von Friedrich Kon-
rad Gadebusch.

VI. Uranie, oder die Verwandtschaft der
Liebe und Freundschaft, ein Lustspiel
in drey Aufzügen von L * * *



I. Versuch

Versuch über die Alterthümer Lieflands und seiner Völker,

besonders

der Letten

von

Joh. Ludw. Börger,

Pastor zu Ermes in Liefland.



Vorbericht.

Um welche Zeit Liefand von gewissen
Bremischen Kaufleuten entdeckt,
wie es von den ersten Bischöfen, besonders
Albrecht, theils durch Contracte, theils
durch Gewalt dem römischen Stuhle un-
terworfen worden, ist bekannt und durch
die schöne Urkunde der kurzen Chronik
Heinrichs mit der der Hofrath Gruber
die Welt beschenkt, in mehreres Licht
gesetzt worden.

Vorbericht.

Auch die Frage: Wie befand sich Liefland im Stande seiner Freyheit. Waren die Nationen, die hier wohnten, so dumm, so finster, daß sie keinen Begriff von Gott hatten? wußten sie nichts von Religion, Tugend, Policy? Wird aus dieser kurzen Chronik zum Nachtheil der Schriftsteller, die so etwas von diesen Völkern hingeschrieben, beantwortet, wenn man dasjenige fleißig sammlet, so Heinrich hie und da beyläufig von ihnen erwähnt.

Es haben schon viele Gelehrte diesen Leitfaden in dieser dunkeln Geschichte ergriffen, darunter auch der Herr Pastor Hupel nicht zu vergessen ist.

Ich versuche in meinem geringen Theile, auch etwas zur Aufklärung der Alterthümer dieses Landes, die doch der Theil der

Vorbericht.

der Geschichte Lieflands sind, auf die sich das folgende alles gründet, beyzutragen, und liefere hier den ersten Theil meiner Aufsätze. In diesem Theile handele ich erstlich von der alten Eintheilung des Landes, und von den Völkern, die in demselben gewohnet. Ich führe hier von der Landesbeschaffenheit, nur wenig an, weil Herr Pastor Hupel hierinn schon sehr vieles geleistet, und noch leisten wird, und mein Endzweck erfordert, nur dasjenige anzumerken, was die Zeiten angehet, da Heinrich schrieb, und diese Völker noch frey waren: was zu ihrer Religion, und ihren Gottesdienste gehöret. Ich berühre zuweilen auch die Beschaffenheit des Landes, doch nicht weiter, als in so ferne sie zur Aufklärung dieser oder jener Sache dienet.

Vorbericht.

Zur mehrern Deutlichkeit füge ich auch einige Kupfer bey, und zwar eine Charte von der alten Eintheilung des Landes. Ich gebe diese nicht für ein Werk aus, das der Petersburgischen an Genauigkeit gleich käme. Diese ist nur eine Abbildung des alten Lieflandes! Will jemand mir also den Vorwurf machen, daß hier nicht ein jeder Ort genau, unter seiner Breite und Höhe stehet, der thue es immerhin. Ich sage nochmalen, meine Charte ist nur eine Abbildung. Und welcher grose Mathematiker kan sich denn rühmen, eine Charte fertig zu haben, wo ein jeder Ort, ein jedes Kirchspiel unter der gehörigen Höhe bis auf Minuten und Secunden gesetzt sind. Gehöret zu solcher Genauigkeit nicht, daß ein jeder Ort beobachtet werde? Wer hat aber dieses noch gethan? —

Ich

Vorbericht.

Ich führe hier verschiedene Namen von Dörtern an, nicht als wenn nicht mehrere damals gewesen. Alle, die izt sind, waren schon damals da; und man findet in manchem grosen Walde, Spuren, daß da auch Menschen gewohnet. Ich führe diese Dörter um deswegen an, weil sie zu Erklärung vieler Stellen, die im Heinrich vorkommen, unentbehrlich sind, theils um die Grenzen eines jeden Landes, zu den Zeiten, besser zu bestimmen. Viele, besonders in Lettland, stehen zwar im Heinrich nicht; sind aber in den Diplom. des Doggiels, aus welchen ich sie genommen, befindlich. Die Kurschen aber im Nettelblatt. *)

H. 4.

Zwey-

*) Aus dem Nettelblatt sehen wir deutlich, daß nicht Letten, sondern eine ehstische Nation in Kurland gewohnet. Windawa, so bey diesem Schriftsteller anzutreffen, ist nicht lettisch, der Lette nennet die Bindau, Wente. Die Stadt

Went

Vorbericht.

Zweytens füge ich eine Abbildung des Ufers an der Salis bey, in welchem verschiedene Hölen, davon einige auch Quells- wasser aus ihrem Wänden geben. Ich habe diese Quellen, die dort nur ganz fein aus ihren Rissen heraus springen, etwas stark ausgedruckt, damit sie desto besser bemerkt werden können.

Auf dieser Berge einem ist eine alte liwische Vestung: Castran. Ich zeichne an der Hauptzeichnung die zwey Wälle gegen Osten so wie sie sich im Prospect zeigen. Unten füge ich eben diese Vestung in ihrer Grundlage bey; und denn die Zeichen von der innern Gestalt der Höle die unter der Vestung befindlich ist. Die Hölen gehörten mit zu den Hei-

Wentes Pills. Die Stadt des Windau Fluss ses. Wanna, Bgeffe, Tasse anre, alles sind ehstische Namen.

Vorbericht.

Heiligthümern des Heidenthums und daß Lette, Liw, und Ehste sie auch als Heiligthümer angesehen, davon werde ich unten ein mehreres sagen.

Zur Erklärung der Worte des Adams von Bremen, wenn er von den Kuren, die ich für ein ehstisches Volk halte, sagt: Omnes vestitu Monachico induti sunt setze ich eine Zeichnung bey, die die Trachten der Ehsten, hier im Pernauischen vorstellet. Die Mädchen beschneiden ihr Haar,* und binden ein rothes Band

A 5 um

* Aus diesem Haarbeschneiden kan man noch kein Argument zum Beweise nehmen, daß die Ehsten von denen Nesten Preussens stammen. Bey den alten Preussen ist das Gegentheil anzutreffen. Die Mädchen flochten ihr Haar. Wenn sie aber als Bräute zu Bette gebracht wurden, alsdann wurden ihnen die Haare beschnitten, und sie mußten mit beschnittenen Haaren bis zu ihrer ersten Entbindung, gehen. Harte Diss. de Nupriis. Ver. Bor.

Vorbericht.

um den Kopf. Die Weiber lassen ihr Haar lang hängen. Gemeinhin tragen sie eine Leinwands Mütze; am Sonntag haben sie aber einen mit einem weissen Tuch überzogenen Hut, das Tuch ist mit Franzen gezieret, und die Enden desselben hängen bis auf die Schultern. Weiber und Männer tragen gleiche Oberröcke. Die Unterröcke der Weiber sind aber so wie der Preusslithauerinnen: Die allerälteste Tracht, die gewiß aus den kurzen Schürzen entstand, mit der man sich, ehe man von Kleidern wußte, die Schaam bedeckte. Dieser ihre, sind mit Franzen gezieret, und eine Kette dienet zum Bande, deren Ende denn, als ein Zierrath, nachlässig umgeschlungen wird. Man findet sie auch unter den Linen, die wohl eine silberne lange Kette daran hängen haben. Diese Art Weiberröcke wird aber immer seltener.

Vorbericht.

Ich füge auch noch eine Zeichnung von einem Ehten bey, der seinen Rock nicht zugemacht, damit man auch ihre Pelze, die sie im Winter tragen, worüber sie die braunen Röcke ziehen, und sie mit ihrem Gurt vest machen, kennen lerne.

Man findet übrigens in dem übrigen Ehtland, besonders was so an der großen Strafe lieget, noch andere Weibertrachten; aber diese sind offenbar von den alten Teutschen auf sie gekommen. Zum Beyspiel die Weiberröcke mit Borten von Korallen, mit denen unsre guten teutschen Matronen stolz thaten, ihre hinten nach dem Leibe gefalteten Röcke, ebenfalls ein Stück von den Teutschen, davon man in Büchern, die vor ein paar hundert Jahren gedruckt worden, in den Holzschnitten mit denen sie gezieret sind, Zeichnungen findet.

Vorbericht.

Ferner ist auch vieles von den Letten angenommen. Die Hofmädchen müssen ihr Haar, so flechten als die Lettinnen; und zum Schmuck derselben ein silbernes, oder unächt goldenes Band tragen, der zuweilen auf einer Pappe bevestiget, und mit Blumen gezieret ist. Eben so müssen sie ihre Röcke nach lettischer Art machen, und daher kommen die Decken immermehr ab. Was sonst von der Tracht der Ehsten zu wissen ist, findet man in Hrn. Past. Hupels Topograph. T. I. und II.

Die vierte Zeichnung, stellet den bekannten Majas Kungs vor, wie ich ihn vor einigen Jahren mit Augen gesehen, und von umstehenden Bauren es bezeugen gehöret. Der Zaun war schon verfallen. Ich habe dabey auch die Cerimonie der Einführung dieses Geistes geschildert,

Vorbericht.

Schildert, davon ich in dem Werke selbst ausführlich handle.

Was den Gottesdienst der Letten betrifft, so war er mit dem Preussischen nach allen Zeugnissen einerley. Das Oberhaupt ihrer Geistlichen war der Kriwe, davon wir Düsburgs Zeugnis haben. Ich habe also die Schriftsteller, die von diesem Gottesdienste geschrieben, auch genuzet.

Hiebey sage ich dem Herrn Probst Baumann öffentlich Dank für einige mir zugestellte Werke. Grose Büchersäle sind in Liefland, vornemlich im Lande, etwas seltenes. Mancher hat noch zuweilen eine gute Sammlung, alleit Bücher, die man als Urkunden gebrauchen könnte, findet man nicht. In Städten ist noch hie und da ein Gelehrter zu finden,

Vorbericht.

finden, der einen ansehnlichen Büchervorrath hat, allein es fehlet Gelegenheit, solche Sachen nach dem Lande kommen zu lassen und sie wieder, zuzustellen. Ich habe also dieses würdigen Mannes, der mit rechter Begierde alles sammlet, was zur Aufklärung der Geschichte dieses Landes dienet, Vorrath alleine nützen können.

Uebrigens empfehle diese meine Arbeit der Prüfung des Gelehrten Publicums, mit der Versicherung, daß mir freundschaftliche Entdeckungen begangener Fehler angenehm seyn werden, und daß ich ihre Anmerkungen in dem folgenden Theile, getreu anführen will.

der Verfasser.



Versuch über die Alterthümer Lieflands.

I. Von der Eintheilung des Landes.

Zu Liefland, wie man gemeinhin den ganzen Strich Landes, der sich von dem finnischen Meerbusen ab, bis an den Fluss Düna erstrecket, zu nehmen pfleget, rechnete man in vorigen Zeiten, auch Kurland, und Semgallen. a)

Die alten Einwohner dieses Landes, von welchen der hiesige Bauer noch übrig ist, theilten sich überhaupt in zwei Nationen, die in Absicht, der Sprache und Kleidung sehr unterschieden waren, anderer Sitten nicht zu gedenken.

Ende

a) Russow p. 1. zu den Zeiten des Herrenmeister!

Beide, ob sie gleich sehr ausgebreitete Völker waren, hatten keinen allgemeinen Namen, zum wenigsten ist er nicht bekannt geworden. Um sie nun genau zu unterscheiden, will ich das eine Tschuden benennen, einen Namen, den die russischen Schriftsteller den Esten geben, b) das andere aber mit den polnischen Schriftstellern, Gethen. c)

Die Tschudische Nation hatte von diesem großen Strich Landes den größten Theil innen, die Gethische aber etwa ein Viertel nemlich zu den Zeiten, da der große Bischof Albrecht I. hier Eroberungen zu machen anfangte.

Die hier in Liefland wohnenden Tschuden theilten sich in drey Völker nemlich in Lethen, Liwen, und Kuren. Die Gethische Nation aber nannte sich Letten, und theilten sich in die Trikatische, Polortzische, oder heutige polnisch-liefländische Letten, und Semgallen.

b) Nestor nach der Uebersetzung des H. Scherer's p. 45. In wie viel Stämme dieses Volk sich ausgebreitet, sehet man aus Hrn. Schözers Probe russischer Annalen und anderer russischer Schriftsteller.

c) Kadlubjec. Hist. Pol. I. 4. c. 19.

gallen. Was nun ein jegliches dieser Völker in diesem Lande besaßen, in welche Gränzen es eingeschlossen gewesen, ferner wie ihre Staatsverfassungen, Gottesdienste, und andere Einrichtungen beschaffen gewesen, zu untersuchen, ist mein Vorhaben. Meine Führer auf diesem finstern Wege sollen besonders Doggie's, Codex Diplom. und Heinrichs Chronik seyn.

Wenn wir von Norden, von dem finnischen Meerbusen anfangen, so wohnte hier ein tschudisches Volk, so sehr lange vor Ankunft der Deutschen in dem eigentlichen Liefland, rund um die Ostsee und auch weiter unter dem Namen der Esten, Oesten, Oestfennen, bekannt war und deren Land Estland Oestland genannt wurde.

Diese Namen haben viele Schriftsteller verleitet, zu glauben, daß eben diese Esten die alten Aestier des Tacitus wären. Einige polnische Schriftsteller haben sogar die Zeit ihrer Vertreibung bestimmt, aber andere Schrift-

B

steller,

steller, haben aus dem Briefe Theodorichs an die Gothen erwiesen, daß noch im fünften Jahrhundert, die Aestier des Tacitus, dort sich in den besten Umständen befunden. Ja wir hören noch im neunten Jahrhundert, sie aus dem Munde eines Franzosen des Eginhards nennen, und finden sie nach dieses großen Mannes Zeugnisse, noch auf derselben Stelle, wo sie Tacitus hinsetzet. d)

Der Gallinder, Sudiner, Schallawanen, wohnten nach Ptolomäus Zeugnisse schon in den Plätzen in denen sie die Ritter des teutschen Hauses im dreizehnten Jahrhundert antrafen; müssen also die Samländer nicht zu eben

d) Erasmus Stella l. 1. antiq. Bor. p. 10. Albert Wijk Kajulavia Hist. Lith. diese setzen die Ankunft der Lithauer in Preussen, in die Zeiten Kayser's Valentians I. Aber im fünften Jahrhundert schickten ja noch die Aestier oder Gothen eine Gesandtschaft an den König Theodorich. Dieses merket Gvagini in descriptione Prussiae. Aber woher kamen denn Eginhards Aestier im neunten Jahrhundert?

eben der Zeit schon im Samland gewohnt, und den Römern Bernstein verhandelt haben? e) Denn wenn die Sudiner, Gallinder, Schallawanen, (die heut sogenannte Preusslichauer) eher da gewesen als die Samländer, Naodraver, Barter, und andre Nationen der alten Preussen; würden sie wohl (besonders die Gallinder und Sudiner) in ihren heydigen, sandigten Gegenden geblieben seyn? würden sie nicht, die fruchtbarere und angenehmere Gegenden dieser Nationen, des fruchtbaren Samland, und die schöne Gegenden um das heutige frische Haff gewählt haben? Waren aber diese vom Ptolomäus schon angezeigten Völker, bis in das dreizehnde Jahrhundert in ihrem weit minder fruchtbaren Plätzen wohnert geblieben; so muß doch zu jenem Zeite schon das Land Preussen, mit eben dem Volk besetzt gewesen seyn, das man im dreizehnten Jahrhundert dort fand,

B 2

nem-

e) Ptolomaeus Geograph. l. 3. c. 5. ex editione latina. — His omnibus orientioribus sunt sub Venedis quidem iterum Galindae et Sudini et Stawani, —

nemlich mit einem Volk, so mit den Sudinern, Gallindern, Schalawanen, gleiche Sprache, Religion und Sitten, hatte, ein mit den Lithauern verwandtes Volk; und die Gallinder, Sudiner und Schalawanen, müssen also erst nach diesen dort angekommen seyn, weil sie an der Grenze sich setzen mußten. — Hieraus folgte denn wohl, daß des Tacitus Aestier keine andere Völker als die Samländer, und die um das heutige frische Haf wohnende Nationen der Natanger, und Ermeländer gewesen. Zu den Zeiten war die Scheidewand der frischen Näherung noch nicht gezogen, und folglich wurde der Bernstein, nicht, wie heutzutage, blos an der Küste von Samland, sondern auch an den südlichen Ufern der Ostsee ausgeworfen. Ja vielleicht war Samland, zu Tacitus Zeiten noch eine Insel, die hernach durch uns unbekannte Umstände, mit dem übrigen Lande mag verbunden worden seyn. Denn daß die See von Norden her bis etwa eine Meile von Königsberg oder der Gegend, sich ergossen, zeigen die Sandberge

ge bey Ouedenau, in denen man noch heutzutage Bernstein findet, der aber durch die Länge der Zeit, von den Feuchtigkeiten angefressen, und eine dunkelbraune Farbe hat. Bey solchen Umständen wurde denn der Bernstein an verschiedenen Orten, jener Küste gefunden, und denn wären des Tacitus Gentes Aestiorum nicht auf Samland allein, sondern auch auf Tatangen, Ermeland gewesen. Nach der damaligen Schifffahrt, hielt man sich kein unweit dem westen Lande, und wenn also Brittanen oder Gothen nach Preussen giengen, blieb ihnen diese Küste immer gegen Morgen. Wer wußte in jenen Zeiten so genau Höhen und Breiten der Orter anzugeigen? Und so hatte Tacitus, immer Recht, wenn er diese Völker an die Morgenseite der Ostsee setzet f) aber auch Eginhard irrete nicht, wenn er sie an das südliche Ufer setzet g). Der Name Est, Aestii, käme also

B 3 nicht

f) Tacit. l. c.

g) Eginhard. in *viii.* Carol. M. c. 12. — Ad litus australe (Sinus Codani) habitant Slavi, et Aestii et aliae nationes.

nicht allein den Samländern, sondern auch denen Matangern, Ermländern, und Pogesanern, zu.

Hier ist die Frage, woher ist dieser Name entstanden? In Preussen bey der Nation war er nicht zu finden als die Teutschen dort ankamen. So wenig sie von den Namen Preussen wußten, so wußten sie von diesen. Den ersten bekamen sie von den Slawen, und Polen, die sie öfters züchtigten. Diesen haben sie aller Wahrscheinlichkeit nach von den an der Ostsee wohnenden Gothen, die diese nach Osten gelegene Länder, ehe sie genauer mit diesen Völkern bekannt wurden, von der Lage nach Morgen, Ostland, Estland, nannten, und ihre Einwohner Estländer, Esten. h) Wie unbekannt der Nationalname dieser an dem Morgenuser der Ostsee, den Gothen, und andern an der Ostsee wohnenden Völkern gewesen, sehen wir aus dem Rembert, einem Schriftsteller des neun-

h) Olaus Hermelin de orig. Liv. p. 14
Thomas Hiacrae, MS.

ten Jahrhunderts, der uns die Kuren Chiri nennet. Noch spätere nennen sie Curios, Byrios. Windau, (denn diese scheint es zu seyn) nennet oben gedachter Rembert, mit einem teutschen Namen: Seeskadt. Noch nennet er dort eine Stadt Aulca, von den übrigen 3. vesten Städten weiß er den Namen nicht. So unwissend war ein Mann in Absicht dieses Landes, der gewiß alles was zur Kenntnis desselben gehörte, aus Schweden bekommen konnte. Man sieht aber, daß die Schweden selbst keine rechte Kenntnis von diesem Lande gehabt, wo es also besonders im vorigen Zeiten, ja noch zu der Zeit, und später, schlechtweg Estland, Ostland, von der Lage nach Osten geheissen, und zwar nicht Kurland allein, sondern den ganzen Strich von finnischen Meerbusen bis nach Preussen herunter. Dieses beweiset auch die Stelle des Saxo, wo der Starkater saget:

Obtrivi Curios, vel quas alit Esti-
gentes!

Die Kuren waren also auch Esten,
B. 4. Est.

Estländer! daß aber die Esten ihren alten Namen von der Lage gegen Osten bekommen, zeigen die noch bekannten und gebräuchlichen Namen Westland, Westländer. Von den Schweden heißen sie auch Westfennen, Fenn, bedeutet so viel als Morast. Westfennen würden also Westmoräster. Oder Leute, die gegen Morgen in Morästen wohnen.

Eben dieser Name muß in ältern Zeiten wohl der ganzen Küste gegeben worden seyn, aus welchem Plinius sein Fenningia schuf i), welches sich gar bis an den Ausfluß der Weichsel erstreckte. Wer den Strich von Memel ab bis Labiau kenne, wer da weiß, daß auch Matangen voller Zeichen, der wird sich leicht vorstellen, daß es in alten Zeiten noch mehr dergleichen gegeben, wie muß es aber um die Weichsel ausgesehen haben. Adam von

i) Plinius l. 4. c. 13. Fenningia — Quidam haec habitari ad Vistulam vsque fluvium, a Sarmatis, Venedis, Sciris Hirris tradunt.

von Bremen, sagt noch zu seiner Zeit, die Preussen wohnen in Morästen. k) Man siehet also daß man aus gewissen Strichen, aufs ganze schloß; und diese Gegenstände waren den Gothen hinreichend, auch hier ein Fennland zu haben.

Der Römer Wegweiser auf ihren seltenen Reisen hieher, l) waren doch wohl die Brittanen, die vermuthlich schon zu Herodots Zeiten, nach Preussen reiseten, Birnstein holeten, und hernach diesen Stein, nebst ihrem Zinn an die Griechen verhandelten m). Von diesen hörten sie nur dieses Land, mit den Gothen, Eastland nennen, Westen, Easten. War es Wunder, wenn ein Tacitus also, von dem rechten Namen des Volks, so damals schon sich Sam-

lans

k) Adam Brem. l. c. p. 147.

l) Tacit. Raris ab orbe nostro oceanus ad verius navibus aditur.

m) Herodoti Lib. III. Thalia. Er gestehet, daß er von dem nördlichen Europa keine Kenntniß habe, und nur so viel wisse, daß aus diesen Gegenden: ab Extrema Europa ad nos veniunt Stannum, et Electrum.

länder, Natanger u. s. w. nannte nichts erfuhr, sondern es Nestier nannte? war es Wunder, wenn Plinius, der wieder von andern, die etwa mit den Gothen in Dännemark lange bekannt gewesen, und von ihm dieses Land Fennland, nennen gehöret, sein Fennonia macht?

Wir sehen also hieraus, daß der Name Nestii, Esten, Estland, eben solche Namen, wie etwa Terra australis oder America, Canibal, Ladroos Insel seyn: und also nicht im geringsten, unsren Ehsten treffen, nicht im geringsten beweisen, daß Ehsten und Fennen vorzeiten in Preussen gewohnet.

Wena ein Name erst allgemein angenommen ist, so bekümmert sich ein Volk unter dem Wissenschaften nicht gelten, wenig um den wahren Namen der Sache. Es ist wahr daß die Gothen aus Scanzia durch Preussen gezogen, aber eben diese hatten den Einwohner ja schon den Namen gegeben. Laß es seyn, daß diese mit dem König Emmerich ein Bündnis geschlossen, und

und ihn zu ihrem Oberhern, gutwillig angenommen, denn mehr kan man doch nicht aus den Worten Iordanedes quos prudentiae virtute subegit folgern n) so konnten sie es doch so wenig verhindern, daß sie nicht Esten, Esten sollten genannt werden, als sie es hernach verhindern konnten, daß der polnische Name Prussi nicht allgemein wurde, daß man ihn nicht umtaufte. Wahrscheinlich waren Preussen unter dem Heere Emmerichs, denn wie hätten doch die Preussen wissen können, wo Theodorich sich aufhielt? wie hätten sie eine Gesandtschaft, nebst Geschenken von Bernstein dorthin senden können, wofern nicht solche Leute, die von seinem Heere nach Preussen zurück kamen, ihnen, von allem was vorgegangen

n) Iordanes tit. de reb. Geticis c. 5. Hätte er sie mit Waffen angegriffen, so würde er wohl niemals durch Preussen gekommen seyn. Die Ordensritter bekamen öfters mächtige Hülfe zu gesandt und hatten doch ganze 53. Jahr zu thun. Gens omnino pacata, heisset doch wohl ein Volk, mit dem man in der besten Freundschaft stehet.

gen Nachricht gebracht hätten. o) Aber auch dieser Umstand konnte nichts dazu beytragen, daß ihr wahrer Name bekannt wurde. Wie vielerley Nationen dienen in dem Heere des Königes von Preussen, und anderer Monarchen, und dennoch heisset alles Preussen, Oesterreicher? u. s. w. Dieser Umstand gab vielmehr Gelegenheit, sie für Gothen zu halten. Da der angenommene Name Esten, Sesten, blieb, den endlich die Franken in Aisten verwandelten.

So blieben sie denn Esten, nebst den übrigen an diesen Strand wohnenden, bis

o) Cassiod. L. 5. Var. E. c. 2. Dieser Brief ist voll von solchen Ausdrücken die beweisen, daß Theodorich nicht an Unterthanen, sondern an Freunde geschrieben. Obereben dieser Brief zeigt auch, daß in Preussen Leute gewesen die schreiben und lesen konnten: denn sonst wäre es doch eine Chicane an Leute Briefe schreiben die keine Buchstaben kennen. Man führe Düsburgs Zeugnis wider dieses nicht an. Keim Gallier und Brittaner konnte schreiben und lesen, aber ihre vornehme Druiden verstanden es. Ein gleiches ist aus diesem Umstande, auch in Preussen abzunehmen.

bis man endlich in Esthurland, und Preussen sich etwa im zehnten Jahrhunderte theils, durch Bemühungen diese Nationen zu bekehren, theils durch Handel dort bekannt machte, und die Samländer selbst nach Wisby reiseten: da kamen endlich die Namen Semben p) Salzen, Curen, Curland, Estland, unter die Leute, und unter die Gelehrten; und Adam von Bremen ward der erste der sie in Schriften bekannt machte, und so verschwand der Name Aestler, Sesten allmählig, und nur ein Volk blieb übrig an diesem Strande, das noch den Namen Esten behielt, vermuthlich weil die dorthin gesandten Bekehrer ihn von der Nation selbst hörten oder vom Kaufmann erfuhren. q)

Im

p) Adam Brem. L. de Situ Daniae n. 77. Wahrscheinlich hieß alles Sembe, Sambre was von dorten kam. Den Adam von Bremen hat Preussen nie gesehen.

q) Laut den Dänischen und Schwedischen Schriftstellern wäre schon im Jahr 1095. das Kloster S. Michaelis zu Növel erbauet. Belch p. 39. und folgende hat vieles davon angeführet. Man

Im dreyzehnten Jahrhunderte, da rasende Krieger in Meynung, Gott einen Dienst zu thun diese Völker anfielen und sie endlich sich unterwarfen, sahe man, daß Sembli, Natanger, Ermländer, Gallinder, Sudiner kurz von dem Memel Strom ab bis an die Weichsel, ein Volk waren, das sich so wie die Deutschen in verschiedene kleine Staaten getheilet hatte. Das von einem geistlichen Oberhaupte, nebst Lithauern und Letten regieret wurde: und hätte der Enthusiasmus, nicht so sehr wider alles was heidnisch war gewüthet, hätte man bey den Vornehmen, bey den Gelehrten in Ro-

Man sehe auch Orig. Liv. p. 90. die gelehrte Anmerkung des Hrn. Hofrath Grubers welcher beweiset, daß Ehesten Sec. XI. Missionarien bekommen. Laut Adam Bremensis Zeugnis, ließ König Woldemar I. durch einen Kaufmann im dreyzehnten Jahrhunderte eine kleine Kirche bauen. Adam Brem. l. d. situ Dan. p. 76. S. Adalbest, kam im X. Sec. nach Preussen und wie uns bekannt dieses Land den Deutschen gewesen, erhellet aus der Lebensbeschreibung dieses Mannes.

Romowa sich nach dem allgemeineren Namen der Nation erkundiget, so würde man ihn auch gehört haben. Allein nun blieb nichts übrig als wenig von dem Adel, der sich unterwarf, und so gieng manches verlohren, was zur Aufklärung der Geschichte dieses Volkes gedienet hätte. Diese Streiter brachten aus Masuren den Slavischen Namen, der auch im neunten Jahrhunderte bekannt wurde, Pruski mit, und so mußten sich diese arme Leute wieder untaufen lassen, und Preussen heißen ¹⁾. Wir haben von ihrer Religion, Sprache, Gebräuchen, Kleidung einige Nachrichten, erhalten; aber, das wenige, so wir erhalten, zeigt uns die alten Nestier des Tacitus. Noch in dem dreyzehnten Jahrhunderte war bey ihnen frequens fustium usus. Noch war bey ihnen omnia vt apud Germanos. Ihr Haus stand jedem Fremden offen, und der war der angenehmste, der sie bey Namen nennen konnte. Sie liebten

¹⁾ Hartknoch's Dissert. de antiquis Prussiae Populis.

liebten eben so sehr den Trunk, und waren treue Beschützer der Nothleidenden. Ihre Kleidung war ein kurzer Oberrock. Sie verachteten noch allen Ueberflus, und achteten Schätze, wie Roth. Ihr gutes Herz schafte ihnen Hochachtung und Liebe bey allen Fremden, Zeugnisse hievon finden wir im Adam von Bremen, die die Preussischen Schriftsteller folgender Zeiten alle bestätigen. Wie abscheulich waren aber die Sitten der Ebstischen Nation, die uns Adam von Bremen auch schildert, welches Heinrich als ein Augenzeuge bestätigt s). Das Uebrige so wir von der Sprache dieser Völker haben, ist ein Beweis, daß sie mit der Lithauschen, und Lettischen in der genauesten Verwandtschaft gestanden. Wer kan aber dieses von den ehstnischen Dialecten wohl sagen? — Wer diese nur halb kennet, wird gestehen, daß sie von dem Lettischen, Lithausch- und Altpreussischen, so weit entfernet ist, als das Hebräische von dem Teutschen.

Hier

s) Adam Brem. l. p. 77. Helmond Chron. Slav. c. 1.

Hieraus glaube ich siehet man deutlich daß des Tacitus Aestii, die Saesten Theodorichs, und Eginhards Aisten eben die Semben oder Samländer sind, die noch in Preussen wohnen; ob ich gleich gerne zugeben will, daß vor der Ankunft dieser Preussen, denn anders kannt ich sie doch nicht nennen, eine andere Nation dorten gewohnet haben mag, die vielleicht mit den Ehten verwandt gewesen, die aber, weil sie zu schwach waren diesem hier eindringenden Volke zu widerstehen, davon gegangen. Dieses müßte noch vor Christi Geburt geschehen seyn. Denn nach Tacitus und Diolomäus Berichte waren ja Galinder, Sudiner, Stawanen, schon alte Einwohner Preussens, wie auch die Aestii. Diese Männer schrieben im Anfange des andern Jahrhunderts, wieviel älter müssen die Nachrichten gewesen seyn, aus denen sie schrieben?

Endlich, wäre ein finnisches Volk (ein Name, den keine Tschudische Nation kennet, auch nicht aussprechen kan) in Preussen geblieben, und hätte

E

da

da gewohnt, wo Ptolomäus seine Phini hinsetzet, würde dieses Volk nicht, so wie unsre Liven seine Sprache, beybehalten, und unter sich gebraucht haben? Wer fand aber wohl ein Volk in Preussen, das eine solche fremde Sprache redete? oder das ausser seiner Landessprache noch eine besondere gehabt hätte? Ausser der Preussischen, die in den mehresten Provinzen galt, war die Lithauische, und auf der Näherung bis Danzig die lettischen Sprachen die von der Altpreussischen nur so unterschieden sind als die teutschen Dialecte eines Salzburger, gemeinen Märkers und Ostfriesen. Wäre ausser diesen noch eine so fremde Sprache gewesen, würde ein Grunau, Waissel, Senneberger, zu deren Zeiten die alte Landessprache noch von dem gemeinen Manne geredet wurde, dieses angemerket haben. Wie irren also diejenigen, die blos aus Zeugnissen solcher Männer, die Preussen nie mit Augen gesehen, auch nie solche zureichende Nachrichten von diesem Lande bekommen konnten, die Preussen

sen für eine Mischung von Gothen, Slaven und Finnen ausgeben?

Unser Ehste sas schon zu Tacitus Zeiten an dem Ort, wo er jetzt siset. Wenn wir diesem Autor nicht Unrecht thun wollen, so müssen wir doch aus seinen Worten schlüssen, daß seine Sennen und Bosstraner, auch an diesem rechten Ufer der Ostsee gewohnt; denn dieses will er ja beschreiben. Wir wissen, was das Wort Senn bedeutet, und daß keine von diesen Nationen sich so nennet, sondern daß es ein Name, den die gothischen Völker, die mit diesen Nationen lange gekrieget, denenselben gegeben. Est. Westfennen hiesien sie auch! Der Name Senn, kam also von den Gothen, durch die Brittanen, (die ihn von den Gothen hatten) an die Römer. r)

Tacitus Sennen wohnten oben; und nach ihnen kamen die Peucini, die doch Ptolomäus, der fast zu gleicher

C 2

Zeit

r) Man siehet aus dem Tacitus, daß die Römer so gar von den Kappen Nachricht bekommen.

Zeit schrieb, in die Gegend am schwarzen Meer oder an der Donau setzet, und hier die Leuonen. Neben beyden setzet er die Venedos, die Protomäus wieder Guthen nennet. Er sagt: die Venedi hatten vieles von den Sitten der Fennen und Peuciner angenommen, und durchstreiften alle Höhen, und Hähne die die Penciner errichteten, als Räuber. Da dieser vortreffliche Mann den Livon und Kuren, nicht bey seinem rechten Namen hatte nennen gehört, so mußte er sie umtaufen, aber kommt dieses alles nicht genau mit dem überein, was man hernach im Jahr 1168, und weiter hin entdeckte. Wohneten nicht die Letten so, daß sie an Ehsten und Livon grenzten? waren diese Nachbarn, nicht noch dieselben, die durch beständige Einfälle die Ehsten beunruhigten, die sie ausplünderten, und ein gleiches von jenen erfuhren, die endlich auch ihre heil. Hayne werden geplündert haben, welches aus der großen Feindschaft, und Erbitterung der Ehsten gegen sie sattsam erhellet?

Ferner

Ferner bezeiget auch dieses die einstimmige Behauptung der Schweden. Können wir gleich nicht alles annehmen, was die Saga angiebet, so ist doch immer dieses zuzugeben, daß diese Nationen sich vor des Tacitus Zeiten schon müssen gekannt haben, weil der Name Fenn offenbar Gothisch ist, auch Rembert, u) der doch aus ziemlich gewissen Nachrichten schrieb, versichert, daß die Kuren und Ehsten viele hundert Jahre her den Schweden Tribut gezahlet, und dieses schrieb der Mann im neunten Jahrhundert. Der eigentliche Name dieses Volks ist Lestli, und es gehört zu dem großen Stamme, der in alten Zeiten das ganze nordliche Rußland erfüllte, und in welchem auch noch viele vorhanden. Daß sie mit diesen Völkern verwandt gewesen, bezeuget die Sprache, und daher mögen sie Rußland eben Wenne-ma genannt haben; d. i. das Land der Brüder. Die Carelen, Ingermannländer, Finnen, Lappen gehören auch zu ihren Verwandten

E 3

wandten

u) Rembert in vita S. Ansgarii c. 27.

wandten, ausser jener Menge Völker, die jenseit Rußland wohnen.

Ihr Land nennen sie *Ehsti-ma* das erste Land. Dieser Name kann wohl nicht von der Lage desselben entstanden seyn. Durch wie viel Länder mußten sie von ihrer ersten Heimath an durchwandern, ehe sie bis hieher kamen, auch nicht von seiner Beschaffenheit und Vorzüglichkeit: Denn sonst müßte es Felsland heißen; sondern es muß dieser Name von einem Vorzuge kommen, den dieser Stamm, vor andern hatte, weil er vielleicht von dem erstgebornen Sohne fortgepflanzt war, ein Vorzug der in jenen Zeiten viel bey allen Völkern galt. Viele unter ihnen kennen den Namen fast nicht mehr; einige nennen sich aber noch auf Befragen, wie die ganze Nation heiße *Ehsti-ma* Rahwart, des ersten Landes Volk. Der Ehste hat die Gewohnheit, daß er sich auch nach seinem Wohnplatz nennet. *Küllas* Mees ein Dorf Kerl, und dieses giebt die Vermuthung daß er sich im Stande der Freyheit, da es noch eine Ehre war

war ein Ehste zu seyn, in der einzelnen Zahl wird *Ehsti-ma* Mees genannt haben, *Thomas Siärne* sagt es zum wenigsten daß der Finne sich noch so nenne. So *ma-Mees*. Aus dieser Benennung könnte denn der lateinische Name *Eshones* den wir in Documenten finden, die zu der Zeit heraus kamen, da der Ehste schon bekannt war, entstanden seyn.

Dieses Land war in alten Zeiten größer als heutzutage. Von dem finnischen Meerbusen bis an den *Salis* Fluss erstreckte es sich gegen Westen. Längst dem *Salis* Fluss, um den *Burtnecckschen* See, bis in die Gegenden des heutigen *Wolmars*, und längst den *Ua* Fluss bis nach Rußland zu ging es gegen Süden. Gegen Osten aber schied es die *Peigus* See, und die *Narowa* von Rußland, so wie es gegen Norden der Meerbusen von *Sinnland* trennet.

Die Provinzen gegen Norden hieszen fast alle so, wie heutzutage, ausser die heutige *Wick*, die damals *Rotalien*;

Orig.
Liv p.
109.

lien; Mentak, so damals Lappigun da; und Niffiot, so Puduren vom Heinrich genennet wurden. In Rotalien war Reale die Residenz des Landesältesten Lembit.

143. Sarrien hatte noch eine Provinz Lyndanissa, und in derselben lag das Schlos Lyndanisse, dabey auch eine Stadt Rewel war. König Woldemar II. fand diese im Jahr 1218, als er hier mit einer grossen Flotte ankam, und das Schlos, so schon alt war. Aus dem Namen, der von Heinrichen etwas verändert worden seyn mag, sehen wir deutlich, daß dieses Schlos von Dänen muß erbauet worden seyn. Denn Lyndanissa, Tanalin, Talin, bedeutet alles Dänen Schlos oder Stadt, ein Name, den Rewal noch in dem Munde des Ehsten führet.

Laut Heinrichen lies Woldemar II. dieses Schlos abbrechen, und das Jahr 1219. das noch gewissermassen stehende Schlos bauen, welches gemeinlich für das erste ausgegeben wird. Dänen waren also auch

auch dieses ersten Schlosses Erbauer. Von Mauer muß es gewesen seyn, weil das Abbrechen die Arbeiter so lange beschäftigte, daß der König erst das folgende Jahr diesen Bau anfangen konnte. Nun ist die Frage: welcher König der Dänen hat dieses Schlos aufgeführt? die dänische Schriftsteller erzählen uns zwar, daß König Erich II. im Jahr 1095. durch eine Offenbarung angetrieben, das Kloster S. Michaelis dort erbauet haben soll. Aber wie hätte ein Kloster dort lange stehen können, wenn kein Schlos da gewesen wäre? Vielleicht war dieses Schlos ein Werk jener Warräger, die im Jahr 861. ganz Ehstland verwüsteten, bis Nowogrod drungen, und Rußland Beherrscher gaben. x) Diesen war wohl ein Schlos nöthig wenn sie ihre Eroberungen nicht ganz aufgeben, wenn sie nach Nowogrod handelnde Landesleute nicht dem Raubereyen der Ehsten Preis geben wollten.

E 5 Der

x) Kelch p. 64. Brandis. Thomas Hiacene MS.

Der Abstand von der Zeit dieser Warräger, die im Jahr 861. hieher gekommen seyn sollen, wäre von dem Jahr 1218. eben nicht gros und betrüge 357. Jahr. Eine kurze Zeit für ein Schlos von gothischer Bauart. Wäre dieses gewis, so wäre es ausgemacht, daß die vornehmsten dieser Krieger Dänen gewesen.

Eben diese Dänen müßten auch die Stadt Rewel angeleget haben, denn Rewel war da, und vermuthlich hatte Sorglosigkeit es verursacht, daß dieser Ort wieder in die Hände der Ehsten gekommen, die damals, als Woldemar ankam, diesen Ort inne hatten. y)

Der Name dieser Stadt wäre auch entscheidend zu erklären. Haben Dänen sie gebaut, so kann er nicht vom Regenfall, noch von Rehsfell abstammen, sondern von Ref d. i. verborgene Felsen.

y) Man ist noch nicht einig, was eigentlich die Warräger für Landesleute gewesen. Laut dem Helmont waren sie ein Heer ex fortissimis Danorum Sueorum, et Normannorum collectus.

senklippen, und soll, d. i. voll. Dieses stimmt auch mit der Gegend vollkommen überein, wo manches Schiff scheitern muß.

In der Provinz Jerwen war nichts merkwürdiges. In Wirland zeigte man eine heilige Höhe, woben auch ein Hähn, in welchem die Götzenbilder der Einwohner standen. Auf dem Berge war, der Sage nach, Tarapilla der Desler Gott geboren. Der heutige Pernauische Kreis bestand damals aus zwei Provinzen. Die erste hies Son>tagana und erstreckte sich von der heutigen Wick bis an den Flus Salis, deren Breite man aber nicht genau angeben kann. Wir hören zwar, daß man dort auch zuweilen Schlösser eingenommen, aber nicht ihre Namen. Ueberhaupt scheint sie nicht so bevölkert gewesen zu seyn als Saccala und andere, wegen der vielen Moräste, die noch an vielen Orten daselbst anzutreffen, so daß öfters eine kleine Kirche als zum Beispiel Sara einen Umkreis von sehr vielen Meilen hat, und kaum einen Prediger ernähren kan.

Die-

Dieser Provinz gegen Morgen, lag eine andere Saccala genannt, ein Name, der noch in der Geschichte der Herrenmeister vorkömmt, gegen Norden erstreckte sie sich bis über den Flus Pela oder Sell, der aus der Wurzerwe fast in gerader Linie nach Westen zu gehet, und sich mit dem Pernausflus vereinigt. Dieser Strich jenseit der Pelahies Murnegunda und das veste Schlos Zellinde, so an dem benannten Flusse lieget, der hier einen kleinen See machet, machte sie berühmt. Gegen Morgen wurde sie von denen beyden Provinzen Carbat, und Unganien, durch den bekannten großen See Wurzerwe und den Peddelbach, der in diesen See fällt, geschieden, und gegen Süden gingen ihre Grenzen bis an den burtneeckischen See, und bis an die Na-

Von denselben sind folgende größere Flüsse und Bäche, besonders wegen dem hier geführten Kriege zu merken. Als der Burtneeckische See, die Ymer, ein Flus, und der Bach Peddel, an dem vielleicht von alten Zeiten her eine kleine Stadt gestanden, die Pöddel, hies, denn

denn wir finden, daß die Stadt Walk, schlecht weg Pöddel, genennt wird. 2)

Der Burtneeckische See war wegen des Schlosses Berwin bekannt, in welchem der Provinz Ältester wohnete, der die Letten an der Ymer commandirte oder ihr Befehlshaber war. Hier war der Sammelplatz, wenn man nach Saccala oder Unganien zog. Etwa eine halbe Meile von demselben Südostwärts ist ein kleiner See, der hart an dem Wege lieget, und zu dem Guthe Wredenb Hof gehöret, der auch in den Zügen der Letten angemerket wird.

Der Burtneeckische See selbst erstrecket sich von Nordwesten Südöstlich. Das besondere dieses Sees ist, daß er aus vier Strömen davon ich zween nur Bäche nennen will, sein Wasser bekommt, ohne kleine Bächlein, und seine Quellen zu rechnen, und doch alles dieses Wasser, durch einen einzigen Strom, nemlich die Salis, abtraget, der doch nicht breiter ist, als der einzige Sedde Flus.

2) Arnds Chron. P. II. p. 311. die II. Tabelle. Walle muß ebenfalls ein alter Name seyn, den ich nicht erklären kann. In einem Reces vom J. 1391. heist es Tho Pödeln up dem Walke.

Flus. Die Bäche und Flüsse sind folgende: von Südwesten her kommt die Wredenbäche, die etwa eine halbe Meile von dem Schlos Burtneck in ihn fällt. Von Nordosten kommt die Ehwel und fließet ohnweit dem Schlosse, an dem südlichen Ende dieses Sees, ein. Beyde zusammen genommen, machen allein einen Salis Flus aus. Die Sedde, die sich fast in der Mitte des östlichen Ufers dieses Sees ergießet, ist so breit als die Salis. Sie entspringet etwa drey viertel Meilen von Walk in Osten, aus einem verwachsenen See, in welchem fünf grose Oefnungen; von da gehet sie als ein mittelmäßiger Bach bis nach Gulben, von da wieder nach Wesien herauf, und bekommt aus verschiedenen Bächen, Moräften, und dem Ehrgen Bach Zuflüsse, so daß sie ein kleiner Flus wird, scheidet die Kirchspiele Ermes und Wolfahrt, hernach zum Theil auch Ruizen und Burtneck, und fällt so denn in den See. Endlich fällt in sie auch die Ruje, die aus denen Bächen Talbe und Birre entspringet, durch das Ruizensche, nach die-
ser

fer See gehet, und von Nordostwesten in sie sich ergießet. Was noch bewunderungswürdiger, so hat sie sehr abgenommen, wie man es an den Ufern sehen kan. Vor etwa dreyßig Jahren soll sie bis an den Berg des burtneckischen Pastorats gestanden haben, ietzt ist sie wohl sechzig Schritte davon. Noch beträget ihre größte Breite gegen drey viertel Meilen, die Länge aber zwey gute teutsche. Wo eigentlich der Flus Amer zu suchen sey, darüber ist man nicht einig. Thomas Ziärne läßt ihn bey dem Schlosse Ermes vorbey gehen, aber bey diesem Schlos ist nur ein kleiner Bach Ehrgen genannt, der aus einem verwachsenen See etwa zwey Werst Nordostwärts vom Schlos, und sich von da Südwestwärts zieht bis zu dem ermeschen Krüge eine halbe Werst vom Schlos, da er sich mit dem Stinte Bach vereiniget, und nach einem Lauf von einer Meile durch viel Krümmen in die Sedde fällt. Ziärnes Amer kann kein anderer Flus als die Peddel seyn, von dieser könnte man einigermaßen sagen, sie fliese zwischen Selmer und Dörr. Denn

Denn sie entspringet aus einem verwachsenen See, ohnweit der Gränze des Guthes Homlen, etwa zwey Werst von Wagenkul, von da gehet sie in das Ehstländische über das Guth Aldersthof kehret wieder ins Homelsche und ziehet bis nach den Hofe von Norden her, von da kehret sie nach Osten, gehet auf das Guth Borkyl, von da bekommt sie mehr Wasser aus einem Moraste, und gehet in das Ermesche, von da in das Luthische, und kehret wieder nach Norden die Stadt Walk vorbei, da sie denn, von der Embach bey Teglitz, und andern kleinen Bächen vermehret, endlich in die Wurzierwe ziehet.

Weder die Peddel, noch die Ehrgen durften die Saccalaner passiren, wenn sie von Saccala aus, nach Bewrin (oder Burtneek) wollten, noch die Letten wenn sie von dorthier nach Saccala ziehen wollten. Es kann also die Rmer, von der wir im Heinrich so oft hören, kein anderer Fluss seyn als eben die Sedde, die in gerader Linie gerechnet, etwa eine Meile von dem Schloß

Schloß Ermes zwischen dem Ermes und Wohlfahrtischen Kirchspiel fortziehet. Hier mußte man auch über, wenn man nach Ungantien von Burtneek ausgehen wollte. Hier ist noch, in dem altarkelschen Walde ein Ueberbleibsel von einer Heerstrasse zu sehen, den die alten Letten Meestern Zelsch, der Herrenmeister Weg, nennen, der laut ihrer Aussage von dem Warnabrüge an der Sedde, gerade nach Helmet gegangen. Hier ist auch lange eine Brücke unterhalten worden, von der die Pfähle noch unterm Wasser zu finden. Wer von hier nach Burtneek, und von Burtneek nach Helmet, Walk, und andern Orten gehen will, muß diese Strasse ziehen, so wie die so von Wolmar aus, nach Dorpt reisen wollen; denselben Fluss ohnweit der Gulbischen Postirung, allwo eine Brücke geschlagen; da bey dem Warnabrüg nur eine Fähre itzo gehalten wird, passiren. Der Fluss Rmer, dessen Heinrich gedendet, war also die heutige Sedde.

Orig. Li-
von. 632
81. 86.

185.

D

der

Dr. a) Woher er diesen Namen bekommen, ob von Segt bedecken, weil sie oft anstauet, und die umliegenden großen Heuschläge überschwenmet, davon sie vielleicht Sedseeis der Decker, konnte benennet worden seyn, (oder vielleicht gab man der Flusgöttin, die hier wohnete den Namen,) kann ich nicht entscheiden; so wenig als ich angeben kann was Amer heisset.

Die berühmtesten Orter ausser Seldinde, waren das Schlos Saccala, Wangia, welches das heutige Wagenskul zu seyn scheint, und Siembe so ich für Selmer halte; denn diese waren die ersten Orter, die die aus Bewrin kommende Völker der Letten, und hernach der Deutschen erreichten, wenn sie nach Saccala giengen. Aliste, das heutige Kirchspiel dieses Namens, so gleich

a) Zu Heinrichs Zeiten war hier an der Sedde eine Kirche. Vielleicht sind die Rudera die man im Turnushöfischen findet, nicht von eben dieser, die die Ebstien zerstöhreten. Orig. Liv. p. 86. Heinrich war hier der erste Prediger. Orig. Liv. p. 63.

gleich an Ruken grenzet; Bewrin das heutige Birtneck. Purke, so ich für das heutige Pirkel halte.

Der heutige dörrptsche Kreis, ent-^{Orig. Liv.} hielt auch zwei Provinzen. Die eine ^{94.} nennet uns Heinrich Tarbat. Tarbeten, und in derselben ein Schlos gleiches Namens, nebst einer Stadt. Das heutige Dörpt, so auch Darbeten hieß.

Laut Angabe der russischen Annalisten soll der Großfürst Jurie Jaroslaw Waldimirowitsch dieses Schlos und die Stadt im Jahr 1030, nachdem er diese Nation bekrieger, und zinnbar gemacht erbauet, auch gewisse Aufseher hinterlassen haben, die den Tribut einnehmen sollten, und diese Stadt nach seinem Namen Jurjew zu nennen befohlen haben.

Es ist wahr, die Russen nennen sie ^{Sammilung} noch so, allein sie nennen auch andere ^{russischer} Plätze in Liefland, wie z. E. Rewal, ^{Geschicht} Boliwan, die sie doch nicht erbauet haben. Wären die Russen die ersten ^{te B. IX.}

Erbauer dieser Stadt etwa der Großfürst Jurjew, so würde der Ehste, und Lette es gewis Jurra Lin, Jurra Pills genannt haben. Allein aus dem Heinrich sehen wir daß der Lette es damals schon so genannt als igo? damals sagte er Tarbat, heutzutage Therbat. Muß man aus diesen Namen nicht schließen, daß der Ehste auch damals diesen Ort muß Tarro Lin genannt haben, wie ers noch thut? Muß man nicht ferner glauben, daß Tarro Lin viel eher da gewesen, als Jurje Jaroslaw Waldimitrowitsch? Vielleicht lies dieser Herr etwa das in der Belagerung zerstörte Schlos Tarro Lin wieder aufbauen, und seine Nation war so gefällig diesen Umstand zu verewigen, daran sich aber der Ehste nicht kehrete, sondern bey seinem alten Namen blieb b).

Ausser

b) Der Name Dörpt scheint also eine Verstümmelung, des Wortes Tarbat, Darbeten zu seyn. Ich glaube, daß diese Namens Veränderung den Teutschen leichter fallen müsse, als wenn sie sie so von den dürftigen Dörfern, oder von dem

Dör

Ausser Dorpat finden wir dort keinen Ort angemerket. Den Mutterbach, (Emma Joggi, Embach) den Heinrich anführet, kennet doch wohl ein jeder, wie auch, daß er aus der Naenspringet, sich durch die Wurzierwe durchziehet, und aus derselben wieder in den engen Schranken eines Stromes, Dorpat vorbehey in den Paipussee fließet. Man muß also diesen Fluss zweymal passiren, wenn man nach Narwa will, einmal vor, und denn, bey Dörpat. Der Theil des heutigen dörptischen Kreyses, der sich nach Süden erstrecket hies Unganien, und wurde durch den Peddelbach von Saccala getrennet. Der Hauptort war darinnen Ottepá (Bärenhaupt) das heutige Odenpá, ein sehr festes Schlos, dessen Heinrich oft gedenket. Durch diese Provinz fließet auch die Embach, bis sie in die Wurzierwe kommt.

D 3

Was

dar bet. (dort weiter) hätten machen sollen. Genug er war schon vor dem Jahr 1230 lang bekannt.

Was eigentlich der Name Ungarnien, Inganien, Inganois, wie er im Seinrich heisset, bedeute, ist schwer auszumachen, soviel aber ist gewis, daß er nicht lettischen Ursprungs ist, und also auch kein überwundenes Volk anzeige. Denn wir finden in den Documenten, die von dem Bisthume Ungarnien, oder Dorpat vorhanden sind, daß dieser Provinz Einwohner ausdrücklich Ungenois genannt werden. Der Lette nennet Ueberwundene Nowarrati.

Vielleicht hatten sich diese Ungarnier bis über die Na gegen Süden verbreitet, und waren die ersten Feinde ehstnischer Nation, die die Letten kennen lernten. Dieses ist daraus zu schliesen, weil sie alles, was Ehstnisch ist; Jggauis nennen.

Ausser gedachten Hauptdörfern, die wir in dem alten Ehstlande, von Seinrichen angemerket finden, hören wir ausser denen Villis und Villulis, auch von Hylegunden. Dieser Name kommt nur in Ehstland und Kurland vor

vor, in Lief- und Lettland aber nicht, sondern nur Villa und Domus. Herr Arndt drucket das Villa in seiner Uebersetzung Seinrichs zwar durch Dorf aus: allein in ganz Lief- und Lettland ist kein Dorf zu finden, sondern der Bauer wohnet zerstreuet, so daß zuweilen einer von den andern, wohl eine viertel Meile entfernt ist. Villa möchte ich also einen Adeshof; Domus einen Bauerhof nennen. Dieses um so mehr, da Seinrich wenn er von Dörfern redet, sich des Wortes Vicus bedienet. Wir finden dieses Wort, auf dem vierzigsten Blatte, da er erzählt, daß sich in einem lithauschen Dorfe 50 Weiber erhangen, als sie von dem Verlust, den ihre Nation in Liefland erlitten, und von dem Tode ihrer Männer gehört. In Ehstland findet man noch Dörfer: ein Dorf heisset Kūl. Kūllagunda müste also dieses Wort geschrieben werden, und denn würde es, wie Herr Arndt schon anmerket, Dorffschaften bedeuten, Dorffschaften, die etwa unter den Befehlen

Orig. Liv.
p. 40. 41.

eines Gebiets Aeltesten standen. Solche waren auch in Kurland. Dieser Ehnische Name redet sehr für den Satz, daß diese Kuren, ein Etschudisches Volk (wenn ich den Ausdruck brauchen darf) gewesen. Ich werde hernach hievon mit mehrern reden.

Liefland. Ich komme nun zu den alten Lief-land. Daß sich die alten Einwohner um Birchholm, Lenwarden, Ks-nüll, wie auch die an der Na und weiter herauf Liven oder in ihrer Sprache Liva-Mees, oder Liva ma Mees genennt haben müssen, sehen wir aus den päpstlichen Breven die noch zu Meinharde's Zeiten herausgekomen, wo schon der Name Livonia, Livones deutlich genennt wird. Kont-
Orig Liv. p. 27. sahe selbst einen Liven den Caupo in seinen Ringmauern, ja auch andere Liven, die vielleicht lange vorher schon mit Kaufleuten als Geißeln nach Deutsch-land gebracht wurden, oder mit Bischof Albrecht I. mit giengen, sahe Deutsch-land. Konnte man also nicht den Namen dieses Landes erfahren? Noch mehr;

mehr; Heinrich, den vielleicht, mancher Chronikschreiber, ohne ihn zu nennen, genuzet haben mag, nennt uns diese Nation, und unterscheidet sie so genau von den Letten. Er nennet ihr Land ausdrücklich das Land der Liven, und übersetzet den Namen, den sie ihm in ihrer Sprache gaben, Liva-ma; benennt so gar alle Provinzen, die sie besessen. Noch lebet ein kleiner Haufe dieses Volks, daß noch die alte Sprache öffentlich redet, am Salischen Strande. Dieses zeigt noch die Stelle, wo die Deutschen zuerst bey Salis angelandet. Aus dieser Munde höret man noch den alten Namen Liva-ma. c) Ueberdem ist die Sprache der Liven auch nicht so ganz vergangen. Thomas Siarne, ein Mann, dem man in diesem Stücke viel trauen kann, weil er die finnische Sprache verstand,

D 5 ver-

c) Wir finden außer den ehnischen Wörtern, die Heinrich schon in der livischen Sprache anmerket, auch ein Zeugnis der Wsten Orig. Liv. p. 34. Sie sagten zwischen heidnischen Liven und Wsten, sey kein Unterscheid.

versichert, daß zu seiner Zeit, die Liven im Wibbenormischen, Lemfalschen, Perniellschen ihre Sprache noch laut geredet, und daß ihre Tracht der finnischen gleich gewesen. Auch noch findet man im Salisburgschen und den schon benannten Orten solche, die diese Sprache noch unter sich sprechen. Und um Riga werden noch mehrere vorhanden seyn. Vor etwa 15 Jahren, da ich noch Hauslehrer war, reiste ich nach Riga, und lies in den Regenbergschen Krüge füttern nemlich in dem vormaligen alten. Das Wetter war, wie es im Herbst zu seyn pflegt, feucht und kalt, die Stube im Krüge aber voll Bauren. Ich ging deswegen in die Küche, und stand da mit meinem Wolfspelze vor dem Ofen, um mich zu wärmen. Ein paar kleine Kinder kamen auch dahin. Als diese mich erblickten, fingen sie heftig an zu schreien, und liefen nach der Stube zur Mutter Emma! Emma, kurrat kurrat Foke! Mutter, Mutter! der Teufel ist in der Küche. Ich fragte die Wirthin, ob sie eine Ehstin wäre?

Nein

Nein war die Antwort: wir sind Liven, das ist unsere alte Sprache.

Wenn wir dieses alles, so ich angeführet, genau erwägen, so glaube ich, daß selten ein Volk seyn wird, von dessen alten Namen, und seines Landes, man bessere Documente aufzeigen kann als von diesem, und dem Ursprunge seines Namens.

Hätten die gelehrten Namenforscher diesen Quellen folgen wollen, welches besonders den inländischen gar leicht gewesen wäre, wie vieler unnützen Mühe wären sie überhoben gewesen? d) Sie wür-

d) Hätte Dlugosch die Wahrheit schreiben wollen, so hätte er zu seiner Zeit von den Livonibus die beste Nachricht haben können, und sein Liborius Palaemon; würde nie von Rom haben kommen dürfen, um den Liven, oder ihrem Lande den Namen zu geben. Allein da Kadlubjee die Polen schon zu solchen großen Leuten gemacht hatte, und nunmehr Polen und Litthauen, zu einem Staat verbunden war, so ein lithauischer Prinz Jagello, den polnischen Thron besaß, so mußten die Litthauer besonders der Adel, nicht Litthauer, nicht von dieser Barbaren Abkunft,

son-

würden auf dem Steige, den Ruffow schon gebauet, sicher fort gegangen, und mit dem redlichen Manne gesagt haben: Liefland hat seinen Namen von den Liven, die hier gewohnet! und ihr Fleis würde sich auf das möglichste beschäftiget haben, wenn sie den Satz immermehr zu beweisen alte Urkunden durchgegangen, und dabey sich bey den noch übrigen der Nation erkundiget hätten.

Lief

sondern Römer seyn. Aus eben diesen Absichten müßten die übrigen polnischen Schriftsteller bis auf Cromern dieses Märchen nachgeschrieben haben. Ioh. Dinglosch Hist. Pol. Lib. II. p. 13. Stanislaus Sarnic. L. 6. Annal. Pol. Strikowsky Hist. Lith. I. 2. c. 6.

Nicht war es daß die Gelehrte diese polnische Fabel verachten, und ihren Ursprung zeigten: Unrecht aber war es, daß sie nicht in den rechten Quellen, und bey dem im Lande wohnenden Volk, nach dem Namen ihres Landes sich erkundigten. Sie würden von manchen lettisch redend den Liven gehört haben: Mēhs essām Līwēshi, wir sind Liven, oder in dem esthnischen Dialect. Līwama Bahwast.

Allein man begab sich aufs Künsteln. Ein verschriebenes großes L, so der Drucker

Liefland hat also von Līwa-Ma und also von seinen alten Einwohnern den Namen. Allein es ist die Frage: woher gaben die Einwohner ihrem Lande diese Benennung? Līwa-Ma heisset Sandland. Ist aber Liefland ein solches Sandland? Wer die Straße von Birtneek bis Riga gereiset, der wird die schönsten Aecker und Birken, Erlen, Espen, auch Eichen, und Eschen

cker in **B** verwandelte, brachte einige dahin, daß sie aus Liefland ein Eiland machten, und aus Līwen, Eifen. Denn der Name Liefland mußte von den teutschen herühren, gleichsam Liebes Land.

Der Gelehrte Olaus Hermin, (in seiner Disquisitione de origine Livonum, Dorpat. 1693) glaubt, daß die Teutschen diesen Namen von den Russen bekommen, die dieses Land in alten Zeiten Līwonekaja Semtz sollen genannt haben. Aber wie kamen denn die Russen auf den Einfall? Es müssen doch Liven in Liefland gewohnet haben, von denen sie dieses Land so nennen. Nestor, der älteste russische Annalist, kannte sie schon, und nennt in seinen Annalen uns den Līwen, den Līzwo, Semgallen deutlich! — Die Russen hatten also den Namen von dem Volk. Es ist wahr, Liefland wird in der alten Ordensz

in den dortigen Wäldern sehen, auch der Weg, den er befährt, wird ihm benassen Wetter überzeugen, daß er nicht im Sande fährt, und so gehet es bis hinter Kolzen, etwa $1\frac{1}{2}$ Meile von der Na, und 5. von Riga, da denn der ermüdende Sand erst anfängt. Eben so sind die Kirchspiele Allendorf, Salls, Perniel und von da herunter bis Peters Kapelle Neu- Gegenden, und mit Wäldern von hartem Holz, damit man nach Riga handelt, versehen, ausgenommen, was hart am Strande liegt. Es ist wahr man findet,

Ordenschronik Rußland genannt, und Adams von Bremen Rußland, in welsches man durch Kurland kommen konnte, war wahrscheinlich, eben dieses Land. Allein preussisch Lithauen wird auch Preussen genannt, folget aber hieraus, daß es den Namen von den Teutschen, die in Preussen wohnen, habe? Der teutsche Kaufmann, der hier durch einen Zufall herkam, konnte vielleicht besser ehstnisch als russisch, denn wie lange vorher hatte man schon nach Solmegard gehandelt? und hier wohnen doch noch Leute, die diese Sprache reden, ja ganz Nowogrod ist noch voll. Vermuthlich sprach man in 12 Jahrhundert. dort noch mehr ehstnisch, als russisch.

det, in Liefland, unter dem Ackerlande oftmals Sand, so daß das gute Seeland kaum eine Hand breit beträgt. Aber das findet man auch im Pernauschen, und in der Gegend, die von Wolmar ab in alten Zeiten zu Saccala gehörten. Doch trifft man auch besonders in den Gegenden den besten Leimgrund an; Sand der eine solche Bindung hat, daß er fest als ein Stein ist, und der in seinen Schichten, als der schönste graue Marmor erscheint; Leim, der mit einem weissen Ton gemischt, und so roth als Blut, der wenn man ihn in seinen Lagen siehet, dem besten roth und weißer

russisch. Warum sollte nun der Kaufmann, der zum Liwen kam sich vom Russen dürfen belehren lassen, wie der Liwe hieß, da er selbst mit ihm sprechen konnte?

Eben so versteht, der gelehrte Montan von Hinterbergen, ein bekannter Gelehrter Lieflands, der nicht längst in seine Ruhe eingegangen, Hr. Archiat Fischer den diesen Namen von dem Wort Liw, Liwa, herleitet so im lettischen, ein klein Netz bedeutet. Von diesem sollen die Letten, die Liwen Liwol genannt haben, weil sie, wie jene Ketarii der Römer, mit diesen Netzen, die Menschen gefangen, und umge-

weisen Marmor an Farbe nichts nachgiebet. Man findet hier auch Seer von schwarzem Grunde, wobey auch Heuschläge, welches hier selten. Könnte nun diese Landesbeschaffenheit die Uwen wohl antreiben, dies Land Sandland zu nennen? Heerstrafen nur in jenen Zeiten zu denken, wäre lächerlich, und welche Strafe wird bey lang anhaltender Dürre nicht sandicht, und mehlicht? Wer wird aber einer Strafe Beschaffenheit zum Grunde annehmen, aus welchen man ein ganzes Land beurtheilen kann?

Der

ungebracht. Alles was der gelehrte Mann für seine Meinung anführet, ist wie sein Liwol ohne Grund. Der Name Venedi schickte sich eher für die Letten. Denn diese wohneten, zwischen denen Liwen und Esten als Tacitus Venedi unten der Sennen und Pencinern. Eine Stelle aus dem Heinrich, so wir p. 55. finden hätte ihn etwas nutzen können, wo Heinrich die Liwen als sehr treulose Leute beschreibet. Allein aus den überbliebenen liwischen Bauergesetzen, sehen wir, daß unter diesen Leuten Recht, und Gerechtigkeit, zu finden war. Die Ursache, warum sie den Letten, so übel begegneten, war, theils die, daß die Letten sich

in

Der Ort, der mit Recht Sandland heißen könnte, wäre die Gegend von Murjanischen Krüge bis nach Riga, deren Breite man nicht genau bestimmen kann. Hier siehet man nichts als dürren Sand. Aber es ist noch die große

in ihr Land drängen, und einen Platz nach dem andern fortnehmen: zweitens, so waren sie Heber, und solche wurden nach dem alt liwischen Gesetz verbrannt. Daher gieng man mit ihnen nicht nach dem liwischen Rechte, sondern nach Willkühr um. Hierüber klaget Heinrich, und die Letten, baten sich nach der Laufe, gleiches Recht aus, welches sie auch erhielten, und nachher in bester Harmonie lebten. Gesezt aber, die Letten hätten die Liwen auch Liwol, welches, nach dem Herrn Montan, einen Räuber bedeutet, geheissen, so wäre es doch nur ein Schimpfsname. Wohneten die Teutschen nicht unter Liwen? würden die sich wohl unterstanden haben, dieses Volk mit einem Schimpfsnamen zu nennen, dem sie Geschenke, geben mußten, und bitten, daß sie sie unter sich wohnen ließen. Aber so unglücklich etymologisiert Herr Montan, immer. Der Lette soll sein Juhra wie Thure aussprechen, und daher Thure sadre, so viel als Meere Insel heißen. Ein rigischer Liwe mag es vielleicht thun, aber kein Lette. Eine Insel heißt Salla in leitischen.

E

große Frage, ob es zu der Zeit da die Liven herkamen, so gewesen. Daß zu den Zeiten, da Riga erbauet worden, diese Gegend ein großer Wald gewesen, und Riga im Walde gelegen, sehen wir aus vielen Stellen im Heinrich. Die ganze Provinz hies Metsepole, Waldfeld. Noch wissen alte Leute, von Wäldern, wo Birken und Tannen ohnweit Riga gestanden haben, zu reden. Wenn man an einigen Orten unter dem Sande gräbet, findet man die schönste schwarze Erde, ja um Riga allerley Gärten, worinnen das beste Getöck gezogen wird. Bedenket man nun, was die See auf der Samländischen Küste für Verwüstungen durch den ausgeworfenen Sand verursacht, so darf man sich nicht über diesen Sand wundern, der, nachdem die großen Wälder weggebrant worden, frey in die ganze Gegend von den Winden getrieben werden kann. Man hat also auch keinen Grund zu glauben, daß diese Gegend damals so sandigt als izo gewesen, und folglich auch dem Liven keine Gelegenheit gegeben haben kann, sein Land über-

überhaupt Liva ma Sandland zu nennen.

Das sicherste, was wir also hierin annehmen können, wäre dieses, daß der Vater dieses Stammes Liva muß geheißen haben. Und so wäre dieses Land das Land des Liva gewesen, von welchen dieses Volk sich nach Gewohnheit alter Völker genennet hat. e)

Izt ist in diesem Lande die öffentliche Umgangssprache die Lettische, die sich aber schon in manchen Wörtern unterscheidet, im vorigen Jahrhundert war der Unterscheid noch merklicher. Wir sehen dieses aus dem Bauereide, den uns Hr. Arndt aufbehalten hat; wir sehen es auch aus des seel. Menzelii Postille, wo das Katträ vor kas, py statt pee und ein angehängtes a an vielen Wörtern zu hören ist.

E 2

Die

e) Nestor nennet die Liven schlecht weg Liva, woraus man schließen könnte, daß dieses Volk, sich in alten Zeiten Liva Rahwaft benennet haben müsse, und in der Eintheil, Liva mees.

Orig. Liv.

55.

Die Ursachen, warum die alte Sprache so herunter gekommen, scheinen folgende zu seyn. Erstlich hatten die Letten sich schon um das Jahr 1205 in der Provinz Iduma so eingearbeitet, daß Mlobrand als er nach Koop kam, das Evangelium zu predigen, wo er auch eine Kirche bauete, schon Letten und Liwen untereinander wohnend fand, und die Gegenden um der Na, bis Burtneef, bis an der Umer waren auch mit Letten besetzt. Durch die Taufe, wurden die Letten und Liwen gleichsam ein Volk, das unter der Anführung des Bischofs, oder ritterlichen Befehlshaber, unter denen ihre Landesältesten als Generale dienten, mit den Teutschen gemeinschaftlich handelte.

Durch diese Vereinigung wurden auch Heyrathen gestiftet und die Letten bekamen also Gelegenheit sich immer mehr unter den Liwen auszubreiten, oder sich mit ihnen zu vermischen. Die Letten kamen noch mehr in Ansehen, da die sogenannte Wenden die Ritter auf-

aufnahmen, und der hiesige Einwohner ist ein Staatsmann, der bloß das Glück liebet. Diese Umstände vermochten nicht wenig, den Liwen dahin zu bringen, daß er die lettische Sprache lernete, welches alles denn dazu bestrug daß die liwische Sprache, zuletzt nur eine Privatsprache blieb, die lettische aber die herrschende ward. So wie sich die Letten gegen Norden und Westen in die Länder der Liwen und Ehsten eindrängeten, eben so müssen sie es auch gegen Süden gethan haben. Heinrich, dessen Endzweck war, Albrechts Thaten zu beschreiben, und daher von den Thaten seiner Landesleute und der andern Völker, nichts mehr meldet, als was zu seinem Endzweck gehöret, saget es zwar nicht: es lieget aber am Tage.

Die innere Eintheilung des Landes Orig. Liv. p. 105. war folgende. Die erste Provinz von der Salis und dem Strande abgerechnet, war Saltesa. In derselben war auch ein Schlos Saltesa, vermuthlich das heutige Salis. Denn wir hören oft, daß Albrecht mit seinem

Heere bis Saltesa gewandert, und dort ausgeruhet. An sie grenzte gegen Osten die Provinz Yduma. Diese ging gegen Osten bis an die Na, und von der ehstischen Gränze auf der südlichen Seite des Burtneckschen Sees, bis an die Provinz Toreida. Ob das Städtchen Lemsal zu Saltesa, oder Yduma gehöret, kann man wohl nicht entscheiden. Aus Nunds Tabelle von den Schlössern in Liefland siehet man, daß dieser Ort schon in alten Zeiten gewesen, und Linsö Jöggi geheissen, d. i. Limsafins. Die viereckigte Höhe, auf der das alte Schloßchen siehet, ist ein geschüttetes Werk, auf dem Bischof Albrecht diese sehr kleine Gebäudchen 1223 erbauet hat.

Den Fluß Linsö, suche ich in den Seen, die hinter diesem Städtchen befindlich sind und eine lange Strecke ausmachen. Man siehet es, daß dieser Fluß der allmählig durch unbekante Zufälle verwachsen, ein Ganzes gewesen, und man siehet an den Niedrungen die theils nach Norden, theils nach Süden
fort

Des südln Gute Colberg
in Vestuoelen

ad pag. 71



Vorstellung des südlichen Ufers des Flusses Salis, bey dem Gute Colberg
nebst der alten Vestung und den dort befindlichen Hoelen

ad pag. 71.



Oriens

Innere Ansicht der Hoelle in dem Schlosberge.

G.G. Schmidt fe. Jena

fortgehen, daß er in alten Zeiten auch einen Ausflus gehabt. Eine nähere Untersuchung, würde dieses bestätigen.

Es ist hier ferner noch der Flus Nabbe, der vielleicht ein Ueberrest des Ausflusses dieser Lemso oder ihr Arm seyn mag. Er machet schöne Heuschläge, und fließet in die Salis.

Von dem Ufer der Salis merkeich folgendes an. Das rechte Ufer, oder südliche, ist an vielen Stellen bergigt. Eine Meile von dem Burtneeksehen See liegt das Gut Kolberg: Hart an diesem Flus, und Salisburg gegenüber. Gleich hinter dem Hofe liegt ein Berg, auf welchem eine altilwische Vestung zu sehen ist. Die nördliche Seite gehet schreg herunter und ist als ein Fels anzusehen, der nur oben mit etwas feinem Geskräuche bewachsen ist gleich einer Hecke. Die Westseite ist ebenfals ganz steil, und wird von dem gegenüberstehenden gleich steilen Berge, durch einen kleinen Bach getrennet. Die Süd- und Ostseite aber

gehn doch erhaben über die andre Höhen Feldein. Der Berg selbst besteht aus einem röthlichen Sande, wie der gewöhnliche Ufersand, mit weissen Schiefertheilen gemischt, und ist von solchem Zusammenhang, daß er dem Pimpsteine gleicht. Von der Nordseite her ist er mit einem feinen grünen Moos bedeckt, gegen Westen aber mit einer gemischten Leimerde, auf welcher sich denn auch Gras und kleine Bäume befinden. Die Oberfläche desselben hält 190, die Breite aber, und zwar die grösste, 80 bis 90 Fus. Die Ostseite ist mit einem zwey Mann hohen Wall bedeckt, der aber nichts von Brustwehr zeigt, und dessen äussere Beschüzung und Höhe dem stärksten Hauptwall nichts nachgiebet. Auf der Seite gegen Süden fällt er allmählig ab, und es scheinert gleichsam ein Gang zu dem viel niedrigeren Wall gegen Süden zu seyn. Der südliche Wall hat ist kaum die Höhe einer Brustwehr. Wo sind die Zeiten, da er gemacht ist? — Er bestehet auch nicht aus einem vesten Leim wie jener, sondern aus gemischter Erde.

Die

Die übrigen Seiten, die die Natur so freil gemacht, sind ohne Wall. Ausser diesen Walle, gehet noch ein Wall umher. Der Graben der ihn von dem Hauptwall absondert ist etwa eine Ruthe breit. Gegen Süden, gehet dieser äussere Wall Feldein. Gegen Osten aber, wo dieser Berg, worauf der Hof stehet, durch eine Kluft abgesondert wird, ist dieser äussere Wall von ziemlicher Höhe, obgleich der Graben der ihn vom Hauptwall trennet, auch nicht breiter als etwa 10 bis 12 Fus ist.

Wer bedenket, daß diese Nationen gerne an Flüssen und Bächen ihre Schlösser anlegten, und zwar so, daß sie im Fall der Noth hinten herunter rutschen, und sicher in die Wälder flüchten konnten, derselbe wird mit mir glauben, daß dieses Werk ein Ueberbleibsel liwischer Bestungen sey, von welchen ich noch besonders handeln werde.

Weiter herauf an dem Ufer dieses Flusses folgt eine lange Strecke von Bergen, die gleichsam, wie eine Mauer

herunter fallen. Man findet hier verschiedene Hölen. In dem Schlosberge ist eine, die 10 Fus hoch, 15 lang, und 7 bis 8 Fus breit ist. In den andern zeigt sich auch Quellwasser: wie man aus beygefügter Zeichnung erschen kann. Eben solche Hölen trifft man auch an der Na, und die Gegend von Troyden ist deswegen berühmt. Auch eine unterirdische Höle ist auf dem gegenseitigen Ufer der Salis, die 24 Schritte im Durchschnitt hält, deren Zugang aber so enge ist, daß man hineinkriechen muß. Ob dieses Schlos und seine Gegend zu der Provinz Rduma, oder Saltesa gehört kann ich nicht bestimmen. Ich merke nur an, daß in dieser Provinz die Orter Ledgore, (Lodger) Roopa, Bogelse, (Beglen) schon bekannt, und in den Diplom. Doggies auch Jehre (Jehre russisch) gedacht wird. Zwischen Beglen, Burtneck und Wolmar lieget ein Berg Blauberg lett, Silla Balna genannt. Dieser Berg ist ein Calender der Gegend. Ist das Wetter heiter so erscheinet er in seiner ordentlichen Farbe, die ins blaue

blaue fällt, weil er, mit jungen Fichten bewachsen ist: sobald aber eine Veränderung des Gewitters zu erwarten, umhülle ihn oben ein grüner Nebel. Vielleicht ist hier das Bergwerk, so der feek. Superint. D. Joh. Fischer entdeckt haben soll. Der gemeine Mann soll hier auch seinen Aberglauben getrieben haben. Weil der Sedde Ufer in dieser Gegend bergicht, hingegen auf der südlichen Seite, sich allmählich bis dort hin erhebet, so bekommt dieser Berg, der an sich eben nicht sehr hoch ist, eine solche Höhe, daß man ihn bis in diesem Kirchspiele sehen kann, welches zum wenigsten in gerader Linie 3 Meilen von ihm entfernt ist.

Unter Saltesa längst dem Strande bis zum Ausflus der Döna lag die Provinz Metsepole, in welcher ein Schlos gleiches Namens. Hier ist auch die igo ansehnliche Stadt Riga auf einen Platz erbauet, dem die Livon schon Riga nannten, ehe eine Stadt da war.

An Metsepole grenzte Ostwärts Toreida, die mächtigste, unter allen livischen Provinzen, die gegen Norden die Provinz Numa, gegen Süden die Provinz Nskull, Linewarden zu Grenzen hat, und gegen Osten, theils durch die Na von dem Gebiete der Wenden abgeschnitten wurde, theils aber auch daran fries. Die Schlösser Drabits, Kremon, Treiden, Sattesele, Kubsele, Sigiwolda, waren hier nebst ihren Städten berühmt. Unter dieser lag an der Düna die Provinz Nskul, in der sich die Deutschen auf einem Holme oder Insel, so in der Düna steht, zuerst niederließen. Wie eigentlich die Provinz geheissen, in der Rirchholm lag, meldet Heinrich nicht. Nskul nämlich, die Wohnung des Ältesten, heisset auch eine Stadt.

Hier in dieser Provinz, bey Rirchholm an der Düna, ist der sogenannte Kalkberg, welcher voll verfeinerter Ammonshörner und Chamiten ist. Der Stein selbst ist weich und verwirtert bald: allein weiter herauf wird er härter,

härter, ist weißgrau mit rothen Streifen, und läßt sich als ein Marmor polieren. Selbst die Düna wirft versteinerte Sachen aus. In dem an den Kalkberg stossenden Walde findet man ganze Berge voll Schnecken. Auch Gyps wird in diesem Berge gebrochen. Diese Nskulsche Liven hatten keine Schlösser. Vielleicht verließen sie sich auf diesen Berg, bis Meinhard ihnen und ihren Nachbarn, deren eigentlicher Namen zu Heinrichs Zeiten schon angehört hatte, und Rirchholmer hießen, eines bauete. Hier war auch eine Stadt der Liven. Auf Nskul folgte an der Düna die Provinz Lenwarden. Lenwarden wird als eine Stadt angegeben, und ist in den neuern Zeiten auch immer eine Stadt gewesen. Wie weit sich die Provinz gegen Norden erstreckt, kann man nicht ganz genau angeben. Aus dem Heinrich sehen wir soviel, daß Sinegunda ein großes livisches Dorf, Villa, Sitz eines Ältesten gewesen. f) Es ist also glaub-

f) Daß Sinegunda kein kleiner Ort gewesen sehen wir daraus, daß Swelge, der Lithauische

glaublich, daß die Kirchspiele Lemburg, Sonzel zu dieser Provinz gehöret. Man findet in dem Sonzelschen und dem angrenzenden Kirchspiele Allasch, welches an Segewold und Rodenpää grenzet, zween große verwachsene Seen, die vielleicht einen ausgemacht haben. Durch diese Seen gehen zween Dämme. Der eine bey Sonzel soll zween Meilen lang seyn, und wird der große Ranger genannt; der andere hinter Allasch, ist drey viertel Meilen lang, und heißet der kleine Ranger. Sie sind an manchen Orten 40 bis 50 Fuß hoch, weil dieser See sehr tief lieget. Ihre Breite oben ist so, daß zween Wagen vorbehey kommen können. Dabey haben sie öfters Buchten, worgus man sehen kann, daß sie von Leuten geschütet, die auf Gerathewohl gogen das andere Ufer zu arbeiteten, oder sich entgeget arbeiteten, und, da sich beyde Theile hören und sehen konnten, ihrem Werke eine andere

sche Landesälteste, mit seinem Heere, so doch ein paar tausend Mann ausmachte dort Nachtquartier nehmen wollte.

dere Richtung geben mußten. Wahrscheinlich war dieses ungeheure Werk, eine Arbeit der Liven, die diese Arbeit wohl deswegen unternahmen, damit sie untereinander Gemeinschaft haben, und im Fall eines feindlichen Ueberfalls zu den benachbarten Toreidenschen Liven flüchten oder von ihnen Hülfe erlangen könnten. Die letzte livische Provinz an der Düna, war Uscherade, Uschkerade, in derselben eine livische Stadt gleiches Namens, die es auch hernach war. Wie weit sie sich gegen Norden erstreckt haben mag, weis man auch nicht. Vielleicht gehöret das an Sonzel stossende Girgensburgsche Kirchspiel auch dazu.

Das war das Land der Liven in dem sogenannten Lieflande. Allein es endigte sich hier noch nicht. Es wohneten auch Liven auf dem mittäglichen Ufer der Düna. g) Wir hören im Heinrich

g) Wo dieser Fluß entspringet, von seiner Breite, und was sonst von ihm anzumerken, ist zu bekannt, und wer das Neueste davon lesen will, findet es in dem IX. Theil

rich von den Liven, die um die Dūna wohneren, und zu diesen gehörten die von Lenwarden und Rskül. Auch von der See ab bis Riga, wohneren Liven, von beyden Seiten dieses Flusses. Die Liven von der Bullera, (das ist der Arm des Müsse Flusses, der in die Dūna ohnweit dem heutigen Dūnamünde in die Dūna fällt) werden auch genennet. Die heutige Stadtgrenze des rigischen Gebiets war also mit Liven besetzt, Dalholm, Birchholm, deren livische Namen uns Heinrich nicht meldet, müssen ebenfalls sich weiter in das heutige Semgallen erstreckt haben, denn die Liven vom Holme wurden von den Masoyten bekriegt, und diese bekriegten sie wieder. Die Brüder der Ritterschaft, gingen vom Holme aus nach Masoyten, und kamen dahin ohne unterwegens auf einen Semgallischen Platz zu stoßen. Eben so müssen die Provinzen Lenwarden, Acherade, zu denen

Theile der Sammlungen zur russischen Geschichte, und neuerlich in des Heren Pastor Supels Topographie, 1 Theil.

denen noch Plätze, wozu die heutigen Semngallen gehören, sich bis nach Seelen, oder dem heutigen seelburgischen Gebiete erstreckt haben. Denn wenn die Lirhauer zu den Zeiten, da die Liven schon dem Bischofe Albrecht unterwürfig waren die Liven disseits der Dūna als die zu Lenwarden, Rskül überfallen und dort plündern wollten, gingen sie nicht gerade zu, sondern über Seelen. Würden sie dieses aber gethan haben, wosern nicht an dem mitägigen Ufer der Dūna bis dorthin Liven gewohnet hätten, mit denen sie vorher sich herumschlagen müssen, ehe sie über den Fluss kommen konnten. Dieses bestätigt auch die XX. Urkunde die wir in des Pater Doggiels Codice Diplomatico finden, worinnen der bischöfliche Legat, und Bischof Wilhelm die Grenzen der Lief- Kur- und Semngallischen Bischofthümer bestimmet. Es heisset daselbst:

Zum Bisthum Liefland, soll gehören, alles Land, was aussere der Stadt-
„mark längst der See zwischen der

S

„Dū

Tom. III.
Liv. Curl.
et Semg.
continen-
te.

„Düna und Wen - da g) lieget, und
 „von der Vereinigung der Wenda mit
 „der Aboa bis zur Quelle (der Aboa)
 „und von da in gerader Linie bis Ro-
 „kenhusen.“

Nun sehen wir, wo die Semmgallischen Hafen gewesen, nach welchen die Kaufleute, dem rigischen Privilegium zuwider, der Stadt Riga vorbeifuhren. Seelen muß der erste gewesen seyn, und das heutige Seelburg, Schles Pils, ein alter Handelsort der Letten in Semmgallen. Vermuthlich gehörten Rokenhusen, Gerzike, Polotzk, die Heinrich unwissend zu Semmgallen schlug, auch dazu. Dies war nun das alte Rießland
 das

g) Wenda hieß der Strom, der bey Mitau vorbei gehet, und heutzutage dort die Na genannt wird. Bey seinem Ausgange nach der Düna längst dem Strande heißet er Bulleraa. In diesen Strande ohnweit Mitau westwärts, der Strom Aboa, den man passiren muß, wenn man von Mitau und Riga gehet. Rokenhusen heißet in der Urkunde Cocansl. Die Grenze ging von der Quelle der Aboa gerade nach der Düna bis Rokenhusen

das Land der Liven, im eigentlichen Verstande, welches vielleicht in alten Zeiten noch größer mag gewesen seyn.

Was die Schreibart des Namens betrifft, so sind die Gelehrten darüber uneins. Einige folgen den lateinischen Urkunden, und schreiben also Livon mit einem V. Allein es ist bekant daß man das römische V, im Teutschen wie ein F, auszusprechen gewohnt ist, daß es blos aus Nachahmung der römischen Rechtschreibart in das teutsche Alphabet eingeführet worden. Beweise hiervon findet man in alten gedruckten Schriften die Menge. So findet man in D. Luthers von Hans Lusten gedruckten Schriften, noch und wo v, vor u, wie im lateinischen das v von Anfang für u stehet. Ferner Grauen wo u in der Mitten für v stehet. Allein nach der teutschen Aussprache, hat das v dieselbe Wirkung, wie das f, und wir hätten es gar nicht nöthig, da wir F. und W. haben. Der Ehste kann weder f noch v aussprechen. Wollen wir also Livva recht

F 2 nach

nach des Ehsten Mundart schreiben, so müssen wir, unser w brauchen, denn v und f verwandelt er in p, oder w. Z. E. er spricht das Wort fein, entweder als Pein, oder Wein aus. Weine Seide, statt feine Seide. Wollen wir also, nach des Liven Munde reden und schreiben, so müssen wir das w brauchen, und also Liven schreiben. Der Deutsche verwandelt das w, wenn es am Ende der Silbe oder des Worts steht in f. Wir finden in alten Urkunden davon Beweise, ohne was noch im Niederdeutschen gebräuchlich ist. Terlowen, verlowen, (erlauben) met siner Terlöf. Bliwen, Blic, Wiswer, Wief u. s. w. Nach dieser Regel thun die also gar nicht unrecht, die Liven, Liefland, schreiben. Sie haben dabey alle alte Urkunden vor sich^{h)}. Das einzige e wäre hier überflüssig; aber es drückt den Ton aus. Die Kuren, habe ich oben gesagt, waren, das dritte

h) Ich habe bey dem sel. Convector Arnd eine Menge alter Urkunden gesehen, die alle für diese Schreibart sind.

dritte tschudische Volk so hier wohnte. Dieses haben schon viele andere gesagt: Meine Angabe gründet sich auf folgende Sätze, auf die sich auch andre schon gegründet haben. Es wohnt ^{Paul Ein-} in Kurland ein Volk am anger-^{horns} fchen Strande, welches die ehstnische Sprache redet, und das Land Kurama nennet, dabey behauptet: es sey von dem Stamme der Liven. Dieses Volk war schon zu Zeiten des seel. Paul Einhorns ein sehr altes Volk, alte Einwohner, und sagte frey, daß sie und ihre Vorfahren die ursprünglichen Einwohner, die eigentlichen Besitzer Kurlands wären.

Diejenigen, die diese Leute für Entlaufene von unfrem Strande halten, übereilen sich. Die Provinzen Metsepole, Saltesa waren, wie wir aus dem Heinrich sehen, schwach mit Menschen besetzt. Metsepole hatte nur ein Schlos, und in Saltesa hören wir keines nennen. Noch zu diesen Zeiten finden wir auf diesem ganzen Striche, der doch 15 Meilen, bis an die Salis

beträgt, nur drey Kirchspiele, davon besonders Salis sehr klein ist i). Ja diese Kirchspiele, sind in vorigen heidnischen Zeiten wahrscheinlich nicht einmal so besetzt gewesen, als igt, da besonders im Dänamündischen und Westerschen sich mancher Teutsche ein Höfchen erbauet, manche kleine Postirung entstanden, weil nun eine große Strase von Riga bis Pernau gehet, die in jenen Zeiten nicht zu gedenken war, zu geschweigen der großen Moräste, Wälder und Seen, die vermuthlich damals größer waren, und die Zahl der Einwohner noch mehr einschränkten. Hätte nun der vortige Strand, von unsern Strandliwen bevölkert werden müssen; so würde ja kein Liwe mehr am Strande Lieflands zu finden seyn. Wo kämen denn die Heutigen her? Paul

i) Die drey Kirchspiele sind Dänamünde, Perniel, Salis. Der größte Theil der adjamündischen Gemeinde liegt auf der mittägigen Seite, auf dieser Seite hat er noch das Sillal Westerschen. Jenseit der Na liegen Peterscapell und Adjamünde, können aber auch keinen Prediger unterhalten, und sind zu Perniel geschlagen.

Paul Einhorn muß schon eine ziemliche Zeit vor dem Jahre 1575 geboren worden seyn, denn da starb eben sein Vater Alexander Einhorn als Superintendent zu Mitau. Im Jahr 1644. lies er seine lettische Historie drucken, und da waren ja schon die Liwen am angerschen Strande als ein Volk, das lange da geessen, bekannt.

Der kurische Bauer nennet sich zwar Kursemmeeks von Kursemme k). Aber in Absicht seines Geschlechts ist er Letwis ein Lette. Zeiget aber dieser Name den er dem Lande giebet, nicht deutlich an, daß vorher ein Volk darin gewohnet, so Kuren geheissen? Aus dem lettischen läset sich dieser Name nicht im geringsten erklären, und dieses verleitete eben Paul Einhornen ihn bey den Curetern zu suchen und die Letten mit andern dazu zu machen, welches nicht nöthig gewesen, wenn er der Aussage dieser Liwen gefolget hätte.

S 4

Hein-

k) Kursemme heist Kurland, Kursemmeeks ein kurischer Bauer.

Heinrich, der ein geborner Lette war, redet von den Kuren als von einem niegesehenen Volke, dessen Gebränche ihm ganz fremde waren. So spricht er nicht von den Semmgallen! Wären nun die alten Euren Letten gewesen, würde er dieses gethan haben?

Fat. Dog-
giels Co-
dex Dipl.
T. III.
Düsbürg
P. III. c.

In dem Kriege, welchen der, von der christlichen Religion wieder abgefallene König Mindowe 1), der in der XXXVI. Urkunde, König von Liefland genennet wird, geführt, waren die Semmgallen mit, und hatten sich unter den Schutz dieses Prinzen begeben, weil sie die Tyranny, und Chicanerie des Ordens nicht ertragen konnten. Wären die Kuren nun Letten gewesen, würden sie nicht auch zu diesem Bündnisse getreten seyn? Alleine dieses geschah nicht, sie wurden als Feinde behandelt, und mußten ihr Land verheeren lassen.

Das

1) Er heisset ausdrücklich daselbst Kön. Polotzk, oder wie die Worte. Der Orten habe das Königreich Polotzk, dessen König Mindowe Dipl. XXXVI. Eben so heisset er ein König von Liefland; denn dieses Land

Daß aber die alten Kuren ein mit den Eschudischen Nationen verwandtes Volk gewesen, erhellet nicht allein aus dem Ueberbleibsel so noch um den ange-riichen Strand zu finden, sondern auch aus der Freundschaft, die zwischen Euren und Ehten, besonders den Des-^{Orig Liv. 32. 38. 77. 210.}lern herrschte. Kuren, Desler, Ehten und vernuthlich unsere Strandliwen mit die noch Schiffe bauen, waren fürchterliche Seeräuber, die Dännemark, Schweden, und vernuthlich auch andere Länder grausam heimsuchten, Kirchen beraubten, und viele Menschen fort-schlepten, und die gewonnene Beute unter sich verkauften, so daß der rigische Meerbusen ein rechtes Räuberneß war. Wären die Kuren, Letten gewesen, würde diese Freundschaft wohl statt gefunden haben? m) Wie verfolgten

die

§ 5

Land gehörte ja unter dieses Königreich. Orig. Liv. p. 5 et 6.

m) Von der Freundschaft derer Liwen, mit denen Angerschen, giebet auch dieses einen Beweis, daß sie in vorigen Zeiten, da noch den Dairen vor etwa 40 Jahren frey

die Kuren die Leminggallischen Letten, die sich an der Wende gesetzt hatte? Nicht genug, daß sie sie von dort vertrieben; auch auf dem Sandberge bey Riga hatten sie keinen Frieden. Die Liven erlaubten den Kuren, daß sie diese Flüchtlinge auch von dort wegtreiben mußten, und sie konnten unter den Liven keinen Aufenthalt bekommen, sondern mußten zu den Letten flüchten. Die Seeräuber war auch unter den Nationen von der Religion des Arive nicht gebräuchlich: vielmehr kamen sie, wie die guten Samländer es bewiesen, den auf der See Gefahrleidenden, oder von Seeräubern verfolgten gerne zu Hilfe.

Adam
Brem. l.c.

Wie wurden endlich die Letten, die sich unter die Liven in *Yduma* gesetzt hatten, von den Liven be-

han-

frey stande ein Weib zu nehmen, wo er wollte, die Strandliven sich vom angeschen Strande Weiber geholet, und jene wieder von diesen. Eben so sollen sie auch aus dem kadiſchen hieber zu unsern Liven auf die Freyde gekommen seyn, und diese wieder dorthin.

handelt? Heinrich klaget laut über die Treulosigkeit der Liven, und über ihre Grausamkeit gegen seine Landsleute. Sie hatten ein eigen Gesetz, welches befahl, Leute, die nicht ihres Glaubens waren, zu verbrennen. Wie würde es nun den Kuren gegangen seyn, wenn sie Letten gewesen wären? Würden nicht alle diese Seeräuber über sie hergegangen seyn? Die Ehten verbrannten ihre Todten, mit großem Wehklagen und Heulen; die Kuren machten es eben so. Sie schnitten ihren schwer Verwundten die Kehle ab und verbrannten sie mit großem Klaggeschrey. Die Nationen von der Religion des Arive zeigten bey dem Begräbniß der Ihrigen, besonders was die Männer betraf, Freudigkeit.

Arnds
Chron. P.
II. p. 29.
30.

Orig. Liv.
79. 80.

Hart-
knoch
Diff. de
funer.
vet. Bor.

Die Ehten erkaufte zu ihren Opfern Menschen, die ohne Fehl seyn mußten, die sie ihren Göttern opferten. Wir finden von ihren Opfern dieser Art, die grausamsten Beyspiele im Heinnich. Sie schlugen sie nicht etwa todt, und verkrantten sie hernach. Sie quälte

Paul Ein-
horn Hilt-
lett.
Ad. Bre-
mens.

quälten sie durch die grausamsten Martern zu Tode, und warfen den zerfleischten Leib den Vögeln vor. Sie rissen einigen so gemarterten das Herz aus dem Leibe, bruten es, und frassen es auf. Ein Fremder war unter ihnen also höchst unsicher; daher jene dänische Priester in Reval, lieber den Landesältesten Wasser mit gaben, die Dorfschaften, die die Taufe in Ebstland verlangten, damit zu besprengen, als selber dort hinzugehen, und zu taufen. Der Priester Theodorich erfuhr es, der einem solchen Tode sehr nahe war, und noch durch den Tritts des Pferdes errettet wurde. Selbst das Verbrennen ihrer Opfer war entsetzlich, denn sie bruten solche Elende auf Kohlen.

Bei den Nationen, die unter dem Krive stunden, opferte man nach einer gewonnenen Schlacht, auch wohl einen und mehrere; doch war der Holzstoß so gemacht, daß er bei dem ersten Feuer ersticken mußte. Sonst wurde ihm keine Marter angethan. Die vereinigten Semmgallen und Lithauer opfer-

opferten nach der im Jahr 1267 gewonnenen Schlacht, 8 von den Rittern ihren Göttern; die übrigen brachten sie jämmerlich um. Aber hier war Rache die man für des angethane Unrecht ausübte; daß man so hinterlistig die vornehmsten Semmgallen auf einem Gastmahle umgebracht, und so viele Semmgaller dadurch genöthiget, aus Furcht vor dem Tode Hof und Haus zu verlassen, und nach Lithauen zu fliehen. — Die Letzten von Wenden nahmen die Brüder der Ritterschaft auf das freundlichste auf, eben solche Freundschaft stifteten die Letzgallen mit dem Bischöfe Albrecht und Bischöfe Wilhelm. Der päpstliche Legate rühmte öffentlich im Angesichte der Ritter ihre Bundesfreundschaft. — Die Litwen waren schon nicht so. Daß aber die Kuren eben solche grausame Opfer müssen gehabt haben, daß der Fremde, in ihrem Lande, in der größten Gefahr gewesen, sehen wir aus den Worten Adams von Bremen, wenn er sagt: Gens crudelissima fugitur ab omnibus propter nimium idolatriae cultum.

Die

Die Preussen waren ja auch Götzendiener. Aber niemand flohe sie! der Fremde, war bey ihnen zu Hause. Ihre Gastfreundschaft, war weit und breit berühmt. Schon Tacitus sagt, daß ihre Sitten den Sitten der Teutschen gleich gewesen. Ihr Haus stand jederman offen, und eben dieser Adam von Bremen nennet sie gentem humanissiman, das menschenfreundlichste Volk n). Eben so ist der Lette, und Lithauer noch, wer nur mit ihm umzugehen weis. Die alten Buren müssen also, eben so wie die Ehsten, ihre erkaufte Menschen durch grausame Marter hingerichtet, und geopfert; sie müssen auch dem Fremden, der etwa zu ihnen kam, so begegnet haben.

Alle Nationen von der Religion des Krive, hatten ihr Hauptorakel zu
Ro

n) Noch mehrere Lobsprüche findet man nicht nur in diesem Autor, sondern auch im Düsselburg P. III. p. 80. Helmont in Chron. Slav. c. I. Pruzzi — — — humanissimi erga necessitatein egenes. Man beklagte nichts mehr, als daß dieses Volk dem christlichen Glauben annehmen wollte.

Romowa in Preussen. Allein die Buren hatten, nach Adam von Bremen ein eigenes, und es scheint das Hauptorakel der hier wohnenden tschudischen Nationen gewesen zu seyn. Adam von Bremen sagt hiervon A toto Orbe ibi responsa petuntur, maxime ab Hispanis et Graecis. Es schadet nicht, daß nach seiner Angabe, alle Häuser, folglich das ganze Land, mit Wahrsagern und Zauberern oder Schwarzkünstlern angefüllt waren. Genug wenn aus allen Gegenden hier Kathfragende kamen; so mußte doch ein Hauptort seyn, wo der Fremde sich hinwandte. Unter den Griechen verstehe ich die Liven und Ehsten, so unter russischer Oberherrschaft standen, daher denn Liefland in alten Zeiten Rußland hieß. Diejenigen die da wußten, daß die Russen, der griechischen Religion zugethan waren, konnten, weil sie Liefland nicht kannten, auf die Gedanken kommen, daß diese Völker auch der griechischen Religion zugethan, und also Griechen wären. Was ich aber aus den Spaniern machen soll, ob hier schlechte

schlechtweg Gothen, das ist Dänen, Schweden, zu verstehen seyn, weiß ich nicht. Dänen und Schweden konnten wohl am sichersten herkommen, weil sie doch die Oberherrschaft über sie hatten und unter diesen grausamen, vor andern privilegirt seyn mußten. Die Wahrsager an jenem Strande sind noch berühmt.

Auch was Adam von Bremen von der Kleidung dieser Kuren sagt, ist ehstnisch. Omnes domus, auguri- bus - - - plene, qui etiam vestitu monachico induci sunt. Der Ehste trägt einen langen braunen Rock, der bis auf die Fersen reicht, und vielleicht gingen die Liven am hiesigen Strande auch so, ehe sie die lettische Tracht annahmen, denn im Salischen findet man noch einige solcher Langkittel. Ueberdem hat der Ehste die Gewohnheit, daß er seinen Bart nicht abnimmt, welches ihm denn noch Iso ein alt mōnchisches Ansehen geben könnte o).

Was

o) Auch aus des Saxo Versen Sy. 152 siehet man, daß Kuren und Ehsten für eine



Die Tracht der Ehsten sowie sie im Bernauschen Kreise gebräuchlich ist.

ad pag. 96.



Was diesem allen noch ein stärkeres Gewicht giebet, ist dieses, daß man in den Documenten von Curlands Theilung alle dortige Orter mit ehstnischen Namen, oder Wörtern, die aus der Sprache der Ehfen und Iruen sind, benennet findet. Wir finden zum Beyspiel aus des Raynalds annal. Hist. ecclesiasticae und in des Herrn Prof. Netzelblatts fascicul. rerum curl. die Plätze verzeichnet, die dem Bischoffe von Curland, der Ritterschaft, der Stadt Riga zugefallen, und da hören wir von Kullegunden jenseit, und dießseit der Windau, ferner die Orter Anse, Talse, Matlekülle, Wanna, Normis, Ugeffe. Alle Namen, die noch iso in Ehstland und auf der Insel Desel angetroffen werden p).

Wenn

eine Nation müssen gehalten worden seyn, der große Starkater sagt daselbst:

Obrivi Curios, vel quas alii ESTIA gentes.
Et Sempalla tuos — — —

Der Semmgalle war also damahls ein Volk, so nicht zu den Euren gehörte. Jetzt aber ist der Semgallneek und Kursemneek, ein Volk, daß sich, Letten Lataeis, Kalwejs nennt Letten.

p) Ich habe mir die Freyheit genommen, an den Orten, wo Rainald ein y setzt, wie es auch Heinrich thut, weil die Rechschreibart

Wenn man dieses alles genau überleget, so muß man den Angerschen Strand-Liwen Recht geben. Die alten Kurländer müssen eine tschudische Nation gewesen seyn, und wie dieser kleine Ue. erst angebet, vom Stamme der Liwen q).

Warum nannten aber diese Liwen ihr Land nicht auch Liwa ma? Dieselbe Ursache die man in Liefland vom Ursprunge dieses Namens finden will, findet

der ehstischen Sprache damahls noch keine Regeln hatte, in ä, und das ch in P zu verwechseln.

- q) Raynald annal. eccles. T. 13. p. 187. Baldvini de Alna pactum cum parte Curonorum, — vide Gruberi Silvam Document. p. 267. hier wird gesagt, daß der König Lamachu mit andern Heyden aus Kurland aus den Provinzen Siestae, Durpis und Sagara und den Külligunden, deren Namen Ofua, Langis Venetis, Normis, Zimala, Pügawes, Sarnirus, Xiva, Edualia, Xiva Aliswanges, Arduus, Aostas notochus, sich zu Annchmung des christl. Glaubens angeboten, wie auch die andern Kyllegunden, nämlich die an beyden Seiten der Winda wohnen. Nettelbladt Rerum curl. fascic. Silv. Doc. p. 268 kommen die Namen vor: Keade, Galewole, Matekule, Wane Pur, Ugisse, Candowe, Anse. Doc. XLVI. ibid. ex Raynaldo, Caroni scil. de Bandowe d.

der man auch dorten. Dem ohngeacht et hieß Kurland, Kurra-ma. Kurra heisset im ehstischen Dialect ein Kranich, im Genitivo Kurra, vielleicht nach dem Kurlischen Dialect Kurra. Wir sagen zum Exempel Butter, in Teutschland aber sagen viele Potter, Puttee! Kurra, oder Kurra-ma, würde also, wie Kurra-Saar, eine Kranichinsel, ein Kranichland, heißen. Auch diesen Namen könnte Liefland führen, wenn die alten Einwohner gewohnt gewesen, von solchen Umständen ihr Land zu benennen. Wie viel Kraniche kommen im Frühling hieher? Es bleibet also nichts wahrscheinlicher, als dieses, daß ihr Stammvater so geheissen haben muß. Vielleicht waren zween Söhne, eines Vaters, der Liwa hieß, dessen ältester Sohn den Namen Liwa behielt, und das Geschlecht der hiesigen Liwen forspflanzte; der jüngere aber, der Kurra, oder Kurra hieß, die Kuren. Beyde Völker waren also im genauen Verstande Liwen, im engeren Verstande aber bestanden sie aus zween besondern Stämmen, davon der eine Kurra hieß. Sie könn-

G 2

ten

de Wannia, et citra Winda, Rende, Wafa Galle Matichule, Wanne, Kire, Candowe Fanze, Talle, Vgenesse, Candowe, Talle, Arowelle, Pope.

ten sich also mit Recht Kurra oder Kurra ma Rahwas, Volk des Kurenlandes nennen, aber mit demselben Recht auch Litwen, so wie der Jude und der israelitische Araber, sich Söhne Abrahams nennen.

Wenn nun dieses Volk sich Kurra ma Rahwas, und in der einzelnen Zahl Kurra ma mees nannte, so konnten die Griechen, die ohnedem fremde Namen verstümmelten, wohl Karyones daraus machen, und die Teutschen ihre Chori, Kurios, und endlich Kurland heraus bringen, und der Letzte durfte auch nicht fragen Kur semme? wo ist Land? und da er dieses Land fand, es Kursemme nennen. Er fand die Nation, die ihr Land schon so nannte, und durfte nur ma, in Semme verwandeln.

Fragt man: wo sind denn diese Völker geblieben, so antworte ich, eben da, wo die Litwen, in Liefland. Die Kuren hatten zween gefährliche Nachbarn, die Letten nehmlich, in Semgallen, und die Litthauer. Die Letten hatten, wie Paul Einhorn versichert, die Gewohnheit, daß der jüngste Sohn allein des Vaters Gut erbete, die älteren mußten sich nun Wohnplätze suchen. Jährlich entstanden also neue Colonien, die aus adelichen, und allen unter ihnen da-

damahls bekandten Ständen bestunden. Diese giengen aus, und ein jeder bauete sich nach seinen Umständen an. So hatten es die Letten in der Provinz Rurma gemacht, und an wie vielen Orten mehr mag dieses geschehen seyn. Denn Heinrich berichtet nur das, was zu seinem Endzweck gehöret. Eben so hatten sie es in Ehstland gemacht, und waren über die Aa weit eingedrungen. In Curland hatten die Mesoxer sich auch schon damals eingefunden, und die Wenden waren noch weiter gegangen, wie viel mehrere werden da gewesen seyn, die dort mitten unter den Kuren wohnten? Hieraus entstanden denn blutige Kriege die man mehr Ueberfälle nennen kann. Darin wurde alles, was männlich war, niedergemacht. Nur Mädchen, und junge Weiber, selten Knaben, wurden beym Leben erhalten und weggeführt, und eine neue Colonie von der siegenden Parthen nahm Besitz von dem Gebiete. Die Litthauer machten eben so. Noch ist Sagaren oder Schagaren in der Litthauer Häuden. Von Ruzan bis Liebau, im Schrudenschen, wohnen noch Litthauer. Der Gottesdienst wird dorten zwar in lettischer Sprache gehalten; doch ist die Hausprache die litthauische. Durch

alle solche Umstände wurde denn Kur, Litthauer, setzte in diesem Lande vermischt, wozu die Krieger Windows besonders zu der Zeit, da er von der christlichen Religion abgehalten war, das letzte werden beygetragen haben. So mussten denn die Kuren ihre alte Sprache vergessen; und eine andere annehmen. Vielleicht würde eine genaue Untersuchung und Nachfrage in den Kirchspielen im Tandaschen, und andern um Windau, noch Manches entdecken. Die Gränze des alten Kurlandes bestimmet das XX Diplom. folgender Gestalt.

„Zum Bisthum Kurland soll gehören,
 „was zwischen der Memel und besag-
 „ter Winda bis nach Litthauen lieget,
 „und von da, wo sich die Abos mit der
 „Wenda vereiniget, bis an die Gren-
 „zen von Semmgallen.“ r).

Ends.

v) Aus dieser Grundbestimmung siehet man deutlich, daß um das heutige Hausk in alten Zeiten Kuren gewohnet haben müssen. Noch findet man zwischen der Abos, und der Aa, in der Gegend Hausk, dem alten neuradenschen Kirchspiele, wo der Baur die ehstnische Sprache redet. Zwar geben sich diese, für Ehsten aus, die bey Erbauung des Hauses Hausk dorthin gebracht worden, und vermuthlich müssen sie aus dem Dörptischen seyn, weil die Let-

ten

Endlich gehörte noch zu Kurland, die Insel Oesel. Daß die, e von Völkern Uch dieser Nation besetzt ist, ist bekannt. Der Name Oesel scheint ein in Liefland gebräuchlicher Name gewesen zu seyn. Oesel Saar würde eine Nachtinsel bedeuten. Sie lag den Liven gegen Abend, da ging ihnen die Sonne unter. In dem Cod. Dipl. Dipl. XXI heisset sie Osmassa re s), die Einwohner selbst aber nenne n sie Kurra Saar, Kranichinsel. Die nahe Nachbarschaft, die Freundschaft, die zwischen den alten Kuren, und den Oeslern herrschte, das gemeinschaftliche Gewerbe, alles dieses läset vermuthen, daß diese Insel von Kuren bevölkert worden, obgleich auch wohl anzunehmen ist, daß die östlichen Theile derselben als Moon, welches, wie aus dem Sein-

G 4 rich

ten in Semmgallen sie Kreewinen d. i. rufische heißen. Allein was zeigt diese Hinführung wohl anders an, als daß man eine Nation, die in einer Gegend, durch allerlei Unglücksfälle war herunter gekommen, durch eine ihr gleiche, die man dort hinführete, wieder empor bringen wollte.

s) Osm Saar würde Knochen, auch Fleischinsel, bedeuten: wie mich ein Kenner der ehstnischen Sprache versichert. Noch handelt Oesel stark mit Fleisch. Aus diesem Namen, den ihr vielleicht die Kuren gaben, wäre zu schließen, daß sie schon vor Alters her diesen Handel getrieben hatten.

ich zuschließen, mit der Insel zusammen hing, wieder wie Eysten, mag besetzt worden seyn. Sich bey diesem Volk hierüber Nachts zu erholen, ist wohl vergebens, da sie seit so vielen Jahrhunderten ihrer Freyheit beraubt sind, und ein jeder auf seiner Grenze eingeschränkt lebet. Den Sudiner in Preußen, sind bey weitem nicht so lange im Sudauschen Winkel, als man den Uebergang Russcher Colonien nach Oeselsich gedenken muß; welcher Sudauer weiß aber seine alten Wohnplatz anzugeben? So eben wird es den Oeslern gehen. In dieser Insel waren die Gebiete Sworwe, Walde, und Mona, nebst ihren Schlössern schon damahls bekannt.

Orig. Liv. Die Insel Dahgo findet man weder
P. 217. im Heirich noch in den Documenten,
218. so Herr Arnd von der Theilung der In-
219. sel Oesel giebt, noch in den ersten Do-
cumenten die in Doggiels Cod. Diplom.
anzutreffen. Was sonst die heutige Beschaffenheit sowohl des ganzen eigentlichen Lieflandes, Eystlandes, und dieser Inseln betrifft, findet man in des Herrn Pastor Supels Topographie I Th. Ja, auch das merkwürdige von der Zeit der Ritter, und vieles von dem, was zu Aufklärung des alten gehöret, gründlich ausgeführt.

II.

Die Fortsetzung folgt im folgenden Stück.



II.

Giebt es einen allgemeinen Grundsatz, aus welchem alle Pflichten des Menschen, in welchem Zustande er sich auch befinden möge, so hergeleitet werden können, daß niemahls ein Widerspruch zwischen ihnen entstehe? Eine Leidensche Aufgabe für das Jahr

1777.

von Gottlieb Schlegel.

Dergleich über den ersten Grundsatz der moralischen Pflichten sehr vielerley gedacht und geschrieben worden: so kann man doch noch nicht sagen, daß diese Materie schon zu Ende gebracht worden. Die Ursache davon scheint diese zu seyn, daß theils die Meisten noch zu sectorisch denken, und einen Grundsatz in welchem sie unterrichtet sind, voll Zuversicht lieber vertheidigen als fahren lassen; theils daß man Motif und Beweis der Pflicht vermenget, oder doch den Unterscheid nicht genug beobachtet habe. Dies ohngeachtet ist es nicht allein nützlich;

S 5

einen

einen richtigen Grundsatz der Moralität zu kennen, sondern auch wichtig, sein Nachsinnen auf einen Grundsatz von derjenigen Vollkommenheit zu lenken, als die Aufgabe gefodert hat. Die Untersuchung wird freylich dadurch schwerer werden; aber der Gewinn, wenn man glücklich gewesen seyn sollte, desto größer und kostbarer. Ich halte nur dafür, daß man sich dadurch nicht stören lassen müsse, daß darüber soviel gedacht und geschrieben worden; sondern daß man so daran gehen müsse, als wenn die Sache noch gar nicht gethan worden wäre; daß man sich vornehmlich den Nutzen vorstelle, den man der menschlichen Gesellschaft dadurch leiste, wenigstens leisten wolle; und aus dieser Begierde alle Partheylichkeit hasse, und die Furcht vor den Einwürfen verachte, welche von denen, die meistens von Jugend auf an andere Grundsätze gewöhnet sind, könnten entgegen gestellt werden. Dies wird die Richtschnur der folgenden Abhandlung seyn.

* * * * *

Ein Grundsatz, aus dem alle Pflichten des Menschen, in welchem Zustande derselbe sich befinden mag, hergeleitet werden können und
 zwar

zwar so, daß, niemahls ein Widerspruch zwischen ihnen entstehen solle, muß ein Satz seyn, der auch von allen vernünftigen Sterblichen, so verschieden sie in ihren Fähigkeiten, in ihrer Erziehung, in ihren Glücksumständen, in der Religion, und der Regimentsverfassung sind, erkannt wird und erkannt werden kann; ein Satz, der jedweden auch unter den Gemüthsverwirrungen, worin uns Umstände setzen, und bey dem urplöthlichen Andränge derselben noch gegenwärtig seyn und leicht beyfallen kann. Es ist nicht genug, daß er blos wichtig, daß er blos nothwendig sey: denn alle moralische Pflichten sind nothwendig; alle stehen in Verbindung mit einander, sind im Zusammenhange wichtig, und können ohne gegenseitige Verletzung ihrer selbst nicht getrennt werden, sondern er muß die größte Vollständigkeit haben, weil er allgemein seyn soll. Der Wille Gottes, dieses große Gesetz für jeden, der Gottes gesetzgebende Macht erkennet, kann nicht für jenen Grundsatz gehalten werden. Zuerst, weil er nicht allen Erdbewohnern bekannt ist; zweitens, weil er sich nicht über alle Gegenstände auf eine entscheidende Art ausläßt, die im Leben vorkommen; drittens, weil er da, wo er nicht

nicht ausdrücklich gebietet oder verbietet, durch ein anderes Werkzeug, nemlich die Anwendung der Vernunft ausgewickelt und erforscht werden muß; endlich, weil er von denen, welche die Offenbarung nicht als Leitstern beglückt, gänzlich durch die Anwendung der Erkenntniß und Ueberlegungskräfte oder kurz durch die Vernunft, aufgespüret und gefunden werden muß. — Mit nicht größerem Rechte kann die Selbstliebe oder die Beförderung des eignen Wohls der wahre und rechtmäßige Grundsatz unserer Pflichten seyn. Denn deutlich flossen doch nicht alle Pflichten aus dieser Quelle. — Und undeutlich, gezwungen sie, aus jenen Gründen herleiten wollen, würde kaum den Gelehrten, viel weniger den Ungelernten nützen. Denn es ist eine oft bestätigte Erfahrung, daß das Undeutliche und Gezwungne dem Verstande mit einer Schwierigkeit beyfalle, so wie es auch nicht einmahl immer geglaubt wird. Doch es sind mehrere Zweifel, welche gegen diesen sehr beliebten Grundsatz aufgeführt werden können; und ich werde sie gegen das Ende vortragen, da ich wiederum auf dieselben zurückkehren werde.

Ohne

Ohne weitere Umwege zu nehmen: so muß ich gestehen, daß ich bey den großen Forderungen, welche der Grundsatz der Pflichten erfüllen soll, keinen derselben gemässeren kenne, als diesen: handle, so viel es dir möglich ist, nach Vernunft. Diese Vorschrift wird im Anfange gleichfalls den Verdacht der Vieldeutigkeit gegen sich haben, weil der Name: Vernunft, im subjectiven und objectiven Verstande genommen wird. Aber dies hat nichts gefährliches. Denn beyde Bedeutungen stehen nicht sehr weit auseinander, und können es auch nicht seyn. Die subjective Vernunft ist das Vermögen, die Beschaffenheit und den Zusammenhang der Dinge deutlich einzusehen. Die objective schließt die Wahrheiten oder die Sätze zusammen, welche aus jener Betrachtung der Beschaffenheit und des Zusammenhangs der Dinge folgen. Die subjective und objective Vernunft grenzen also wie Ursache und Wirkung an einander. Wir können also ohne Furcht die Erklärung des genannten Grundsatzes herausziehen. — Handle, so viel dir möglich ist, nach Vernunft, begreift nach der angeführten Erklärung der doppelten Vernunft, folgenden Inhalt: 1) Suche dir, so viel möglich ist,

deus

deutliche Vorstellungen von den Dingen, gegen die du handeln sollst, zu verschaffen. 2) Betrachte ausser der Beschaffenheit der Dinge auch ihre Verbindungen, welche vielfach seyn können, indem es einen Zusammenhang oder eine Verbindung der Ursache und Wirkungen, der Zwecke und Absichten, z. E. des eignen Daseyns und des Daseyns andrer einzelner Dinge, ingleichen einen Zusammenhang der Umstände und Verhältnisse giebet: erwäge einen nach dem andern (denn die Erkenntniß des Wesens ist oft zu schwer, daher man Zwecke, Verhältnisse und Wirkungen dazu nehmen muß,) bis du in der Entscheidung der Sittlichkeit oder deiner Pflicht unterrichtet bist. Ziehe 3) aus jener Erkenntniß der Natur der Dinge und dieses Zusammenhanges Folgerungen, welche die Gründe zu deinen Handlungen werden, ob du sie ins Werk richten oder unterlassen sollst, und nach diesen handle; alsdenn beweisest du dich der Vernunft gemäß, du erfüllst deine Obliegenheit, du thust der Würde eines Menschen ein Genüge.

So einleuchtend diese Erklärungen des allgemeinen moralischen Grundsatzes seyn mögen,

so habe ich noch nöthig, denselben als Grundsatz, als einen allgemeinen und den vortheilhaftesten Grundsatz zu bekräftigen. Wenn die Weltweisen von einem wahren festen Grundsatz der Wissenschaft diese Eigenschaften fodern können, daß er 1) evident d. i. zuverlässig oder deutlich und gewiß 2) daß er keines Beweises bedürftig, 3) daß er unveränderlich, und nicht von der Mode der Zeit abhänget 4) daß er fruchtbar und viel befassend 5) allgemein sey; so wird von den angezeigten auch von diesen Eigenschaften empfohlen können, weil man ohne Mühe sie von ihm beweisen kann.

Der Grundsatz, handle nach der Vernunft, so viel du kannst, besitzt

Zuerst evident, welche Deutlichkeit und Gewißheit in sich schließt. Denn jedermann versteht seine Bedeutung, der sich bewußt ist, daß in ihm ein vernünftig denkendes und überlegendes Wesen wohne, und sollte er dasselbe gleich noch nicht als abgesondert vom Körper kennen; und so bald er ihn versteht, so giebt er, durch das Gefühl des Werths seiner Denkkraft genöthigt, zu, daß er nach seiner Vernunft handeln müsse. Auch diejenigen, welche

the die Vorschriften der positiven göttlichen Gesetze zur Richtschnur annehmen, gestehen, daß sie bey denselben der Vernunft weder entbehren, noch entsagen können, weil sie wissen, daß die Auslegung sowohl, als die Anwendung jener Gesetze, der Hülfe ihrer Vernunft gebrauchen müssen. Sie pfliegten daher zu der Rechtfertigung ihrer Handlungen zu sagen: ich schloß also, ich verband also. Das Gesetz Gottes ist alsdenn der Obersatz; der Fall, in dem wir urtheilen, macht den Subsumtion oder den Untersatz aus.

Zweytens: der Grundsatz: handle nach der Vernunft, ist indemonstrabel, wie die Philosophen sagen; Nicht daß er nicht bewiesen werden könnte, denn nichts ist von der Art, daß wenn wir ihn Beyfall geben, wir es nicht beweisen könnten. Selbst zu den Axiomen läßt sich ein Grund, der den Beweis von ihm enthält, angeben, und wenn er auch in der allgemeinen Erfahrung, oder in der Natur unsers Verstandes, und den unveränderlichen Gesetzen des Denkens liegen sollte. Es ist genug daß man den Beweis des Satzes nicht zur Ueberzeugung verlangt. Aber nichts desto weniger kann jener Satz

Satz bewiesen werden, und ich will es zuerst a priori, oder aus unleugbaren und allgemein angenommenen Gründen thun. a) Weil die Vernunft die vorzüglichste und unterscheidende Fähigkeit des Menschen ist, die von dem Schöpfer ihr gegeben und bestimmt worden, daß er vom Thiere unterschieden werde und damit handeln solle. Gott hat deswegen dem Menschen viele Unternehmungen überlassen, er hat ihn nicht alles in seinem Thun bestimmt, vorgeschrieben und anbefohlen. Die Sprachausbildung sollte er, vermöge seiner Fähigkeit fortsetzen. Die Einrichtung des Lebens sollte er mit Ueberlegung seiner Situation und Umstände vornehmen. Der ganze Anbau und Gebrauch der Erde sollte durch die geschenkte Vernunft des Menschen gemacht werden. Der Mensch kann also seine Vernunft nicht verleugnen, er kann und muß sie nicht schweigen heißen. Ihr Gebrauch ist ausser Pflicht. Sie soll nach der Absicht des Schöpfers uns zur Beherrschung der Sinnlichkeit und zur Richtung der Freyheit dienen. Sie soll die Königin, daß ich sie mit diesem alten Namen benenne, oder die Regiererin, oft die Schiedsrichterinn der Unterfähigkeiten der Seele seyn.

b)

Weil

b) Weil die Vernunft auch die große Quelle von allem demjenigen ist, was Menschen Gutes, Schönes und Großes gedacht und gethan haben. Aus ihr ist in allen Dingen soviel herrliches geflossen, sie hat die Gesetze der Natur, sie hat die Regeln in allen Wissenschaften und Künsten abgefaßt. Durch sie haben die schönen Wissenschaften bey den ungewissen Begriffen der Empfindung, feste und untrügbare Grundsätze erhalten. Sollte sie denn nicht für die natürlichen Pflichten gleichfalls Regeln zu geben im Stande seyn? c) Weil wir einen Grundsatz zu einer Vernunftsitzenlehre erfinden wollen: (denn was ist die Sittenlehre, für welche wir hier uns bemühen, als eine Wissenschaft von der rechtmäßigen Beschaffenheit der menschlichen Handlungen aus der Vernunft?) so können wir ihr keine nähere Regel vorsezen, als, daß man die Vernunft brauche, und nach ihren Aussprüchen handle. Die Vernunft ist in dieser Sittenlehre die Erkenntnisquelle: (das principium cognoscendi) sie ist auch das Mittel, die Pflichten zu erforschen. Die Schrift stimmt damit überein, indem sie von Völkern, welche nicht die Offenbarung haben, sagt, daß sie die Aussprüche der Vernunft zu ihrer

ihrer Vorschrift genommen und sich auf diese Art selbst ein Gesetz gewesen. Zweytens kann auch der Grundsatz a posteriori erwiesen werden.

a) Weil die meisten Menschen gewöhnlich nach diesem Grundsatz sich richten und urtheilen, woserne keine Vorschrift von Gott ihren Vernunftüberlegungen zuvorgekommen ist, und auch jene suchen wir durch Vernunftbetrachtungen zu erläutern. Was sagen die meisten unserer Mitbrüder, wenn sie über ihre Handlungen ein Urtheil fällen sollen? Sie sagen, daß sie alles zu Rath gezogen, und, der erwognen Beschaffenheit der Sache wegen, das eine unternommen und bewilligt, das andere unterlassen haben.

b) Weil Menschen, sobald sie fühlen, wer sie sind, und den Werth der Vernunft erkennen, eher auf alles, was sie haben und noch erlangen können, aber nicht leicht auf den Besitz und Gebrauch der Vernunft Verzicht thun werden. *) Sollten

H 2

diese

*) Man hat von diesen Umständen ein merkwürdiges Exempel in dem Leben des ehemahligen Churfürstlichen Ministers Brühl vom einem Officier, der, um sich wegen einer dem Könige August überreichten Bittschrift zu retten, und so gar sich ein

diese Gründe nicht zureichend seyn, die Vernunft zu dem besten und wichtigsten Amte zu erhöhen, daß sie auch über unsere Handlungen und deren Rechtmäßigkeit urtheilen?

Drittens, es ist ein wichtiger Vortheil, wenn man von einem Grundsatz beweisen kann, daß er unveränderlich sey. Wir gewinnen dadurch dieses, daß wir nicht befürchten dürfen, daß er von den Veränderungen der Zeit gleichfalls Abwechslungen leiden werde. Wir können dieses von dem angegebenen Grundsatz der Pflichten erweisen. Die Vernunft hat beständige Grundsätze, so wie dem Körper, die feinigsten gegeben sind. Ihre wahren Gründe werden zu allen Zeiten dieselben bleiben; und wenn der Grundsatz also nicht von der Mode und einer zufälligen Erkenntnisform abhängt, so wird auch die Moral nicht durch sie temporal und modisch werden. Man könnte einwenden, die Schlüsse der Vernunft wären
auch

ein Glück zuverschaffen, in geheim ermahnet ward, eine neue Bittschrift einzugeben, worinnen er bekennen sollte, bisweilen nicht ganz der Vernunft zu genießen. Er verweigerte es lange, und viele Mühe hatten seine Freunde, ihn dazu zu bewegen.

auch sehr oft temporel, und sie richteten sich nach angenommenen Grundsätzen und Meinungen. Man erzehlet vom Des Cartes, daß er in der Physik Anfangs den leeren Raum habe vertheidigen wollen; da ihm aber sein Freund, der berühmte Merfennus geschrieben hätte, daß die Hypothese vom leeren Raum in Frankreich zu der Zeit nicht Mode gewesen, so habe er sein System verändert und den leeren Raum verworfen. Diese Geschichte, welche, wenn sie wahr ist, der Standhaftigkeit und Wahrheitsliebe des Cartesius nicht Ehre macht, beweiset nichts für die Unbeständigkeit der Vernunft an sich selber. Man kann auch zugeben, daß in dem Lehrsätzen der menschlichen Erkenntnis vielerley Abwechslungen vorgegangen seyn, aber man wird gewiß weniger in der Vorschrist der Pflichten zählen. Diese blieben, der unzählbaren Sittensysteme Griechenlands ungeachtet, unveränderlich, und gewis, wenn es gleich immer die Theorien davon wären, die oft unrichtige Beweise zu den Pflichten hergeben. Ferner, wenn wir die Beharrlichkeit der Vernunftsprüche vertheidigen, so reden wir nicht von einer jedweden Vernunft, sie möge beschaffen seyn, oder angewandt werden,

wie sie wolle, sondern von der unparteyisten, wohlgebrauchten und länger geprüften Vernunftfähigkeit.

Viertens. Ein Grundsatz, welchen man ganzen Wissenschaften oder allgemeinen Ausübungen vorsezen will, muß fruchtbar und reich an Bedeutung, Inhalt und Folgen seyn. Das Principium von der Anwendung der Vernunft in practischen Dingen, hat gewis diese Eigenschaft. Die Vernunft ist eine weit umfassende reiche Quelle; sie erstreckt sich auf alles, was nur gedacht werden kann. Es darf daher kein Zweifel in uns entstehen, daß aus ihr nicht vieles von den menschlichen Pflichten und Handlungen sich werde herausziehen lassen. Doch ein größerer Beweis steht mir vor; ich wage zu zeigen, daß der Grundsatz allgemein sey. Dies war die

Fünfte Forderung eines Beyfallwürdigen Grundsatzes. Allgemein aber ist dieser moralische Grundsatz erstens in Absicht der Menschen. Denn so viele nur das Vermögen der Vernunft besitzen, können sich desselben bedienen: und wer ist Mensch, wenn er der Ver-

Vernunft entbehret? zweytens in Absicht der Gegenstände. Es ist vorher im allgemeinen bewiesen, wie weit das Gebiet der Vernunft reiche: Nur wenige geoffenbarte Lehrsätze sind von ihrem Scepter ausgeschlossen, und auch von diesen wird sie die Sache selbst (to quid) wenn gleich nicht die Art und Weise erkennen müssen, wenn der Lehrsatz uns nützlich seyn soll. Ich werde aber ein nütliches Geschäft unternehmen, wenn ich die Hauptgegenstände aller sittlichen Verpflichtungen durchgehe und zeige, daß die Vernunft darüber zu urtheilen im Stande sey. 1) Die Vernunft erkennet und lehret die Pflichten gegen Gott.

Man darf von den göttlichen Wesen nur den einfachsten, jedermann beyfallenden und von allen Völkern angenommenen, und zum Grunde gelegten Begriff annehmen, daß er der Urheber der Welt sey. Wenn er dieses ist, was folget daraus, als daß alles Gute von ihm herrühre, daß er um einen Dank, unsre Liebe, unsre Verehrung verdiene, welches die besten und vortreflichsten Gesinnungen sind, die wir einen Gott beweisen können: doch ist die den Menschen nothwendige Furcht vor Gott

Gott daraus nicht entfernt, weil derjenige, der uns Gutes geben kann, auch uns das Gute zu entziehen Macht habe, wenn er uns undankbar erkenne, und wahrnimmt, daß wir seine Wohlthaten misbrauchen. Auch die Regierung der Welt wird durch die Vernunft erkannt, aus welcher die Unsterblichkeit der Seele folget: und diese giebt vermehrte Gründe der Moralität.

2) Die Vernunft erkennet die Pflichten gegen uns selbst. Die Selbstliebe, dieser wichtige Trieb der menschlichen Natur, ertheilt der Vernunft den Stoff zu der Erkenntnis; sie lehrt uns, Ungemach, Schmerz, Verdruß abzuwenden, und dagegen Vergnügen und Wohlfarth zu schaffen, zu unterhalten, zu vermehren: aber die Vernunft muß die Begehungen jenes Lieblingskinds beprufen, (darum ist sie Vernunft, und darum haben wir sie,) damit jene nicht zum Nachtheile anderer Pflichten ausschlagen, und das Bestreben nach eigener Wohlfahrt nicht dem gebührenden Glück anderer Eintrag thue; so wie wir das Verlangen eines sinnlichen Kindes beurtheilen, ob es im Ganzen, ob es mit seiner Wohlfahrt
und

und mit der Wohlfahrt anderer bestehen könne.

3) Die Vernunft erkennet die Pflichten gegen andere. Hier schweigt zum öftern das innere Gefühl, weil es theils weniger geübt wird, und doch geübt werden muß, wenn es lebhaft, wenn es herrschend, wenn es angebaut und gebessert werden soll; theils auch oft durch die, der Gewohnheit und Einräumung nach, gebieterische Selbstliebe betäubet wird. Aber hier kann die Vernunft mit wenigen Nachdenken ihre Aussprüche geltend machen. Wir wollen ihre Schlüsse auf drey einfache Betrachtungen bringen.

Erste Betrachtung. Wir sehen, daß andere Menschen, so wie wir, beschaffen sind, daß sie eine uns gleiche Geburt gehabt, daß sie einen uns ähnlichen Körper, daß sie eine Seele, wie wir, besitzen. Hieraus folgt, daß wir natürlicher Weise nichts vor ihnen zum voraus haben, und daß sie also gleiche Rechte, auch das Recht der natürlichen Freiheit des Genusses der Welt mit uns, zu fodern die Erlaubnis haben. Diese Betrachtung bietet zu
gleich

gleich den ersten Grundsatz des natürlichen Rechts dar: beweise dich gegen andere nach der Betrachtung; daß sie, der Natur nach, der gleich sind. Alle von andern behauptete Sätze stehen unter ihr. Die Lehre des Erlösers: was du willst, daß dir die Leute nicht thun sollen, thue ihnen auch nicht, ist ein nach seiner gewöhnlichen Weisheit zur mehreren Deutlichkeit, speciell ausgedrückter Satz; oder eigentlich eine Folge aus dem Satze, den eben dieser heilige Lehrer an einem andern Orte vortrug: liebe deinen Nächsten als dich selbst: Die Sätze *ne quem turba, ne laedas aliquem, ne prius, suum cuique saltem priuatiue tribue*, sind richtig; aber sie sind keine vollständigen Grundsätze des Naturrechts, und der Grund davon, welcher ist derselbe? Wenn jemand sie bestreitet, oder dagegen handelt, wie werde ich ihn davon überzeugen? Der andere ist dir als Mensch gleich; er ist das, was du bist; er hat gleiche Rechte mit dir, und du hast keine vor ihm voraus.

Zweite Betrachtung. Wir können auch bemerken, daß andere Menschen um uns, große Vorzüge, entweder des Leibes oder der
Seele

Seele oder auch die Vorzüge entweder eines natürlichen oder ihm zugestandenen Ranges haben. Die Vernunft wird aussagen, daß wir ihre natürlichen Vorzüge zu unsern Nutzen anwenden, folglich sie ehren, sie nicht beleidigen, sondern vielmehr lieben sollen; daß, wenn wir ihnen einen Rang zugestanden oder ertheilet haben, wir verbunden sind, ihnen zu gehorchen, unter ihnen zu stehen, von ihnen abzuhängen.

Dritte Betrachtung. Stehen andere mit uns in einer natürlichen Verbindung, oder haben wir uns mit ihnen in eine freiwillige eingelassen: so fodert es sowohl unsere Pflicht, als unser Vortheil, diese Verbindung zu unterhalten. Denn der Begriff einer eingegangenen Verbindung, es sey Vertrag, Contract oder eine andere Art von Zusage, schließt die Treue unserer Erfüllung in sich; und da wir doch jene Verknüpfung oder Bündnisse nicht ohne überdachte Zwecke schließen, so müssen diese Zwecke uns Reiz seyn, die aus den Contracten fließenden Verbindlichkeiten auf das vollkommenste zu erfüllen.

Vierte Betrachtung. Die Vernunft erkennt auch die Pflichten gegen andere Dinge
außer

ausser uns und dem Nebenmenschen. Diese Pflichten findet sie aus ihrer Natur, ihrem Gebrauch für uns, ihrem daraus folgenden Endzweck und aus ihrer Verbindung. Die ganze Welt, *s. E.* kann von einem weisen Urheber ohnmöglich ohne Endzwecke erschaffen seyn: Es ist unsere Pflicht, weil wir in ihr leben, und sie genießen, daß wir denselben erforschen, und wenn wir ihn erforscht haben, erfüllen. Es ist alles darinn zur Erkenntniß des Schöpfers, und zu unserer Glückseligkeit eingerichtet. Dürfte es uns wohl frey stehen, oder recht seyn, diese weisen heiligen und glückseligen Endzwecke, den ersten oder den zweyten, zu zernichten, es sey in uns, oder in andern Dingen, die auch Theile der Welt sind? Wird es nicht vielmehr unsere Pflicht werden, beydes sowohl in uns, als in unsern Nebenmenschen, soviel an uns ist, zu befördern und aufzurichten? Und nicht weniger wird es überall unvernünftig, ja widersinnig, und ungerecht seyn, wenn wir etwas, auch das leblose, gegen seine Natur- und Bestimmung, oder gegen den sonst uns nützenden Gebrauch und Endzweck anwenden, oder eigentlich

lich zu reden mishandeln wollten. — Aber die Allgemeinheit dieses Grundsatzes wird noch mehr erhellen, wenn auch gezeigt werden kann, daß nach demselben kein solcher Widerspruch, zwischen den angeführten Pflichten entstehen könne, welcher nicht, vermittelst desselben gehoben werden könnte. Die Lehre von den Collisionen, ist keine so leichte Materie in der Sittenlehre. Wir würden ein Schicksal mit vielen andern Schriftsteller über diesen Gegenstand haben, wenn wir auch nicht alles bestimmten, ausmachen, und zu Ende brächten. Indessen wollen wir suchen, unsern Grundsatz zur Richtschnur zu nehmen, und alles auf folgende Fälle führen.

Erstens es giebt Collisionenfälle, wo eine langsamere Entscheidung Statt findet. Betrachte die Beschaffenheit, betrachte den Zusammenhang der mehreren Dinge. Der Beschaffenheit nach giebt es Dinge, die größer und die kleiner sind. Die Pflichten gegen jene werden den Pflichten gegen diese vorgehen. Diese Regel wird entscheiden, wenn die Pflichten gegen Gott, und die Geschöpfe zusammenkommen; wenn des Fürsten und unser eignes

leben

Leben zu gleicher Zeit gerettet werden soll. In Absicht der Verbindung der Dinge kann es dringendere und weniger dringende Zwecke, wichtigere und unwichtigere Umstände — höhern und niedrige Verhältnisse geben. Es ist z. E. ein Zweck in der Welt, daß wir unser Wohl befördern, aber nicht weniger, daß wir auch des andern Wohlfahrt aufhelfen. Gesetzt, beyde Fälle stießen zusammen, wenn wir und unser Mitbürger gleich nahe zu einem Vortheil wären: wie wollten wir entscheiden? Ich meine also: befindet sich der andere bereits in gleich glücklichen Umstände mit uns, und wäre der neue Wohlstand also nur eine Vermehrung für ihn; so wäre es erlaubt, daß wir uns ihm vorgehen ließen. Wäre der andere aber unvernögender, und bedürfte er jenes Mittels zur Beglückung oder Hülfe: so würde derjenige Zweck für uns dringender seyn, daß wir sein Wohl beförderten. Im ersten Fall stand die Wage gleich, und die Selbstliebe konnte die Forderung mit lauter Stimme thun; für uns selbst zu sorgen. Im zweyten Fall aber neigte sich das Gewicht der Gründe zum Besten des Nächsten.

Es

Es giebt aber zweytens Collisionenfälle, wo kein Verzug Statt findet, und eine schnellere Entscheidung höchstnothwendig ist. Er fodert überhaupt die Pflicht des Menschen; seine Pflichten wohl durchdacht zu haben; weil die Vorfälle ungewiß sind, und oft, wie ein Hinterhalt, uns überfallen können, immer vorbereitet zu seyn; das Gemählde der Obliegenheit stets vor sich gesetzt zu haben, um nach richtigen Grundsätzen zu wählen.

Endlich drittens kann es Fälle geben, wo die Entscheidung zwar nicht schlechterdings an sich, aber für uns von Ungewißheit begleitet ist. Nicht schlechterdings an sich: Denn so wie die Wahrheit nur eine ist: so ist die Pflicht auch nur eine; Aber die Verwickelung der Umstände, ihre öftere Verborgenheit, der subtilere Zusammenstreit, die schwerere Abmessung des Größern und Geringern, des dringenderen und weniger dringenden, kann uns in Zweifel setzen, und doch zuletzt in Unwissenheit lassen. Was soll ich da thun? Was du thun sollst? Ich rathe; Urtheile, wie sonst in Erkenntnisgegenständen, nach der größten Wahrscheinlichkeit, und verfare nach deiner besten Einsicht;

so

so hast du das Deinige vollführt. — Haben wir alsdenn geirrt: so kam es entweder, weil wir nicht richtige Uebersätze (propositiones majores) annahmen — oder weil wir nicht richtige Folgen daraus zogen, und den gegenwärtigen Fall nicht richtig genug verbanden. Die Ursache des Ersten ist nicht allemahl unser Vorsatz. Die Schuld des zweiten rühret von menschlicher Schwäche her. Genug, daß wir nach den stärksten Gründen handelten, die wir nach einer sorgfältigen Prüfung erkannten! Denn die Sittenlehrer haben, und zwar mit Recht behauptet, daß man auch einem irrenden Gewissen, wenn man nicht weiß, daß es irrt, aber nicht einem zweifelhaften folgen müsse.

Man darf sich nicht wundern, daß ich einige Fälle ungewiß gelassen und zweifelhaft gemacht habe. Wo ist eine Moral, wenn sie gleich auf andere Grundsätze, als auf den unsern gebaut ist, welche ganz vollkommen alles entschiede, was je in des Menschen Leben vorkäme? Ist es wohl möglich, daß eine einzige für die ins Unendliche veränderlichen Verhältnisse, in denen jedweder einzelner Mensch in den

verschiedenen Lebenslagen sich befindet und befinden kann, vollständige Regeln hergeben könne? Die Vernunft eines jedweden wird sie unzählige male ergänzen müssen. Und was Klugheit in der Verbindung des gesellschaftlichen Lebens heischt: welche Politik ist so vollkommen, daß sie uns jedesmal lehre, was Wohlstand ist, was uns anderer Gunst zuwege bringen kann, wie wir uns in den mannigfaltigen Umständen vorzusehen und zu verhalten haben? Ist es nicht die Vernunft, die hier umherschauen, nachdenken; Personen, Verhältnisse, Lage, Folgen vergleichen, und alles beprufen muß?

Ich habe noch einige Vortheile zum Besten dieses Grundsatzes anzuführen.

Erstens. Der Grundsatz: handle, soviel als möglich ist, nach Vernunft, ist dem Menschen, seiner Natur, seiner Stelle in dem Reich der Geschöpfe und dem Vorzuge vor der Menge der vernunftlosen Thiere sehr angemessen. Thiere handeln nach Trieben, welche durch Empfindung und Einbildungskraft unterstützt und erweckt werden, höchstens nach sehr niedrigen Fähigkeiten der Vernunftigen. Der Mensch muß seinem Wesen treu seyn und nach

Vernunft handeln. Ich gestehe, daß wir auch einen Körper haben, daß wir uns zur Sinnlichkeit hinneigen, und also bey dem Besitz der Vernunft, bey dem halben Geist, auch halb Thier sind. Aber weil wir es halb sind: so müssen wir ein Gleichgewicht, zwischen dem Geist und dem Thier unterhalten, und uns bemühen, uns über das Thier hinauf zuschwingen.

Zweytens. Dieser Grundsatz kann eine beständige Richtschnur für uns seyn, so wie die Vernunft eine immerwährende Gefährtin, eine Führerin der Menschen, im natürlichen und gesellschaftlichen Zustande, auf der Höhe und in der Niedrigkeit ist. Was Cicero in der Schukrede für den Archias von den Wissenschaften sagt, daß sie uns in der Jugend und im Alter, im Glück und Unglück nicht verlassen, uns darinne sowohl Ruhe als Trost und Vergnügen gewähren, und im Hause und auffer dem Hause, in der Nacht, auf der Reise und auf dem Lande um uns seyn: gilt noch mehr von der Vernunft; indem wenige Menschen Wissenschaften, alle aber Vernunft besitzen.

Drittens. Die Menschen werden durch diesen Grundsatz zum Denken über ihre Handlungen

lungen argeleitet und aufgefördert. Und dieses Denken ist nicht allein eine schöne und vergnügende Beschäftigung, wenn man an ihr Geschmack findet, sondern sie ist nützlich, in dem der Gebrauch sich über alle Handlungen des Lebens verbreiten, und eine gefeste, ruhige und geistige Gemüthsverfassung hervorbringen wird.

Viertens. Stimmt auch dieser Grundsatz mit dem innern Gefühl des sogenannten Gewissens überein. Gewissen und Vernunft sind unterschieden, wie Wirkung und Ursache. Gewissen ist das erste, sie ist das Resultat der Ueberlegung, das Urtheil, das sich in einem Gefühl aufgelöset hat, weil es auf die Triebe des Willens wirkt. Die Vernunft ist die Richter, welche uns das Gesetz vorhält, die Acten gleichsam beprüft, und das Urtheil ausspricht. Haben wir mit dem geschicktesten Gebrauch der Vernunft, nach der redlichsten Ueberlegung, und nach der besten Erkenntnis, dem Wesen, und dem Zweck der Dinge gemäß gehandelt, so wird eine frohe Beruhigung unser Herz erfüllen, und angenehme Leidenschaften in uns hervor rufen. Aber der Vorwurf, daß man es anders hätte machen können, wenn man die Sache mehr überlegt hätte, wird uns

Anzufriedenheit zuwege bringen. Wir werden Reue empfinden, wir werden uns schämen.

Ich habe einige Einwürfe zu bekämpfen, davon der wichtigste dieser ist, daß die Moral unsicher würde, wenn man sie auf den Gebrauch der Vernunft gründete, weil die Vernunft der Menschen, nach der Erfahrung, so sehr verschieden dächte.

Ich antworte: 1) die Vernunft denkt nicht so uneins als man annimmt, wenn sie nur die Sache genugsam kenne; und noch weniger ist sie über sittliche Gegenstände uneins, wenn sie nicht durch andere Gründe verleitet wird. Zum Beispiel hiervon kann uns die Erfahrung an einer Menge unstudirter Leute dienen, welche über das Rechte und Gute sehr gegründet urtheilen können.

2) Die Aufklärung der Vernunft wird voraus gesetzt; und sie ist nicht weniger Pflicht, als alle andere Pflichten es sind, die uns auszuüben obliegt. Wer Pflichten recht ausüben will, muß sie kennen; wer sie recht kennen will, muß die Vernunft aufklären. Zum Glück der Menschheit, hat die Vorsehung da, wo die
unmit-

unmittelbare Offenbarung nicht verliehen war, hier einen Confuz, dort einen Zoroaster, in einem andern Lande einen Bräsi, den Verfasser des Beda gegeben. Es haben auch sonst immer einige Weise gelebt, und ihre Lehrsätze beglänzten viele Jahrhunderte. Aber die eigne Aufklärung der Vernunft muß man bey fremden Lehrern nicht vorbeys lassen. *Rationis perfectio est virtus* sagt Cicero *de fine bonorum et malorum* Lib. IV.

Wie kann die Vernunft der Menschen aufgeklärt werden?

1) Ueberhaupt, alle Gegenstände und die Gegenstände aller Arten sind im Stande, wenn der Mensch über sie auf eine ihm angemessene Weise nachdenkt, und sich einen Schatz von mancherley Sätzen, Erkenntnissen und Lehren sammlet, zuerst seine Seele aufzuwecken und zu öffnen, und dann den Verstand zu üben, zu nähren und zur Aufklärung zu bringen. Vornehmlich eine richtigere Erkenntnis der Naturdinge, sowohl der Körper, als unser selbst ist vermögend, reinere Begriffe von Gott zu verschaffen; und wie viel hängt in der Ausübung nicht von gebesserten Begriffen

von der Gottheit ab? Der dümmste Aberglaube und Unglaube herrschet, wenn keine oder eine schlechte Naturwissenschaft unter einer Nation bekannt war. Man erinnere sich der Grönländer, welche vor der Ankunft des Hans Egede sich Gott nicht als ein höheres Wesen vorstellten, aber auch von dem Donner und Blitz sich die Erklärung bildeten, daß sich alsdenn am Himmel zwey alte Weiber mit Laternen in der Hand schlugen; der Schlag wäre das Krachen des Donners, und der Blitz das Funkeln des herumstreichenden Lichtes.

2) Insbesondere wird die Vernunft zur Tugend aufgeklärt werden, wenn die Erkenntnis von der moralischen Beschaffenheit der Dinge, und der Verhältnisse, welche zur Pflicht führen, ausgebreitet werden, wenn eine deutliche Erkenntnis von diesen Sachen befördert, und der Mensch zur Vernünftelung über seine Handlungen gewöhnt und angehalten wird; wie bey den Sinesern eine Anlage zu den letztern zu sehn scheint, welche aber durch eine Anhänglichkeit an den alten und einheimischen Erkenntnissen nie zur Vollkommenheit gedeihet. Aber eben dadurch werden Zeiten zum Lobe der erleuchteten erhoben, und ein Volk

Volk gewinnt den Vorzug des aufgeklärten.

Wenn die Menschen den gefühllosen Schlaf, in welchen sie blos mit den Sinnen und der Einbildungskraft lebten, vertrieben, und über ihr Thun, Ueberlegung anstellten, alsdenn bald die Wahrheit, bald die Nichtigkeit ihrer Handlungen untersuchen und über die Verbesserung derselben Nachsinnen; wenn sie ihre Erkenntnisse gegründeter und vermehrter, ihre Wissenschaften verbesserten, ihre Sitten schöner, und kurz ihren ganzen Zustand vollkommner zu machen suchen; und, wenn dieses Bestreben, das vielleicht bisher nur bey den Weisen des Volks und den Stillen im Lande ein Vorzug war, sich auch zu den niedrigen und ungelehrten Ständen herabsenkt, und diese practische Weisheit sich auch unter den gemeinen Mann mischet: kurz, wenn bey den meisten (denn die Beschaffenheit der meisten Zeitgenossen oder Einwohner muß man in Erwägung ziehen, wenn man über Zeiten und Nationen ein Urtheil fällen will) wenn bey den meisten, sage ich, der Verstand sich durch Erkenntnisse angebaut hat, die ihren Willen bessern, und ihre Handlungen zur Tugend

Zugend lenken: so möge man sagen, das Welt-
 alter oder die Nation war aufgeklärt. — Man
 bedenkt auch, wenn man den Einwurf macht,
 daß durch den Grundsatz, der von der Vernunft
 hergenommen ist, die Moral unbeständig wür-
 de, nicht, daß andere Grundsätze gleichfalls
 unsicher sind, weil sie doch noch zu viele Unvoll-
 ständigkeit behalten, und ohne die angewandte
 Hülfe der Vernunft gar keine Sicherheit er-
 langen. Ich will zwey Grundsätze von dieser
 Art in Erwägung ziehen, welche ein grosses An-
 sehen gewonnen haben. Welcher aber wird
 mehr von den moralischen Weltweisen ange-
 nommen, als derjenige: mache dich vollkommen,
 schaffe deine Vollkommenheit; welche Voll-
 kommenheit soll denn zubereitet werden, die
 Wesentliche? haben wir diese nicht schon vom
 gütigen Schöpfer erhalten? und die Zufällige?
 welchen Misdeutungen ist dieselbe nicht ausge-
 setzt, und dieses ist das erste, was man mit
 Recht gegen dieses Principium einwenden kann?
 Es ist nemlich ein Satz, der von der Will-
 kühr der Menschen sehr gedreht werden kann;
 und dennoch ein Satz, aus welchem die andern
 Pflichten mit Schwierigkeit sich herauswickeln
 lassen. Der Grund, welchen man zu seiner Ver-

Verteidigung anführet, daß unsere natürlichen
 Triebe und Begierden den ganzen Wunsch
 des Herzens darnach richten, unsern Wohlstand
 zu vermehren, und uns durch denselben, voll-
 kommener und beglückter zu machen, ist ihm
 nicht vortheilhaft. Mögen wir wohl den
 Schlußsatz billigen: dasjenige, worauf die Be-
 gierden, Wünsche und Neigungen des Men-
 schen abzielen, ist eine Hauptpflicht? Und da
 die Menschen, ihren moralischen Fähigkeiten
 nach, äusserst verschieden sind, werden nicht auch
 ihre Empfindungen und Urtheile von der Glück-
 seligkeit auf die verschiedenste Art von einan-
 der abgehen, weil Empfindungen öfters
 von blossen Eindrücken abhängen? Nichts
 ist unbeständiger, als die Begierden des
 Menschen, und er billigt morgen mit den
 stärksten Eifer, was er heute verworfen hat.
 Oder mögen wir wohl den Satz, ohne Ein-
 schränkung billigen, was möglich ist, das ist
 gerecht? Ich will und mag nicht sagen, welche
 Leute alsdenn ihren Schutz finden. Ich ge-
 stehe den Naturtrieb zur Selbstbeglückung,
 Aber wenn wir ihn zum Wegweiser nehmen,
 wem folgen wir in unsern Handlungen? Ei-
 nem Instincte, der auch den Thieren gebietet. Un-

möglich kann dieser Trieb der einzige in unserer Seele seyn? Einige Moralisten haben noch den Trieb des Wohlwollens gegen andere oder der Sympathie in die Seele gesetzt. Es ist wahrscheinlich, daß wir noch einen Dritten, welchen man den Religionstrieb nennen könnte, oder den Trieb zur Verehrung gegen Gott unserer Natur zueignen mögen, wenn gleich die beyden letzten schwächer und beynahe unmerkbar sind, weil sie nicht so oft in Wirksamkeit gesetzt zum Leben befördert und so stark geübt werden, als der Trieb zur Bervollkommnung, oder die Selbstliebe, welche einen ihm angenehmen Reiz und augenblickliche Gelegenheit zur Uebung und Verstärkung findet. Diese beyden letzten Triebe, sind uns gleichfalls nothwendig. Denn wie viele Obliegenheit haben wir, deren Erfüllung entweder, keinen Nutzen gewähret, oder wo wenigstens der Nutzen unbekannt ist? Wie viele Berrichtungen im gemeinen Leben und in unsern Aemtern erlangen keine Belohnung, deren wir dennoch uns nicht abheben können? Wo würde Dienstfertigkeit, Menschenliebe und das Mitleiden statt finden, wenn man alles nach dem Nutzen abmessen sollte: und wer dürfte zu den edlen großmüthigen Gewinnlohn und
aus

aus dem bloßen Affect der Liebe entspringenden Handlungen sich verpflichtet glauben? Ja liegen uns nicht oft Handlungen ob, welche unserer Wohlfart nachtheilig sind, ob sie gleich zur Glückseligkeit unsers Nebenmenschen gereichen. Ja jedem Zustande, in welchem andere auch ihre Rechte haben, ist die Befriedigung unserer Selbstliebe um einen Theil eingeschränkt, in manchen Verbindungen haben wir zugleich einen Theil unsrer Rechte abgetreten. — Können wir wohl sagen, daß wir das aus eigentlicher Pflicht thun, wozu wir bloß durch den Antrieb des Nutzens geleitet werden? Daher kömmt es, daß Weise und Tugendhafte den Beweggrund des Vortheils selten in ihren Handlungen gebrauchen, sondern lieber zu erkennen geben, daß sie nach der Vernunft, nach der erwognen Natur und Beschaffenheit der Dinge, nach Nothwendigkeit und Pflicht gehandelt habe; Die Lasterhaften aber scheuen sich nicht, ihren Eigennutz, als Ursache und Triebfeder zu rechtfertigen. Am meisten muß man befürchten, das in den Collisionsfällen diese Regel eine schädliche Entscheidung liefern werde. Denn unsere Selbstliebe, wird alsdenn, wenn sie nicht von andern Grundsätzen geleitet wird,

wird, oft zu Handlungen rathen, welche uns zwar Nutzen bringen, aber nicht die besten und tugendhaftesten sind, und die Gewöhnung, zu dieser Maxime würde uns so einnehmen, daß es uns endlich unmöglich würde, eine Handlung vorzunehmen, woraus wir keinen Nutzen ziehen könnten. Aber da der Trieb der Selbstvervollkommnung der ohngeachtet richtig und edel ist, so mögen wir auf Verbesserungen seiner Vorschrift denken, oder wir wollen ihm einen Geleitsmann an die Seite setzen, welcher ihn vor Abweichungen sichern soll. Wir tadeln nicht die Begierde zur eignen Wohlfahrt, aber ohne Bestimmung und Einschränkung, ohne Beherrschung und Leitungen wird sie dem sinnlichen Menschen schädlich werden, wird sie die dem menschlichen Geschlechte so vortheilhaften Triebe der uneigennütigen Menschenliebe, und der wahren Großmuth schwächen, ich will nicht sagen unterdrücken, und wird da unthätig und schläfrig zu seyn heißen, wo die Pflicht ihr Schmerz verursacht, indem sie dem Vortheil widerstreitet.

Man muß die Begierde zur Selbstbeglückung bestimmen: wie wird man dieses? Wir werden es bald einsehen. Die Verschiedenheit

heit der Auslegung des Selbstvortheils kömmt von den verschiedenen Vorstellungsarten der Bestimmungsgründe der Handlungen her. Man vereinige diese disharmonischen Meinungen durch ein Mittel, welches am sichersten die Vernunft ist; denn dieselbe ist weit gewisser als die Empfindung und Triebe, wenn sie nur nicht durch diese verleitet wird. Ein großer Theil der Erdbewohner handelt ohne bestimmte Grundsätze: man beschäme sie, daß sie in einer weiten und großen Sache so wenig besorgt sind; und lehre sie ihre Handlungen beprufen, lehre sie, ihrem Wesen und Vorzügen getreu leben. Die meisten andre fehlen und fallen, entweder aus Selbstsucht, oder aus Sinnlichkeit. Man zeige jenen wie niedrig es sey, blos seinem Eigennutz zu folgen, und wie unrecht, wie unglücklich dieselbe öfters führe. Man erhebe die letzten von der Sinnlichkeit zur Vernunft auf. Und zu mehrerer Ueberredung füge man den Nutzen bey, den man von der Beobachtung seiner Pflicht zu erwarten habe. Die Selbstliebe ist ein reizender Bewegungsgrund, sie ist sehr oft die gebährende Mutter der Tugend gewesen. Orpheus, welcher die Menschen aus der Wildheit in Gesellschaften vereinigte, und die

Medner,

Redner, welche das Volk in Griechenland und zu Rom in Bewegung setzten, haben gewiß nicht unterlassen, ihre Zuhörer zugleich durch die Vorstellung ihres Gewinns und Nutzens aufzumuntern. Der Nutzen kann, der Nutzen mag, einen größern Nachdruck zu den übrigen Beweisen der Moralität hinzusetzen. Er mag die Menschen hurtiger, fleißiger und ämsiger machen, als sie ohne dieses Triebwert gewesen wären. Es können Umstände seyn, welche sie auf die Beförderung des Vortheils richten oder dazu antreiben. Der Arbeiter mag, des Nutzens wegen, schneller und mehr arbeiten: aber, daß er überhaupt arbeite, muß ihn, wenn er tugendhaft denken will, die Pflicht bewegen. (Schreiben an Herrn Friedrich Nicolai p. 60) Sollte man also nicht Beweise der Pflicht, und Aufmunterung oder reizendes Motif mit Recht unterscheiden müssen? die Beweise der Pflichten werden sich richtiger aus dem Vernunftmäßigen herleiten lassen. Da aber die Sittenlehre die Bewegungsgründe gleichfalls nicht ganz vorbehen darf, um ihre Vorschriften kräftiger zu machen: so wird die Beförderung der Vollkommenheit, oder Wohlfahrt einer der wichtigsten Bewegungsgründe

gründe bleiben, wenn er gleich zum Beweise der Pflicht oder zum ersten Entzweck nicht eben so richtig gewählt werden darf.

Einige Weltweisen haben diese Mängel eingesehen, und deswegen Verbesserungen jenes moralischen Grundsatzes gesucht. Einige drücken ihn also aus: „befördere die allgemeine Vollkommenheit:“. Aber dies ist ohne Zweifel von kurzsichtigen nicht weniger als ohnmächtigen Menschen zuviel gefodert. Ein anderer will: „Thue das Vollkommenste, das durch dich möglich ist.“ Setzt dieses nicht Vergleichung des Verstandes und eine Prüfung der Vernunft voraus? Andere erweitern den Grundsatz und sagen: „Mache dich und andere vollkommen oder glücklich.“ Wie! ist denn außer uns und andern kein — Gegenstand, dem wir Verpflichtung schuldig sind? Werden wir nicht also noch eine Vorschrift dazu setzen müssen, und also sagen: Verehere Gott, und befördere dein und deiner Mitmenschen Glück in gleichem Maasse? Der Grundsatz bleibt dadurch nicht einfach, er wird aber doch sehr verbessert: denn unsere Verpflichtungen gegen uns und andere, werden sehr unterstützt, wenn wir die Schuldigkeit

bigkeit gegen Gott dazu nehmen, indem wir finden, daß unser und anderer Wesen, Zweck und Verhältnisse von Gott herkommen, als welcher unsere Glückseligkeit will, und auch andere, wie mich, liebet. Manche glauben den Grundsatz dadurch zu verfechten, wenn sie ihm die Bestimmung geben: Suche dein wahres Wohl, und wenn sie eine geläuterte Selbstliebe zur Quelle der Pflichten festsetzen. Ein wahres Wohl, bedeutet ihnen alsdenn, ein tief überdachtes, nicht auf einige Zeit daurendes, blos in den Grenzen dieses Lebens eingeschlossenes, sondern mit seinen Folgen in die spätere Zukunft, wo nicht bis in die Ewigkeit sich erstreckendes und verbreitendes Wohl. Aber wie viele sind der Sterblichen, ja derjenigen vollkommenen Weisen, welche die Reiche ihrer Handlungen also überschauen, daß sie, das, was aus einer jeden Handlung, nicht zunächst, sondern in die weiteste Entfernung und Zukunft fließet, einsehen und voraus erkennen. Wie viele Betrachtungen müssen dabey ange stellt werden, welche wieder andere Gründe zum voraus setzen? Und wenn denn die Selbstliebe geläutert werden soll: wodurch wird sie geläutert; und wie wird sie geläutert? Ich weiß
und

nicht anders, als durch Erwägung der wahren Beschaffenheit und des Werths der Dinge, und durch Vernunftbetrachtungen. Schwer wird es bey dem allen immer werden, alles was wir zu beobachten schuldig sind, auch die Ehrfurcht gegen Gott, die Pflicht gegen andere, die Liebes- und Freundschaftsdienste, die Obliegenheit gegen das Vaterland, welche oft die Aufopferung unsers Lebens und Wohls heischen, ohne Schwierigkeit heraus zu wickeln. Gesezt, wir überwänden auch die Mühe der Künsteley; gesezt wir könnten auch die schweren Pflichten gegen andere, daraus genug einleuchtend machen: so wird der Antrieb doch immer Interesse werden; und dieses sollte nicht eigentlich bey den Pflichten statt haben. Ein Philosoph (Zöllner) endlich hat den Grundsatz durch eine weitläufige Umschreibung also erklärt und erweitert: „Thue Handlungen, die dich vollkommen machen, zur Ehre Gottes, aus Liebe gegen Gott, und deine Mitgeschöpfe; begehre deine Vollkommenheit nicht als Zweck, sondern als Mittel, nicht um deinerwillen, sondern um Gottes und deiner Mitgeschöpfe willen.“ Wohl! aber jetzt ist der Grundsatz auch ganz verändert, und wir werden Gründe nö-

thig haben, seine Bestimmungen zu beweisen, welche die Vernunft hergeben muß. Ich schliesse hieraus, daß der Weltweise fortfahren müsse, das Vernunftmäßige und Gerechte der Pflichten zu beweisen; daß es für uns, die wir in besseren Bewegungsgründen unterwiesen sind, anständig sey, nicht sowohl auf den Nutzen, als auf das, was die Würde der Pflicht erfordert, unser Augenmerk zu lenken, und daß wir dennoch versichert seyn können, daß, wenn wir uns rechtmässiger, Gottes Eigenschaften würdiger, uns und andere beglückender, und den Umständen gemäßer, d. i. kluger Handlungen beflissen, verhalten, Bervollkommnung, Glückseligkeit und Ruhe unsere Belohnung und Frucht sind. Ich habe von den Grundsatz des Willens Gottes schon im Anfang geredet, ich will noch eines andern erwähnen, welcher von dem moralischen Gefühl hergenommen, und gleichfalls als ein Beweis und Bewegungsgrund der moralischen Pflichten vertheidigt wird. Ich leugne nicht, daß in unserer Natur ein sensus moralis vorhanden sey, indem wir ja einen sensum logicum oder veritatis cognoscendae und einen aestheticam oder pulcrum haben. Aber wie diese beyden letzten,

so

so muß der erste durch gute Gegenstände und Beispiele, durch Betrachtungen, durch Aufmerksamkeit auf sich selbst, hervorgezogen, entwickelt, geübt, und gebildet werden. Wir sehen aus der Erfahrung, daß wenn uns etwas gefallen soll, selbst in natürlichen Dingen, ein Boden in der Seele seyn muß, mit welchem jener Gegenstand übereinstimmt. Es müssen also gewisse Empfindungen des Wahren, Schönen, und Guten gebildet seyn, weilerwas Wahres, Schönes und Gutes von uns gebilligt werden soll. Wenn wir also die Gründe zur Sittlichkeit gelernt, würdige Exempel der Tugend gesehen, und keine Begierde oder Handlung unerwogen, zur Wirklichkeit haben gedeihen lassen; so bemächtigen sich jene moralische Betrachtungen und Gegenstände so sehr unserer Triebe und Empfindungen, daß wir endlich, wie bey dem Geschmack, ohne uns eben beständig des Grundsatzes deutlich zu erinnern und ohne ein wirkliches Besonnenment mit Rührung und Reiz, nach dem innern Gefühl handeln können, und es wird uns eben so schmerzen, dieses übertreten zu haben, als es den schönen Geistern empfindlich ist, den gesunden und richtigen Geschmack beleidigt zu haben.

K 2

Ein

Ein solches gebildetes moralisches Gefühl ist wohl so wenig ein Besitz und Eigenthum aller Menschen, so wenig es das gebesserte Gefühl des Wahren und Schönen ist. Die Erfahrung lehret, daß es nur eine kleine Zahl von Menschen gebe, die ein richtiges Urtheil über die Moralität der Handlung fällen; dahingegen eine große Zahl derer gefunden wird, deren Urtheil ganz unterschieden ist, als wenn sie nicht mit jenen aus einerley Stoff gebildet oder gar des Gefühls beraubt wären. Eine Appellation an das moralische Gefühl kann also auch nur bey ausgebildeten Seelen statt finden, welche sich Mühe gegeben haben, ihre Empfindungen zu verbessern, und über Handlungen und Pflichten anhaltend nachgedacht haben. Ja es kann geschehen, daß jemand, dem der Erwerb einer tugendhaften Denkungsart durch frühe Beyspiele des Guten und eine glückliche Erziehung leichter geworden, das in ihm dadurch aufgerichtete Gefühl für natürliche Fühlung, Naturel oder eine eingepflanzte und allgemeine Regung hält, und darauf seine Pflichten baut; welches einigen Weltweisen wiederfahren seyn mag, die das moralische Gefühl so anhaltend vertheidigen. David For-
Dyce in seinem Clements of moral Philosophy, wel-

welcher den moralischen Sinn gleichfalls zum allgemeinen Gesetz in uns macht, und ihn „durch eine innerliche Empfindung, welche uns plötzlich und unwiderstehlich in allen Vorfällen fast eben auf die Art, wie wir Unlust und Vergnügen empfinden, von unserer Pflicht überzeuget, und durch ein geheimes Vermögen, welches vermittelt einer plötzlichen und augenblicklichen Sympathie, vor den kalten Berathschlagungen der Vernunft wirkt und unabhängig von aller Unterweisung, von allem vorläufigen Willen, die Leidenschaften, die zur moralischen Verbindlichkeit gehören, erwecket, und einnimmt, „erkläret, gesteht dennoch, daß die Preceptionen und Determinationen der Vernunft ebenfalls nothwendig sind; und antwortet auf den Einwurf: daß die Menschen untereinander in Absicht der Sittenlehre so außerordentlich verschieden sind, einige den Diebstahl, die Rache, die Grausamkeit, oder die Verfolgung für Tugenden halten, andere sich tausend Blendwerke von der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit machen; daß diese Verschiedenheit der Meinungen entweder aus den falschen Begriffen, welche sich die Menschen von dem Entzwecke ihrer Handlungen, von der Natur ihres Glückes, von den gemeinen oder beson-

dem Besten machen, oder aus Irthümern, welche die Religion und den Willen Gottes betreffen, und aus heftigen Leidenschaften entstehen, welche verursachen, daß sie das allgemeine Gesetz unrecht anwenden, und die Pflicht verabsäumen, die ihnen dasselbe vorschreibt. Was heinimmt aber die falschen Begriffe? was hebt die Irthümer? was regiert die Leidenschaften? Nichts als die recht angewandte Vernunft.

Ich will den Schluß dieser Abhandlung mit einer Betrachtung, über die Bedeutung des Wortes Tugend in der lateinischen und der deutschen Sprache machen. Es ist bekannt, daß der Name Virtus, welchen die Römer der Tugend beylegte, ursprünglich die Tapferkeit bedeutete, weil man das Wort von Vir herleitete und glaubte, daß keine Tugend den Mann mehr zierte und ihm ein größeres Ansehen gäbe, als die Tapferkeit, so wie andere sitzliche Tugenden dem zweiten Geschlechte zur Zierde gereicherten. Die Tapferkeit war das Werkzeug, durch welches die Römer sich zu der Höhe hinaufschwangen, und in dem ersten Zeitalter möchte sie bey dem Volke, das meistens aus Landleuten bestand, noch mehr gegolten haben. Standhaftigkeit, Stärke des Geistes sich Hindernissen entgegen zu setzen, und bey diesem Vor-

Vorsatz zu verharren, bis man diese Hindernisse überwunden und geendigt hat, zeichnere man mit dem edlen Namen der Tugend aus. Da der Staat auch friedliche Tugenden foderte stieg der Name vom Marktplatz und breitete sich ins bürgerliche Leben aus: er ward gleichsam eine Scheidemünze und ein Modeausdruck; denn man zierte auch die Güte der Körperlichen Dinge, der Pflanzen und der Waaren mit dem Namen Virtus. Die Philosophen setzten ihn zuletzt auf einen bessern Gipfel, und wandten ihn edlere Eigenschaften zu; sie benannten die Vollkommenheiten der Seele, besonders des Willens damit; und Cicero erklärt die Tugend durch die Fertigkeit der Seele, die der Vernunft gemäß ist. Cic. Qu. tulc. 2. c. 43. c. 18.

Unser deutscher Name, welcher auch in den Sprachen von deutscher Verwandtschaft vorkommt, im Holländischen, Deugd im Schwedischen Dygd, im Dänischen Dyd heist, drückt, wie er im Holländischen von dem Zeitworte Deuden taugen oder nützen herkömmt, den Nutzen aus, welchen ein Mensch, oder eine Sache zuwege bringt. In alten Zeiten mag diese Tauglichkeit gleichfalls Stärke, oder Tapferkeit bedeutet haben, weil die Völker in den ältesten Zeiten nöthig hatten, sich gegen die Anfälle anderer Völker zu vertheidigen. Und auch noch ist diese etymologische Bedeutung für die Moral sehr fruchtbar. Denn da wir

in niemandes Herz und Innerstes blicken können: so ist unserer Seele nicht anders vergönnet, den Menschen zu beurtheilen als nach dem Nutzen, den er entweder stiftet oder stiften könne. Es darf nicht einer dieselbe Geschicklichkeit haben, die die andern besitzen, aber nutzbar muß doch jedweder in seiner Art, in der Bestimmung als Mensch überhaupt, und als Erdbürger seyn. Die Tauglichkeit einer Sache aber wird aus dem Zweck erkannt wozu sie bestimmt ist, oder dienen soll; und die Erfüllung dieses Zwecks macht ihre Vollkommenheit. Ein Fehler, den man in dem Gebrauch der Bedeutung beging, schadet nur ihrem kernhaften Begriffe. Man vertauschte die ganze Summe zweckmäßiger Gesinnungen, welche die wahre Tauglichkeit des Menschen erst ausmachen, mit den einzelnen Eigenschaften. Man nannte jemanden Tugendhaft, wenn er ehrlich war, aber die große Tugend ist nicht die bloße Ehrbarkeit oder Ehrlichkeit, oder eine äußerliche Sittsamkeit, eine Wohlansständigkeit: sondern, die Uebereinstimmung der Neigungen und Handlungen, unter einander mit demjenigen, was die Vernunft durch die Betrachtung der Natur, des Zwecks und der Verhältnisse uns erkennen läßt, und welches die Offenbarung theils bestärkt, theils berichtigt und ergänzt hat, ist die Tugend; und wer sie besitzt, hat auch die höchste Stufe der Tauglichkeit oder Nutzbarkeit erreicht.



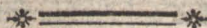
III.

Plan

eines vollständigen Systems

der speculativen

Weltweisheit.



Nuch in den Zeiten, worinn es scheint, daß man der Weltweisheit nicht mit der Begeisterung anhangt, mit welcher man sie in der Sectirerey zu verehren pflegt, hat sie ihre stillen Verehrer und genießt eines geheimen Anbaues. Ein Hennings vermehrte zu dieser Zeit mit weitläufiger Belesenheit ein Wörterbuch, welches in den Jahren seiner Entstehung zum Magazin der philosophischen Litteratur diente: und er wolte uns, da er so reiche Kenntnis der philosophischen Meinungen besitzt, noch ein eignes Wörterbuch geben, indem ein Wörterbuch durchaus litterarisch seyn muß, und man nicht darinn das System eines

Mannes nach philosophischen Rubriken zertheilt lesen, sondern die mancherley Meinungen und Beweisarten verschiedener Weltweisen zusammen antreffen will. Ein Meiners untersucht die philosophische Historie unparthenisch, als Waich in Göttingen die Rezerhistorie. Schütze bearbeitete die Idee, die eben der Herr Meiners in der Revision der Philosophie vorschlug, und entwarf eine Philosophie, worinn er den Menschen zum Hauptgegenstand machte, und alles auf ihn hinwand. Cochius, Eberhard und Cambe schreiben vortrefliche einzelne Abhandlungen über die Seelenlehre und Moral mit einem tiefen Einblick in die Seelenkräfte. Plattner ist unter wenigen im Stande, als Arzt, die Kräfte und Wirkungen der Seele in der Verbindung mit dem Körper zu betrachten, und liefert der Welt Anthropologien. Seine philosophischen Avorismen bezeichnen ihn zugleich als einen Denker mit vollkommener Belesenheit.

Bei diesen Bemühungen ist es wohl nützlich, auch ein System zu versuchen, worinn man die Schätze genutzet, und Wahrheit, Ordnung und Vollständigkeit, sich zu un-

ver-

verbrüchlichen Regeln gemacht hat. Die Wahrheit: Wo sie nicht dabey ist; der Gedanke sey noch so scharfsinnig und fein: so nützt er für die Erkenntnis und Weltweisheit nichts. Ordnung: der lernende muß erst vorbereitet und in den Geschmack gebracht werden. Es muß alles am rechten Orte gestellet seyn, ohne daß die Wissenschaften beraubt und die Materien zerriesen werden. Die vollständige Logik nützt nicht ganz im Anfange: sie ist die Führerin des zu bereiteten Gelehrten; ich habe das Nothwendige ihr vorausgeschickt; das Pragmatische bis ans Ende gelassen. Sie hatte aus der Psychologie die besten Capitel sich zugeeignet; ich habe, nach dem gefassten Vorsatz sie der Psychologie wiedergeben können. Die Ontologie wird am Ende erst recht verstanden. Ich glaube ihren Werth dadurch erhöht zu haben, daß ich ihr mehrere, aber ihr zukommende, Gegenstände widmete. Daher ist die Kallologie und Agathologie hineingekommen. Die Kallologie aber und die Aesthetik unterscheide ich. Jene ist die Wissenschaften der allgemeinen Eigenschaft des Objectivschönen; diese ist die Wissenschaft, einen schönen Geist, oder die sinnlichen Kräfte zum Schönen, zu bilden.

bilden, und ist daher der Logick angehängt. Vollständigkeit: ich halte dafür, daß für die Philosophie vergeblich erobert werde, wenn man es nicht in das System trägt, damit der Schüler darauf aufmerksam gemacht werde. Daher sind der Psychologie die Anhänge der dreysachen Anthropologie beygefügt worden.

Da diese Sammlungen mit den Zweck führen, daß in ihnen Entwürfe von Büchern vorgelegt werden dürfen: so habe ich hier den Plan einer lateinischen Schrift: *Delinatio Sistematicis Philosophiae Speculativae et Logices*, zum vorläufigen Anblick ausstellen wollen.

Vorläufige Einleitung.

Definition der Philosophie. Ursprung des Namens. Theile der Philosophie. Ordnung der Theile. Nutzen der Philosophie überhaupt, insbesondere, in den höheren Wissenschaften, z. E. der Theologie (vom Verhältnis der Philosophie zur Theologie, und ob alles, was in der Theologie wahr ist, es auch in der Philosophie sey?) in der Rechtsgelehrsamkeit, in der Medecin. Vergleichung der Philosophie mit der Mathematik, besonders in

in Absicht der Evidenz. Von dem Philosophen, wer es sey? Wie das Philosophiren von der Philosophie unterschieden? Vom philosophischen Genie; Eigenschaften eines guten Philosophen. Von der philosophischen Freyheit und Mässigung. Von der eclecticischen Philosophie. Von der Lehrart und Schreibart. Vom guten Geschmack in der Philosophie. (Woben der gute philosophische Geschmack vom guten ästhetischen Geschmack zu unterscheiden ist.) Von der popularen Philosophie; vom *sensu communi*. Ob es jetzt einen Unterschied zwischen der esoterischen und exoterischen Philosophie geben dürfe? Von den Wissenschaften, welche die Jugend getrieben haben soll, ehe sie die Philosophie anfängt. Eine kurze zusammenhängende Geschichte der Philosophie.

Erstes Hauptstück.

Propädeutische, oder vorbereitende Philosophie.

Erster Theil derselben. Erste Logik; enthält soviel als einem jeden Liebhaber der gründlichen Wissenschaften von den Regeln nöthig

nöthig ist, den Verstand in der Erkenntnis der Wahrheit zu gebrauchen.

Definition der Logik. Was Wissenschaft sey. Eintheilung der Erkenntnis a priori und a posteriori, ingleichen in die historische und philosophische Erkenntnis; unter die letztere gehöret die mathematische Erkenntnis.

Auflösung der Erkenntnis in Begriffe, Urtheile und Schlüsse.

I. Von den Begriffen. Eintheilung derselben in einzelne und allgemeine, klare und deutliche und der deutlichen in vollständig und ausführlich deutliche; ingleichen in wahre und falsche.

Mittel, wie allgemeine Begriffe gemacht werden; wie sie deutlich werden, durch Definitionen (Theile, Arten und Eigenschaften guter Definitionen), durch Divisionen und Distinctionen; wenn Begriffe wahr sind? Von den Zeichen der Begriffe und den Worten.

II. Von den Urtheilen und Sätzen. Eintheilung in einfache und zusammengesetzte, einzel-

einzelne Particularien und allgemeine, wahre und falsche. Von den Opinionen, Theoremen, Problemen, Postulaten, Hypothesen. Wenn Sätze wahr sind; Kennzeichen der Wahrheit. Von der Wahrscheinlichkeit und Gewisheit; von den Beweisen, von der Demonstration. Von den Ursachen der Falschheit der Sätze, von den Vorurtheilen, der Uebereilung, der Leidenschaften, dem Misverstand in der Rede.

III. Von den Schlüssen; den nutzbarsten Arten und Regeln derselben. Von der Methode, von den Corollarien und Scholien, von der Vertheidigung.



Zweiter Theil.

Philosophische Technologic.

Enthält die bekanntesten Erkenntnisgründe, allgemeine Begriffe, die in dem folgenden philosophischen Wissenschaften vorkommen, und die nützlichsten Sätze aus den Begriffen. Die Scholastiker hatten schon dergleichen Wissenschaft, die sie Technologia betitelten. Doch wollte ich

ich sie nicht zur bloßen philosophia definiiva machen, indem ich im Unterrichte die Erklärung der Begriffe aus der Erfahrung und dem Re- degebrauch erfinden lehren möchte.

Erstes Kapitel. Grundsätze.

1. Die Crussiuschen von dem Denken des menschlichen Verstandes: oder vollständiger: was wir nach dem Verstande von Gott anerschaffnen und in der Logik bewiesenen Regeln oder auch mit Deutlichkeit nicht anders als wahr Denken, das ist wahr. (Man sehe meine Abhandlung von den ersten Grundsätzen in der Weltweisheit und den schönen Wiss. S. 35.)

2. Das Principium des Widerspruchs: Es ist unmöglich, daß etwas zu gleicher Zeit sey, und nicht sey.

Zweites Kapitel. Allgemeine Begriffe.

Vom Dinge; vom Möglichen und Unmöglichen; vom Daseyn; von der Ursache, und dem Grunde; vom Beyeinanderseyenden und Aufeinanderfolgenden; von Raum und Zeit; Ewigkeit, Einerley, Aehnlich; gleich; zufällig und notwendig; veränderlich und unveränderlich; Wesen.

Wesen, Eigenschaften, Modi, Substanz und Accidens praedicamentale; Bestimmung; Einzig, Einfach, zusammengesetzt; ausgedehnt; Monaden; Materie, Körper, Figur; Bewegung, Maschine, Größe, Ausmessung, Grenze, Ganzes; Wahrheit, Ordnung, Regel; die Vollkommenheit und eine Vollkommenheit; Schön; Gut; Kraft; Grundkraft; endlich und unendlich, Zeichen und das Bezeichnere, Zusammenhang, Natur, das Natürliche und Uebernatürliche; die Welt; Wunder, Fortgang ins Unendliche, Seele, Geist, Gott, Ohngefähr, Schicksal; u. a. m.

Drittes Kapitel. Sätze. 3. S.

Sätze des zureichenden Grundes: Alles, was erkannt wird, muß einen Grund haben; alles was nicht durch sich selber ist oder seyn kann, muß einen äußeren Grund des Daseyns haben; alles was freye Wesen begehren, muß einen Grund haben, der ihren Willen dazu bestimmt.

Von der Möglichkeit kann man nicht auf die Wirklichkeit schließen.

Wenn die Ursache gesetzt wird, setzt man auch die Wirkung.

Wie die Ursache ist, so ist auch die Wirkung. Wie die Wirkung: so ist auch die Ursache. Die Wirkung kann nicht mehr enthalten, als die Ursache besitzt.

Das Wesen der Dinge ist unveränderlich und nothwendig. Die Eigenschaften können nicht von dem Wesen getrennet werden, oder wo das Wesen eines Dinges ist, sind auch seine Eigenschaften.

Alles, was existirt, ist auf das vollkommenste bestimmt.

Kein Allgemeines existirt für sich.

Alle endliche Dinge sind irgendwo und irgendwenn.

Der Satz des Nicht zu unterscheidenden.

Zwey Dinge, die einem dritten gleich sind, sind sich einander selber gleich.

Das Ganze ist größer als sein Theil. Das Ganze ist allen seinen Theilen zusammen genommen gleich.

Das Ganze ist größer als sein Theil.

Man kann nicht ein Ding ins Unendliche theilen.

Es giebt keinen Fortgang ins Unendliche.

Das Einfache ist nicht körperlich ausgedehnt, u. d. g.

Zwey

Zweytes Hauptstück.

Eigentliche speculative Philosophie, oder Metaphysik, oder Philosophie der Dinge, die nicht in die äusseren Sinne fallen.

Erster Theil, die Psychologie.

Erstes Kapitel. Vom Wesen der Seele, Gründe der Wahrscheinlichkeit, daß sie einfach sey. Grober und subtiler Materialismus.

Zweytes Kapitel. Vom Ursprung der Seele.

Drittes Kapitel. Vermögen der Seele. Eintheilungen.

I. Erkenntnißvermögen.

1. Empfindungsvermögen, äusseres und inneres.

2. Gedächtniß im weitläufigen Verstande, oder Vermögen die Bilder zu behalten. Daraus entspringen Einbildungskraft, Erinnerungsvermögen und der Witz. Diese beyden Vermögen kann man auch den Thieren in gewissem Grade und Maaß beylegen.

3. Das Vermögen, alle diese Dinge weiser zu behandeln und zu betrachten, oder

die Reflections (Erwägungs-) Kraft, dieses Vermögen erweckt und unterstützt die Einbildungskraft, das Gedächtniß und den Witz; begreift aber auch verschiedene Gattungen unter sich.

a) simple Reflexion oder Erwägung seiner selbst und anderer Dinge ist, Bewußtseyn.

a) wenn das Bewußtseyn auf die vergangenen Dinge geht, daß sie da gewesen, Erinnerungskraft.

β) Wenn es auf Eine Sache vornehmlich gerichtet ist, Aufmerksamkeit.

b) Wenn die Reflexion zum Zweck hat, eine deutliche Erkenntniß der Sachen sich zu erwerben, ist es Verstand in engerer Bedeutung.

c) Wenn die Reflexion zur Bildung allgemeiner Begriffe angewandt wird, Abstraction.

d) Wenn sie den Zusammenhang der Dinge einzusehen sucht, Vernunft.

e) Wenn sie Beschaffenheiten, Verhältnisse und Unterscheide der Dinge betrachtet; Beurtheilungsvermögen (iudicium discretivum,

f) Wenn

f) Wenn sie aus den erkannten Sätzen neue ziehet: Vermögen Schlüsse zu machen, oder Schlusskraft.

Anmerk. Wenn ein Vermögen sich mit dem andern verbindet entstehen neue, als das Dichtungsvermögen und das Vorhersehungsvermögen. Vom Genie.

II. Das Begehrungsvermögen, oder der Wille, deutliches und undeutliches Begehren. Von den Trieben, Begierden, Neigungen, Affekten, Leidenschaften, und Temperamenten.

III. Die Freyheit des Willens. Bestreitung des moralischen Fatalismus.

Viertes Kapitel. Von der Unsterblichkeit der Seele: ob dieselbe sich aus dem Wesen und den Eigenschaften der Seele folgern oder daraus vollkommen erweisen lasse? Die eigentlichen Gründe findet man in der natürlichen Gottesgelahrtheit.

Fünftes Kapitel. Vergleichung der menschlichen Seele mit den Seelen der Thiere. Eintheilung der Thiere in Thiere ohne Seelen und mit Seelen, und die letzteren mit vernünftigen und unvernünftigen Seelen, Fähigkeiten

der beseelten Thiere, ihre Kunsttriebe, Charakter der Menschheit.

Anhang der Seelenlehre, Anthropologie.

1. *Metaphysische Anthropologie* betrachtet den Menschen im Ganzen, oder die Seele in Verbindung des Leibes, und diesen in Verbindung der Seele; handelt also von der Structur des Leibes, besonders vom Gehirn, von den Behülfeln der Seele, von dem Einfluß des Körpers in die Seelenkräfte und rückwärts; von der Entstehung des Menschen, seinen fortgehenden Altern, Temperamenten, vom Tode, Zustand nach dem Tode.

(Schriftsteller hievon sind: Plattners Anthropologie, Schüze Metaphysik.)

2. *Moralische Anthropologie*, wie sich das Gute und Böse in dem Menschen von Jugend auf entwickelt. Von dem natürlichen Verhältniß des Menschen gegen das Gute und Böse. Ob der Mensch angebohrne Begriffe vom Guten und Bösen habe? oder angebohrne Triebe dazu? Von der Proportion der Kräfte des Leibes und der Seele zum Guten: oder,

oder, hindert die Seele den Leib, und der Leib die Seele im Guten nicht? Der Mensch ist ein vernünftiges Thier. Erniedrigung des Menschen zum sinnlichen Thiere. Das mittlere Verhältniß; vom moralischen Wachstum. Erhebung des Menschen über die Mitte. Oberste moralische Staffel eines Menschen.

3. *Historische Anthropologie*; wie sich die Menschen (oder das menschliche Geschlecht) aus dem ersten ursprünglichen Zustande der natürlichen Unschuld allmählich zu andern Ständen entwickelt haben. Entwurf dazu habe ich in des Alex. Gerards Gedanken von der Ordnung der philosophischen Wissenschaften, in der dritten beygefügtten Abhandlung gezeichnet.

(Dazu dienende Schriftsteller sind Iselins Geschichte der Menschen, Fergusons Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft.)

Zweiter Theil der Metaphysik.

Die natürliche Gottesgelahrtheit.

Erstes Kapitel. Allgemeiner Begriff von Gott.
Ob uns ein Begriff von Gott angebohren sey?

Zweytes Kapitel. Existenz Gottes.

Gründe a priori

1. Des Anselmus und Des Cartes Beweis aus den Begriff des allervollkommensten Wesens; vom Mendelson in der Abhandlung von der Evidenz erläutert.
2. Kants: weil sonst nicht einmahl etwas möglich wäre.

Gründe a posteriori.

1. Aus der Zufälligkeit der Welt, beruht auf den vier Sätzen a) die Welt ist da. b) Sie ist nach den Körpern sowohl als Geistern nicht durch sich selbst entstanden. c) Sie ist auch mit den sich bewegenden Körpern und ihren Fortpflanzungen nicht ins Unendliche ohne Anfang fortgegangen. d) Sie muß also außer sich ein Wesen von schöpferischer Macht zur Ursache haben. (Man sehe davon mein Schreiben an Herrn Nicolai S. 50.)
2. Aus der Ordnung und Vortreflichkeit der Welt.

Wägung einiger anderer Beweise z. E. aus der Uebereinstimmung der gesitteten Völker in dieser Lehre; aus der Neuheit der Welt; aus dem

dem Gewissen; aus dem Sichern (ex turo), aus besondern Gattungen der Geschöpfe.

Drittes Kapitel. Einzigkeit Gottes.

Versuche einiger Weltweisen, mehrere Individua in Gott zu vermuthen, oder gar zu erweisen.

Viertes Kapitel. Eigenschaften Gottes.

Erste Abtheilung. Eigenschaften, die aus der Betrachtung der Welt erkannt werden; als, Verschiedenheit von der Welt und Substantialität, große Einsicht, und Bestand, große Macht, Wille und Freyheit derselben, Weisheit, Güte.

Zweyte Abtheilung. Eigenschaften, welche durch Hülfse der Schlüsse erkannt werden: Innere Nothwendigkeit, Ewigkeit, Unabhängigkeit, höchste Vollkommenheit, Unendlichkeit, Einfachheit, Geistigkeit, physische und moralische Unveränderlichkeit, Liebe, Heiligkeit, allgemeine Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Allmacht, Seligkeit, Unbegreiflichkeit.

Dritte Abtheilung. Eigenschaften, welche wir durch die Belehrung der Offenbarung mit der Philosophie vereinigt haben. Die Allwissenheit in ihrem Umfange, die Wahrhaftigkeit

tigkeit in den Vorherverkündigungen, die Unermesslichkeit und die Allgegenwart.

Fünftes Kapitel. Werke Gottes.

1. Die Schöpfung. Ob die Welt von Ewigkeit seyn könnte? Zweck der Schöpfung: Unterscheidung zwischen Antrieb Gottes zur Schöpfung und Zweck der Welt. Jener ist der Trieb der Thätigkeit der großen Eigenschaften Gottes; und ausser Gott vielleicht alles das mannichfaltige Gute, von welchem er voraussetzte, daß es durch die Thätigkeit seiner Vollkommenheiten aus der Schöpfung erfolgen würde. Die Welt aber führte zum Zwecke die Bekanntmachung der Vollkommenheiten, verknüpft mit der Glückseligkeit der Geschöpfe. Ob diese Welt die beste heißen könne?

2. Die Vorsehung im allgemeinen Verstande. Dazu gehört 1. Erhaltung. 2. Mitwirkung, a) allgemeine. b) besondere, diese 1) durch veranstaltete oder gar unmittelbare Mittheilung nützlicher Erkenntnisse und seines Willens. 2) Durch veranstaltete oder gar unmittelbare Wirkungen, 3) durch Mittheilung so vieles Guten, als Geschöpfe dessen fähig sind.

3. Re-

3. Regierung zum Besten der Geschöpfe und des ganzen Reichs. a) Sorge, daß seine Zwecke nicht unterliegen. b) Er kann Wunder thun, und sie sind ihm nicht unanständig. c) Er kann und wird das Uebel in der Welt zum Guten lenken. d) Er wird, weil er immer ist und bleibt, das, was in diesem Lauf der Dinge nicht geschehen mag, der Umstände wegen auch nicht kann und soll, in der spätern Zukunft ausrichten. Und daher ist es mehr als wahrscheinlich, daß er die Seelen fortdauern lassen.

Gründe 1. der Alten von der Unsterblichkeit der Seele, des Plato, der Stoiker und des Cicero. Gründe, womit Mendelson des Platon Phädon unterstüzet hat.

2. Der Neuern, welche durch die Offenbarung versichert worden sind.

Wahrscheinliche aus der möglichen Vermehrung der Fähigkeiten; aus dem Verlangen nach der Unsterblichkeit; aus dem frühzeitigen Tode der Kinder, Jünglinge und Weisen, aus dem Selbstmorde, (nach Kästnern).

Gewissere 1) aus den Eigenschaften der Gerechtigkeit und Güte Gottes. 2) Aus der Ueber-

Uebereinstimmung der ganzen Welteinrichtung mit der Unsterblichkeit der Seele.

Theodicee, oder Vertheidigung Gottes entweder überhaupt, oder besonders in Zulassung des Bösen.



Dritter Theil der Metaphysik,
Ontologie oder Grundwissenschaft, (oder philosophische Architectonick nach dem Lambert.)

Erste Abtheilung. Eigentliche oder allgemeine Ontologie; von den allgemeinen Eigenschaften der Dinge.

Tiefere Untersuchungen über die Grundsätze der menschlichen Erkenntniß. Abstractere Entwicklung der Eigenschaften der Dinge; vollständige Eintheilungen und Lehrsätze von demselben, z. E. vom Wesen, von den Eigenschaften, Ursachen, Kräften, von der Zeit und dem Raum, dem Nothwendigen und Zufälligen, Endlichen und Unendlichen u. s. f.

Zweyte Abtheilung. Speciellere Ontologie.

Erster

Erster Abschnitt. Monadologie oder allgemeine Lehrsätze von den einfachen Dingen.

Zweyter Abschnitt. Somatologie, (oder die allgemeinste Physik) von den allgemeinen Eigenschaften der Körper.

Dritter Abschnitt. Mechanologie, oder die allgemeinen Eigenschaften einer Maschine.

Vierter Abschnitt. Cosmologie, allgemeine Beschaffenheit einer Welt. Vom Zusammenhange; von den allgemeinen Gesetzen der Bewegung; von der Vollkommenheit einer Welt.

Fünfter Abschnitt. Pneumatologie, von den allgemeinen Eigenschaften eines Geistes.

Anhang. Démonologie enthält Vermuthungen von endlichen Geistern, die von der menschlichen Seele unterschieden sind. Von Gespenstern und Zaubereyen.

Sechster Abschnitt. Kallologie, oder von den allgemeinen Eigenschaften des Schönen.

1. Worinn das Schöne überhaupt bestehe,
2. Eigenschaften, die bey allen Arten des Schönen nöthig sind. Z. E. Wahrheit, Deutlichkeit, Neuheit, Mannichfaltigkeit,

mit

mit der Einheit, Schicklichkeit und Würde.

3. Arten des Schönen 1) das simple Schöne.
2) das Nührende. 3) das Erhabne.

Siebender Abschnitt. Agathologie, von dem, was gut und moralisch gut genannt werden kann.

Postulat der allgemeinen Agathologie: Handle der Natur, den Zwecken, den Umständen und Verhältnissen der Dinge gemäß, d. i. handle vernünftig.



Drittes Hauptstück der Philosophie.

Vollständigere Logik, oder Wissenschaft von den Regeln, den Verstand zu gebrauchen, in Erforschung, Vermehrung, dem Vortrage und der Beurtheilung der Wahrheit.

Erstes Kapitel. Von der Erkenntniß an sich selbst.

Erster Abschnitt. Quellen der Erkenntniß, (der Erfahrung und der Vernunft.)

Zweyter Abschnitt. Eigenschaften der Erkenntniß.

1. Die

1. Die Deuschlichkeit

- a) durch Merkmale, dabey von den Definitionen und Beschreibungen.
b) durch die Theile der Sache; von den Einteilungen (hiebey von den Prädicamenten des Aristoteles) und den Unterscheidungen. (Hiebey eine Sammlung von den gebräuchlichsten Unterscheidungsarten.)

Von der Vollkommenheit der Sprache.

2. Wahrheit. Quellen und Gründe der Wahrheit. Inwiefern die Sinne in unsre Verstandsbegriffe einfließen? Von der Wahrscheinlichkeit; Arten derselben; Grade; Gebrauch des Schlusses der Analogie. Von der Gewisheit. Ob sie subjectiver oder auch objectiver Art seyn könne? Kennzeichen der Gewisheit. Von den Vernunftschlüssen; vom Calculo Syllogistico.

Vom Zweifel. Von den Irrthümern 1) den Quellen und Ursachen derselben. Von den Vorurtheilen 2. Regeln wider die Irrthümer, wodurch die Logik eine medicina mentis wird.

Zwey

Zweytes Kapitel. Von der Erwerbung und dem Wachsthum der Erkenntniß.

Erster Abschnitt. Durch die Vorbereitung von einer wohl eingerichteten Erziehung. Allgemeine Regeln der Erziehung in Absicht der Erkenntniß.

Zweyter Abschnitt. Durch Unterricht. Von der Selbsterlernung. Regeln des Lehrens und Lernens in niedrigen Schulen und auf Universitäten. Von der Erlernung der Sprachen, der Geschichte und der Wissenschaften.

Dritter Abschnitt. Durch eignes Studiren, und zwar 1. durch Lesen. Vom Exerciren.

Vierter Abschnitt. Durch Nachsinnen, theils über das Gelesene, theils durch ein freywilliges Nachsinnen. (Dabey das Nützlichste von der Topik der Alten.)

Fünfter Abschnitt. Von der Erfindung. Eintheilung der Erfindungen. Von der Heuristik, dazu wohl nur allgemeine Vorschläge gegeben, aber durch Exempel erläutert werden können.

Drittes Kapitel. Von dem Vortrage und der Vertheidigung der Wahrheit.

1. Vom

1. Vom einfachen Vortrage, a) vom mündlichen Lehren überhaupt. Ob man alles vortragen solle, oder ob nicht auch Vorurtheile zu behalten sind. Von der esoterischen und exoterischen Weltweisheit.

b) Vom Bücherschreiben. Ratschläge darüber.

2. Von der Vertheidigung; von der schriftlichen oder der allgemeinen Polemik; von der mündlichen Streikunst und Vertheidigung, oder der Dialectik und Disputir Kunst.

Viertes Kapitel. Von der Beurtheilung der Erkenntniß, oder der besondern Kritik. Von der Kritik der alten Schriftsteller. Von der allgemeinen Hermeneutik. Von der Kritik der Bücher, wobey die Eigenschaften der dogmatischen, historischen, rhetorischen und poetischen Bücher erzählt werden. Vom Recensiren.

Fünftes Kapitel. Von den Grenzen der menschlichen Erkenntniß. Von den subjectiven und objectiven Grenzen; ob sie bestimmt werden können? Vom Verhältnisse des Ver-

W

standes

178 Plan eines vollständigen Systems
standes gegen die von Gott geoffenbarten Ge-
heimnisse.

Erster Anhang der Logik.

Die Aesthetik.

Aesthetik überhaupt ist die Wissenschaft von der sinnlichen Erkenntniß entweder aller, oder insbesondere, der angenehmen sinnlichen Erkenntniß, oder welche Vergnügen erwecket. Die erste wird aus der Psychologie das untere Erkenntnißvermögen heraus nehmen, und die Kunst aufzumerken, zu reflectiren, zu vergleichen, zu abstrahiren, zu versuchen, und die Sinne zu schärfen, beschreiben. Diese wäre die allgemeine Aesthetik. Die zweyte ist eine Wissenschaft der Regeln der sinnlichen Kräfte in Erkenntniß des Schönen. Sie bildet also das Vermögen, das Schöne zu empfinden, oder den Geschmack; weist aber auch an, selbst etwas Schönes zu erfinden; lehret folglich die Kunst, witzig, scharfsinnig und erhaben zu denken, zu imaginiren, zu dichten, zu rühren, das Schöne vorzutragen und zu beurtheilen; welches letzte die schöne Kritik ist. Alles dieses handelt sie erst allgemein ab; darauf wendet sie es auf die einzelnen schönen Wissenschaften
und

der speculativen Weltweisheit. 179

und Künste an; sie zeigt wie z. E. ein Redner Thema und Inhalt erfinde, anordne, und durch Beweise und Bewegungsgründe erweitere; endlich sich rein, zusammenhangend, zierlich und anständig ausdrücke; sie geht dann zur allgemeinen Poetik fort, welche die allen Gedichten gemeinschaftlichen Regeln darstellt; und wird auch Exempel aus den schönen Künsten, der Malerey, der Bildhauerkunst und Baukunst beyfügen.

Zweiter Anhang.

Encyclopädische Einleitung in die Wissenschaften der ganzen Gelehrsamkeit.

(Nach dem Sülzerschen und Menberschen Entwurf) so aber, daß man bey den Wissenschaften zeige, worinn sie vermehrt und verbessert werden können.

Gottl. Schlegel.



IV.

R e d e

worinn einige Begebenheiten
der ältern

Geschichte Lieflands

erläutert werden,

bey der Gelegenheit, als der Herr Syndikus
Johann Giese Schulz

zu Dörpat

am 21sten Hornung 1772 eingeführt wurde,
gehalten von

Friedrich Konrad Gadebusch,
Justizbürgermeister daselbst.



Ein edler Rath hat den heutigen Tag ange-
gesaget, daß der neuerwählte Herr
Syndikus Johann Giese Schulz sein
Amt in Besiz nehmen und sich mit der Stadt
von neuem verbinden soll.

Dörpat hat seinen ersten Ursprung einem
russischen Prinzen, dem Großfürsten Georg,
oder,

oder, wie er sich hernach nannte, Jaroslaw
zu danken. Dieser Herr überwand im Jahre
1030 die Tschuden, welche die lateinischen
Schriftsteller Sudetes heißen; und bauete in
dem Lande der Bezwingenen eine Burg, die
von ihm den Namen Georgenstadt erhielt.
Die Tschuden waren ohne Zweifel ein Zweig
der Esthen oder Finnen, welche in ihrer Spra-
che die neue Burg; um welche sie sich anbaue-
ten, Tarto nenneten. Aus dem letzten Worte
ist nach aller Wahrscheinlichkeit der Name
Tarpas und Dorpat entstanden, womit die
Deutschen, als sie gegen das Ende des zwölft-
ten Jahrhunderts nach Lioland kamen hier
nach und nach einen ganz neuen Staat grün-
derten, diese Stadt belegeten. Herrmann
von Apeldern, der erste Bischof allhier, er-
oberte das Schloß im Jahre 1223 und sein Bru-
der, Johann von Apeldern, trug bey diesem
wichtigen Siege dem größten Ruhm davon.
Er war der erste, der den Wall erstieg. Von
dieser Zeit an hat Dörpat unter seinen Bischö-
fen und den folgenden Landesherren deutsche
Einwohner und, gleich anderen Städten, ein
Stadtregiment gehabt, nämlich einen Rath
und zwei Gilden. Der Rathstuhl war zahlrei-

cher als ist. Er bestand aus vier Bürgemeistern und zwölf Rathsherren. Es fehlte ein Syndikus. Die Stadtgeschäfte nahmen gegen das Ende der bischöflichen Regierung dermassen zu, daß man auf einen solchen Beamten bedacht seyn mußte. Am 16ten des Heumonates 1550 wurden in der Rathsversammlung die Briefe des Kurfürsten, Joachims II, von Brandenburg, des Herzogen, Heinrichs des jüngeren, von Braunschwig, Wilhelms und Ludwigs, Gebrüder Pfalzgrafen beym Rhein und der Städte, München und Berlin, verlesen. Die Menge der Geschäfte bewog also den Rath, einen Syndikus auf zwey Jahre anzunehmen, ihm eine in damaligen Zeiten ansehnliche Besoldung bezuzahlen und ihm, nach der Gewohnheit aller Städte, den nächsten Sitz nach den Bürgemeistern über alle Rathsherren einzuräumen. Man trug dem Bürgemeister Heinrich von Wangersen auf, weil derselbe eben nach Reval reisete, dort den Magister Stephan Geriken zu diesem Amte willig zu machen. Dieser nahm das Amt unter der Bedingung an, daß man ihm freye Behausung, eine Last Roggen, eine Last Malz und 250 Mark jährlich geben sollte.

Bald

Bald darauf nahm die bischöfliche Regierung ein Ende. Livland wurde der Schauplatz eines blutigen Krieges, dessen Geschichte man ohne Entsetzen nicht lesen kann. Am 24sten Hornung 1582 nahm der König in Polen, Strepban, nach dem mit Rußland geschlossenen Frieden, durch seinen Feldherren Zamoiski diese Stadt in Besiz. Diese polnische Regierung währte in Dörpat bis 1625. In dieser Zeit ist Christian Schraffer hier Syndikus gewesen. Wer die livländische Geschichte gleichsam nur auf die Zunge genommen und gekostet hat, der wird ihn kennen, wenigstens dem Namen nach. Soll ich ihn loben oder tadeln? In den gemeinen Geschichtsbüchern wird er nicht zum besten beschrieben. Ja, man trägt kein Bedenken, ihn mit den scheußlichsten Farben abzumalen. Ob man ihn gekannt habe, ob die Männer, die sich an die livländische Geschichte gewaget, geschickt gewesen seyn, diesen Diener seines Herren zu beurtheilen, das ist noch die Frage. Ich versuche es, diesen Mann, der unser Mitbürger geworden, euch aus den Trümmern, die von ihm übrig sind, zu beschreiben. Wollte Gott! ich könnte ihn nach dem Leben schildern. Ma-

M 4

gnus

gnus von Holstein kam am 14 April 1560 in Livland an, mit keiner geringeren Absicht, als ein neues Königreich zu stiften. Diese Erscheinung erregete auf der einen Seite Furcht, auf der andern Hoffnung. Bertier, der glückliche Schöpfer eines neuen Fürstenthums, betrachtete diesen königlichen Prinzen als die vornehmste Hinderniß seiner weit aussehenden Anschläge. Ein großer Theil des livländischen Adels glaubete, in dem jungen munteren Herren einem andern Saturn zu finden, welcher die goldene Zeit in unser damals betrübtes Vaterland mitgebracht hätte. Diesen Prinzen diente Schraffer zugleich als Hofprediger und als Rath. Er war also ein Mann, der das geistliche und leibliche Wohl seines Herren zu lenken wußte und wirklich lenkete. In einer kurzen Zeit brachte Magnus die drey Stifter, Oesel, Kurland und Reval, die Vogtey Soneburg und die Abtey Padis an sich. Nunmehr richtete er seine Absicht auf Reval und die umliegende Gegend. Schweden kam ihm zuvor. Friederich II. war hierbei unbehutsam. Bertier wollte nicht länger warten und suchte sich mit Polen zu vereinigen. Rußland machte Anspruch auf ganz Livland. Magnus sah,

daß

daß Bertier die polnische Hilfe suchte; und trachtete Rußland völlig zu gewinnen. Er gab seinen Unterthanen schöne Freyheiten, um diejenigen, welche es noch nicht waren, zu überführen, daß sie unter ihm glücklich werden könnten. Taube und Kruse sucheten ihre dem Zaren gethane Verheißungen hauptsächlich durch den Herzog von Holstein auszuführen, und dieser sahe jene für die Werkzeuge an, wodurch das lange gedachte Königreich zum Stande gebracht werden könnte. Dörpat war der Ort, wo dieses geschehen sollte; und wo Taube und Kruse sich zu dem Ende aufhielten. Magnus erlangete von dem Zaren den königlichen Titel und seine Verwandtinn Maria zur Ehe. Die Einwohner der Stadt Dörpat, welche in diesem erschrecklichen Kriege schon zweymal nach Rußland geführt worden, erhielten ihre Freyheit. Reval wollte sich dadurch nicht bewegen lassen, das schwedische Regiment einem andern nachzusetzen. Magnus gieng selbst nach Rußland und nahm 1570 den Titel eines Königs in Livland an. Das Schloß Oberpalen wurde die königliche Residenz. Viele Livländer, welche in Rußland gefangen waren, kehrten

M 5 nach

nach ihrem Vaterlande zurück. Dieses gesiel. — Schraffer, welcher an allen Anschlägen des Herzoges das größte Theil hatte, wurde in den Himmel erhoben; jedoch, da die Zeiten sich änderten, in die Hölle gestürzt. Der gemeine Mann machet es niemals anders. Anlagen weis er nicht zu beurtheilen. Aber nach dem Ausgange ist er klüger, als der die Anlage gemacht. Der neue König belagerte Reval. Hier that ihm Schraffer sehr große Dienste. Seine Feinde müssen ihm den Ruhm der Beredsamkeit bey aller Bitterkeit lassen, welche sie sonst wider ihn hegen und auswerfen. Reval blieb dem Könige im Schweden treu. Ruffow erhebet die Tapferkeit der Einwohner und der Besatzung. Aber dieses war nicht die einzige Ursache, warum Magnus die Stadt nicht eroberte.

Unser Archiv zeigt eine andere, welche vielleicht eben so stark, als die Tapferkeit, gewirkt haben mag; den Geldmangel, wovon man bey den bisherigen Geschichtschreibern dieses Landes noch nichts anrührt. Siärne selbst schreibt nur den Ruffow ab und was soll ich von Belchen sagen? Diese Leute haben Nach-

richten

richten aus den Archiven gehabt; aber, wenn diejenigen, welche den Archiven vorstehen, nicht wissen, wie sie benützet werden können; so läßt man den Kern liegen und brauchet die Schale. Taube und Kruse verließen Ruzland und den neuen König, traten zu den Polen, erregten einen Aufstand und ein Blutband in dieser Stadt und verursacheten dadurch, daß die deutsche Bürgerschaft, die niemals unschuldiger gewesen, theils niedergehauen, theils nackt und blos, zum dritten mal, nach Rußland geschleppt ward. Im Jahre 1575 verbreitete Magnus die Gränzen seines Reiches. Dennoch kam er auf andere Gedanken; und zwey Jahre hernach faßte er den Vorsatz, sich mit Polen zu verbinden. Unter allen seinen Rätthen fand er zu dieser Handlung keinen geschickteren Mann, als Schraffer. Die Sache mußte insgeheim betrieben werden. Allein der Zar erfuhr wenigstens ein Stück des Geheimnisses und kam selbst nach Livland mit einem starken Heere. Magnus gerieth in die mislichsten und gefährlichsten Umstände. Schraffer war nirgends zu sehen. Unwissenheit und Schmähsucht machten sich über ihn her. Man scheuete sich nicht, laut vor-

vor-

vorzugeben, er habe nebst dem Glücke seinem Fürsten den Rücken gekehret. Dieser verdiente Mann arbeitete an dem kurländischen Hofe, in aller Stille, zum Vortheile seines Herren. Sobald der Zar Livland verlassen hatte, trennete sich Magnus von Rußland, vereinigte sich mit Polen und begab sich nach Piltzen, wo er nicht lange hernach, nämlich 1583 sein Leben in Ruhe beschlos. Schraffer dieneete diesem Fürsten bis an seinem Tod mit aller Redlichkeit, mit aller Klugheit; und da ihm alles zuwider war, schaffete er ihm, an statt eines gefährlichen Königreichs, ein sicheres Fürstenthum.

Schraffer verschwindet auf eine Zeitlang aus der Geschichte, bis er 1587 hier in Dorpat wieder erscheint, nicht als ein fürstlicher Minister, aber als ein redlicher Seelforger und als ein treuer Pfleger dieser Stadt, wozu er am 9ten des Herbstmonates berufen ward. Er war wirklicher Syndikus, ob er gleich den Titel verbat; und führte sein Predigamt, nebst dem Syndikat, mit einem großen Ruhme bis an das Ende seines geschäftigen Lebens, welches am 3ten Brachmonates

1602 erfolgete. Zu dieser Zeit hat er fast alle wichtige Bottschaften an den König Siegmund III. verrichtet, das wahre Beste der Stadt befördert, im größten Ansehen gelebet, Ruhe und Einigkeit in der Stadt unterhalten, die etwa entstandenen Zwissigkeiten unparteyisch beygelegt, sich die Liebe und Hochachtung der ganzen Stadt erworben und einen Sohn, Adam Schraffer, hinterlassen, der unter dem Könige Gustav Adolph Generalkriegskommissar und ein würdiger Erbe der väterlichen Eigenschaften gewesen. Man hoffe ich, daß man Christian Schraffer ganz anders ansehen werde, als er in den livländischen Geschichtbüchern aussieht. Ich freue mich, die verkannten Verdienste eines Mannes, bey uns so nahe angeht, in ihr wahres Licht gesetzt zu haben. Also müssen die Nachkommen denen, die ihre Zeitgenossen in einen übeln Ruff gebracht, aus wahrer Dankbarkeit das Aberkannte wieder zuerkennen.

In den schwedischen Zeiten treffe ich einen Sendesius an, welcher, nebst dem Bürgermeister Wybers, den ich niemals ohne Hochachtung nennen kann, 1650 nach Stockholm

190 Rede worinnen einige Begebenheiten

an die Königin Christina gesandt worden. Der Mangel, welcher um diese Zeit in unsern öffentlichen Nachrichten herrscht, untersaget mir von den Verdiensten dieses Mannes izt mehr anzuführen. Man kann leicht gedenken, daß es wichtige Geschäfte gewesen, welche den Rath bewogen, diese beyden Männer abzuschicken. Vielleicht entdeckt die Zeit, was uns zu dieser Stunde noch dunkel ist.

Endlich ist das Syndikat in dieser glorreichen russischen Regierungszeit ein beständiges Ehrenamt geworden und heute stelle ich euch, meine Freunde, den dritten Syndikus seit 1765 vor, den Herren Johann Giese Schulz. Er ist eine ziemliche Zeit unter uns gewesen. In den ihm anvertrauten Aemtern hat er sich fleißig und sorgfältig bewiesen. Mit diesem Fleiße hat er einen ordentlichen Wandel verknüpft. Beydes hat ihm das Vertrauen eines hochedlen und hochweisen Rathes erworben, dergestalt, daß er am achten Hornung einmüthig erwählt und von einem erlauchten hochverordneten kaiserlichen Generalgouvernement am 14ten gnädigst bestätigt worden.

Eine

der ältern Gesch. Ziesl. erläut. werden. 191

Eine löbliche Bürgerschaft wird also diesen neuen Herren Syndikus Schulz, als eine obrigkeitliche Person und als den Vertheidiger der Gerechtsame dieser Stadt ehren und lieben, damit derselbe um desto mehr erweckt werde, mit Freuden sein Amt zu verrichten und seine Obliegenheiten zu erfüllen.

Und dieses ist es, was diese Gesellschaft sich von dem Herrn Syndikus verspricht.

Ich wünsche Ihnen, mein Herr Syndikus, zu dem Ihnen anvertrauten Amte alles Glück, dem himmlischen Segen, die Freundschaft dieses Rathstuhls, die Ehrerbietigkeit der Bürgerschaft, eine Unverdroffenheit in den Arbeiten Ihres Berufs, die Verachtung ungegründeter böser Gerichte und ein gutes Gewissen, nicht vor den kurzsichtigen Menschen, sondern vor dem allwissenden Gott!

Nun erwarte ich, daß Sie Ihre Verbindungen eidlich bestätigen. Der Hr. Sekretär wird Ihnen den Eid vorlesen, vorher aber eines erl. hochv. kaiserl. Generalgouvernementes Bestätigung eröffnen.

V. Cr.

V.

Erläuterungen

zum Verstande der Schiffahrt und des Seekriegs nach alphabetischer Ordnung. Breslau, 1774. 560. Seiten in 8. ohne die Vorrede von 40. Seiten.

Von dieser Materie haben zwar Käsch und unser Landsmann, der Freyherr von Eggers, in ihren Wörterbüchern gehandelt: allein man wird deshalb doch auch diese Sammlung mit Vergnügen lesen und brauchen, welche von den Hrn. Professoren Johann Ephraim Scheibel'n herrühret. Sie unterscheidet sich durch sehr wichtige Artikel, wovon ich nur Beseck, Charren, und Seecharren, Länge, Sarter, Schiffahrt, Schlachtordnung, Seeschlacht, Seestaat und Seehr anzeigen will. Das ganze Buch zeuget von der Belesenheit des Uebers. Es würde derselbe aber diesem Werkchen mehr Vollkommenheiten geben können, wenn ihm seine Leser ihre Gedanken darüber mittheilen wollten. Bey einem solchen Unterrichte

richte wäre dieses sehr gut und würde dem Publikum zum wahren Besten gereichen. Man hat oft gewünschet, daß das sächische Wörterbuch in allen Stücken verbessert und vermehret werden möchte. Diesen Wunsch hat Herr Scheibel in Betrachtung des Seewesens in diesem Seelexicon erfüllet. Ich will die wenigen Anmerkungen, welche ich bey'm Durchlesen gemacht, mittheilen, nach der Ordnung der Artikel, wie sie im Buche stehen.

Beseck. Der Herr Verfasser führet zwar die Herren du Samel und Bouguer, nebst dem Kaiser Leo, an: Allein des Herrn Eulers gedenket er nicht, dessen Scientialis naualis schon zu St. Petersburg 1749 und dessen Theorie complete de la Construction et de la manoeuvre des vaisseaux schon 1773 im Druck erschienen ist. Im Artikel Schiffbaukunst erwähnt er zwar dieses verdienten Mannes, aber sehr kurz. Nach der Zeit ist des Herren Obristen von Chapman Dr. vom Schiffsbau 1775 zu Stockholm ans Licht getreten, welcher wenigstens den vorigen an die Seite gesetzt zu werden, verdienet. Im Art. Ruder kömmt dieser Schriftsteller vor.

Conteradmiral und Schut by Nacht. In diesen Artikeln saget Herr S. der letztere

fände bey der rufischen Flotte statt. Allein er ist längst abgeschafft und mit dem Namen eines Contreadmirales vertauschet. Ich weis auch nicht anders, als daß der Titel eines Schout by Nacht bey der dänischen und schwedischen Admiralität in Contreadmiral verwandelt worden. Bey welchen Seemächten aber sonst, ausser Rußland, Dännemark, Schweden und Holland, der Schout by Nacht üblich gewesen, kann ich nicht errathen. Im übrigen ist der Schout by Nacht oder Contreadmiral oder Chef d'Escadre bey der Seemacht eben das, was der Generalfeldwachtmeister bey der Landmacht ist.

Dardanellen. Der Herr B. erkläret die Ruthenstreiche und die Fessel, welche Herpes I. dem Hellespont geben und anlegen lassen. Herodot schreibet von Peitschenschlägen, Susseisen und Brandmark. B. VII, Hauptst. XXXV. Auch Virgil, oder wer sonst der Verfasser ist, in seinem Culice, v. 30 f. saget:

Non perfossus Athos nec magnò vincula Ponto
Iacta, meo quaerent fera volumine famam,

Aber diese Worte könnten wohl eine vernünftige Erklärung leiden, nicht zu geschweigen,
daß

daß man von keinem Poeten eine strenge historische Wahrheit fodert. Pausanias meldet, dieser König habe sehr große Dinge zu Stande gebracht. Reiseb. Th. I, B. III. S. 347. Plin erzählet, er habe den Berg Athos durchgraben und solchergestalt vom festen Lande absondern lassen, wie auch über den Hellespont eine Brücke geschlagen. B. IV. Hauptst. X und XII, S. 145 und 158 m. E. Justin drücket sich also aus: Veluti naturae ipsius dominus et montes in planum deducebat et conuexa vallium aequabat, et quaedam maria pontibus sternebat: quaedam ad nauigationis commodum per compendium ducebat, B. II, Hauptst. X. §. 10. Keiner unter diesen Männern gedenket des Betragens, welches Herodot, der nicht lange nach dem Herres lebete, schon damals auf bloßes Hörensagen von diesem Könige berichtet hat. Man kann also die kindischen Strafen nicht glauben. Die Erklärung des Herrn Prof. Scheibels wird sehr wahrscheinlich; aber er ist wohl nicht der erste, welcher diese Thorheit aus dem Wege geräumet hat.

Fischerrey, große. Die Schweden treiben auch die Heeringsfischerrey, obgleich sie ihn nicht so gut zu salzen wissen, als die Holländer.

Flüsse, schiffbare. Die Weta in Kurland heißt richtiger Wenta oder Windau. In dem europäischen Rußlande steht Dwiga für Dwizna oder besser Düna. Die Narowa, die Na und den pernauschen Bach vermisste ich ganz. Loviga soll wohl Luga heißen.

Hansa. In diesem Artikel werden die Hansestädte in alphabetischer Ordnung angeführt, gerade so, wie sie in Sübners Geographie, Th. III, S. 720. und in des Herrn Justizrathes, D. Johann Peter Willebrandt, Vorbereitung zu der hansischen Chronick, S. 12—14. stehen, nur daß in diesem Seelexicon, vermuthlich aus einem Druckfehler, Wyburg statt Wisby gesetzt worden. In den Verbesserungen hat man jedoch diesen sichtbaren Fehler nicht angemerkt. Herr Prof. Scheibel hat uns auch nicht gesagt, warum er einige Städte, nämlich Brakow, Danzig, Deventer und Dörpat, mit einem Sternchen bezeichnet habe. Ich weiß wohl, daß man dieses Verzeichniß der 85 Städte für das vollständigste ausgiebt: allein das ist es nicht. Es fehlen darinn wenigstens zwei livländische Städte, Pernau und Narva. Es
ist

ist auch den Geschichten zuwider, daß Livland durch die Hanse mit Deutschen besetzt und besetzt worden. Daß dieser Bund noch in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts bestanden, wenn er gleich schon entkräftet gewesen, ist aus der Einladung zu ersehen, welche die Quartierstadt Danzig unterm 12ten Heumonates 1651 an den Rath in Dörpat, um den auf den 1 Herbstmonates a. St. in Lübeck angesetzten allgemeinen hänssischen Konvent zu besuchen, erlassen hat. Abh. von livl. Geschichtschr. S. 269.

Die Stadt Pernau aber hat einen solchen Einladungsbrief des Rathes zu Danzig vom Jahre 1662. Samml. russ. Gesch. B. IX, S. 431. Werdenhagen, der von diesem Bunde weitläufig gehandelt, besitze ich nicht: allein Anderson versichert, daß bey ihm ein Verzeichniß von 108 Städten und Flecken anzutreffen, die zu dem Bunde gehört hatten. Er wiederhollet solches, ohne die ungenannten übrigen preussischen und livländischen Städte. Geschichte des Handels Th. II, S. 457 f. f. Man sieht daraus, daß Riga 50, Reval eben so viel, Dörpat und Pernau jedes 20 Rthlr. jährlich zum hansischen Bunde beigetragen hat.

Zeig und Zucker. In diesen Artikeln herrsche eine Verwirrung, die dem Anscheine nach vom Drucker herrühret.

Balkaterung. Hier steht: „Die Schriftsteller sagen: Die Römer hätten ihre Schiffe mit Wachs übermalet, wenn anders Cera sonst nichts, als Wachs, bedeutet.“ Plin B. XXI Hauptst. XIV. Cera in colores pigmentis trahitur — ad innumeros mortalium usus, parietum que et armorum tutelam. Hier ist gewiß vom Wachs der Bienen die Rede.

Länge. Es ist wahr, daß es noch an einem vollkommenen Mittel für die Schiffer fehlet, die Länge von dem Punkte, wo sie auf der See sind, anzugeben. Unterdessen hat es Harrison weit gebracht. Der Admiral Harland hat sich seines Zeitsagers mit Nutzen, auf einer Reise nach Ostindien, bedienet. Cook, der englische Kapitaine, hat ihn nicht weniger gerühmet und gemeldet, daß er von England bis an das Vorgebirg der guten Hoffnung nur eine Minute oder 15 englische Meilen gefehlt hätte. Der englische Hauptmann Stainforth schrieb 1775 an seinen Vater aus Madras: „Der Taschenuhrhalter zeigte uns die Länge mit

mit der größten Richtigkeit. Wir machten die genauesten Anmerkungen, segelten wohl hundert Grade und konnten keinen Fehler entdecken, als ohngefähr zehn geographische Meilen, welches kaum ein Fehler zu nennen ist.“ Harrison, dieser berühmte Zimmermann und ohne alle Anweisung geschickte Uhrmacher erhielt die versprochene Belohnung von 20 tausend Pfund und starb am 25ten März 1776 im 84sten Jahre. Nichts desto weniger erklärte das Parlament, daß sein Zeitsager den völlig verlangten Nutzen nicht leiste, und daß ihm die Belohnung zuerkannt worden, bloß weil er über vierzig Jahre mit seiner Arbeit zugebracht und sich so viele Mühe gegeben habe. Es hat demjenigen von neuem eine Belohnung versprochen, welcher die Mittel, die Meerestänge zu finden, vervollkommen würde. Viele haben sich darum bemühet: William Mitchel, le Roi, welcher von der pariser Akademie der Wissenschaften den Preis erhalten, M. R. Lovert, Rochon, Charnieres, Samuel Dutton, Bell, Wiehe, Pearce, Thiel und ein englischer Kutscher. Bisher hat aber Niemand die harrisonische Erfindung verdunkelt. Wenn die Nachricht des Herrn Prof. Scheibels, daß

das großbritannische Parlament, oder die zur Untersuchung niedergesetzte Kommission, dem Abgeordneten des Christoph Semmlers gesagt: man werde die große Belohnung keinem Deutschen geben: ihre Richtigkeit hat: so ist es dennoch wahr, daß man in den neueren Zeiten hiervon abgegangen ist. Das gedachte Parlament erkannte den Erben des Tobias Mayer's, seiner Mondtafeln halben, eine Belohnung von 3000 Pf. St. zu und ließ sie 1770 zu London drucken, Seelerikon, S. 493. Art. Mondtafeln.

Loddinger, Lodi oder Lodie, besser Lodje. Als Gustav Adolph 1630 in Pomern landete, folgten seiner Flotte mit Stücken bewehrte Loddien. In Livland werden auf den Flüssen Lodjen gebraucht, welche unbedeckt und mit einem Mast versehen sind, wie die pommerischen Schnuten.

Matrosenlohn. Die königlichen Matrosen in England genießen monatlich vier Pfund St. und zwar dreyzehnmahl im Jahre. Unter diesem Solde aber ist, der Unterhalt und die Kleidung mit begriffen, also daß sie anbarem Gelde 27 Schilling monatlich heben.

Bals

Ballamore. Besser Bieloe More.

Meerbusen. Wenn der Herr B. sagt, daß die Seestrecken, die in ein Land hineintreten, in Busen, Bucht, Anse und Hafencingetheilt werden: so muß ich gerne gestehen, daß das Wort Anse mir in dieser Bedeutung niemals vorgekommen ist. Fäsch hält das französische Anse oder Ance und das deutsche Bucht für einerley. Will man Golfe de Lion verdeutschen: so muß man sagen Löwenbucht. Sonst würde man unrichtig auf die Stadt Lion gebracht werden.

Palme. Dieses Wort kommt zwar vor, wird aber nicht erklärt.

Peil. Heißt auch ein Maasstab, womit man die Höhe des Wassers, seine Ab- und Zunahme beobachtet.

Peipus heißt auch Pelba. Es sollen in denselben 72 Flüsse und Bäche fallen. So viel ich weiß hat dieselben Niemand benennet. Ich habe mich darum bemühet, aber bisher noch vergeblich. Die vornehmsten sind: der Emmbach, die Welika, die Livooya oder Lohho, Suijoggi, die Pulsijoggi, die Mustijoggi,

N 5

die

die Tihhedaoya, die Omedoioggi und die Nahaiooggi oder Mequisz. Unser Reystedt, S. 3. m. E. rechnet das Ufer dieses Sees von Narowa bis Dörpat, längs dem Lande, dreißig Meilen. Würde man auch die Länge des Emmbaches und der Narowa hiervon abziehen: so würde für den Peipus doch 18 bis 20 Meilen übrig bleiben. Der See versorget Rußland und Livland mit Fischen.

Pharen. Tansnest oder vielmehr Tomsnest, wie es der Herr Verfasser verbessert und S. 533. Thomsnst schreibt, wird gemeinlich Domonest geschrieben und ausgesprochen. Es sollte aber Thomonäs heißen. Denn dieses Vorgebirg war dem h. Thomas gewidmet und wurde mit dem alten gothischen Worte, Näs, benennet.

Keff. Die Dänen sagen Keff, die Schweden Kefund Kefwel. Ihre, Glossar. Sueogoth. Th. II, S. 413. Ich habe von dem dänischen Worte Keff den Namen der Stadt Keval hergeleitet. Gel. Beytr. zu den rig. Anz. 1766 S. 147. Das Wort Kefwel, das ich durch Hrn. Ihre kennen lernen, bestärket mich in meiner Meynung.

Schar

Scharbock. Auch die getrockneten Küchenkräuter sind ein dienliches Mittel dawider. Sie können in Menge auf langen Seereisen und volkreichen Schiffen mitgenommen werden, weil sie nach Herrn Prof. Eisen's Anweisung in Karthusen verpackt wenig Raums einnehmen.

Schifffahrt. Bis Thule kam Pytheas, nicht Jule. Man erwartete hier eine Nachricht von der Schifffahrt der Friesen nach Amerika.

Schiffjungen. Hier kommen die Mussen vor. Der Schiffjunge heißt im Holländischen Mous oder Maus. Wenn man sagt: das Schiff ist mit Mann und Maus geblieben: so ist das so viel als: es ist kein einziger Mensch errettet worden.

Schiffspfund. Es hält in Livland vier hundert Pfund Rigisch.

Schmacke. Hier sind die Schwerter auf beyden Seiten vergessen, welche man beyrn Laviren herunterläßt.

Drausensee, S. 381. Der Verfasser gedenket der Losen, erkläret aber dieses Wort eben so wenig, als Jäsch.

See

Seebrief. Ist kein Konnossement oder Frachtbrief.

See einstecken. Besser in See stechen.

Von den Schiffen des Herz. Jakob von Kurland siehe Ziegenh. Staator. S. 61. S. 142.

Seefuhl. Christoph Irwin ein berühmter Mechaniker und gelehrter Mann starb zu Antigoa am Ende des 1764sten oder im Anfange des 1765sten Jahres.

Sperren des Hafens. Die Insel auf dem Peipus heißt nicht Pertusary, sondern Porfosaar. Saar heißt in der esthnischen Sprache eine Insel.

Steven, welches Wort der B. oft brauchen müssen, ist nicht erklärt. Es sind aber die beyden äußersten in dem Kiel aufwärts stehenden Balken eines Schiffes vorn und hinten. Hinten wird das Steuer und vorn der Kreck des Gallions daran befestiget.

Strandrecht. Simon Grunau nennet es das Schalkesrecht Rodie und erzählt, wie ein päpstlicher Legat im 13 Jahrhunderte in die

die Knechtschaft in Pommern gerathen, dem der Herzog Suantopolk hernach versprochen, es abzuschaffen. Preussische Lieferung, S. 765-767. Micral. N. Pommerland, B. II, S. 177. In Deutschland wurde es lange vor dem Gebrauche der römischen Gesetze ausgeübet. Kaiser Friederich II schafte es ab, dem hierinn Ludwig IV, Carl IV, Siegmund und Friederich III gefolget sind. Zwischen denn Russen und Griechen ward es schon im Jahre 945 in dem damaligen Frieden S. 7. gehoben. Nestor S. 74. In Lioland hat man dieses Recht schon im 13 Jahrhunderte verabscheuet. Dreyeri Specimen iuris publ. lubec. S. VII. p. CXL. lqq. Man hat das alte Strandrecht von dem Bergelohne sehr zu unterscheiden. Zu läugnen ist es nicht, daß der letztere oft mißgebrauchet und die Hülfe den Nothleidenden aufgedrungen wird, um sich mit ihnen in ihre Güter zu theilen. Dieses bewog den Herzog Ernst Johann von Kurland am 15 März 1763 zu befehlen, daß, wenn Strusen oder Holzflößer auf der Düna verunglücken oder auf den Strand gerathen, die dabey befindlichen Leute aber keine Hülfe verlangen, sondern sich selbst helfen wollen, sich Niemand an-

anmaassen soll, ihnen zu Hülfe zu kommen oder aufzudringen. Sollten aber die Nothleidenden Hülfe begehren: so sollen die fürstlichen Unterthanen schuldig seyn, ihnen auf das eiligste zu Hülfe zu kommen und nach aller Möglichkeit auf ihre Rettung bedacht zu seyn, also, daß jeder Keel, soviel deren verlangt werden, mit fünf Sechsern oder acht guten Groschen täglich bezahlet und der Eigenthümer mit keinem Vergelohn oder sonst etwas beschweret werde. Rigische Anz. 1763, S. 78-80. 84-86. In England wurde das Strandrecht schon im 13 Jahrhundert abgeschaffet und nicht allein verfügt, daß wenn ein Mensch, ein Hund oder eine Kasse lebendig aus dem verunglückten Schiffe käme, die Güter gerettet und zum Besten der Eigenthümer bewahret werden sollten; sondern auch hierüber gehalten. Anderson, Th. II, S. 142. 443.

Strußen. Die Livländer sagen Strußen. In Königsberg habe ich sie nicht gesehen, aber wohl Witinnen. Auf der Düna findet man sie häufig, indem sie Korn und andere Waaren nach Riga bringen, kamt

kam 1630 mit Strußen, von Stockholm nach Pommern über die Ostsee.

Sund, Ores-Sund. Letzteres ist unrichtig. Diese Strasse heißt Oresund, von Or, einer sandigten Ebene an einem Ufer, wie Herr Ihre bemerkt. In dem ältesten Lübeckischen Seerechte, S. XXXVI, heißt sie Oresunt. Nor bedeutet ein schmales Wasser zwischen zween Seen, nach ebendemselben Herrn Ihre. Von dem sundischen Zolle mag er uns eben so wenig, als Herr D. Büsching einen zureichenden Begriff geben. S. Anderson Geschichte des Handels, Th. IV, S. 453-459.

Wasser. Hier erzählt der Verfasser, daß das Seewasser trinkbar gemacht werden könne. Kraft Einleitung zur mathematischen und natürlichen Geographie Hauptst. III, S. 30. S. 356 und Herr Apinus ebendaf. S. 314. zweifelten daran. Seit 1763 haben Poissonier, nicht Poissonier, wie er oft genennt wird, im gleichen Desecourt und Irwin damit beschäftigt. Den letzten muß man nicht mit dem Erfinder des Seesuhls verwechseln. Dove und Dilly sind auch deswegen bekannt. Irwin mußte die Einrichtung dazu auf allen nach Ostsee

Ostindien bestimmten Schiffen machen. Bald darauf bedienten sich die Krieges- und Kaufahrtenschiffe dieser Methode. Irwin machte Ansprache auf eine Belohnung. Der König empfahl ihn dem Parlemeute. Ein Direktor der ostindischen Handlungsgesellschaft reichete Irwin's Bittschrift bey dem brittischen Parlemeute ein. Allein das Unterhaus erkannte ihm nichts zu, weil er nicht der erste Erfinder der Maschine war. In der That hatte vorher ein anderer Engländer, nämlich Sauton eine Manier erdacht, das Seewasser süß zu machen, welche Kraft, S. 357. beschreibet. Man hat mir versichert, daß man in England von solchem süßem Seewasser nichts mehr halte. Durch des englischen Hauptmanns Cook Versuche weis man, daß das Seeeis, wenn es aufthauet, süßes und frisches Wasser ist. Er hat diese Beobachtung, zwischen dem Vorgebirg der guten Hofnung und Neuseeland in dem kalten südlichen Gürtel, angestellt und sein Volk vier Monate lang damit erhalten, welches sich dabey sehr wohl befunden.

Welt, neue, Herr Professor Johann Philipp Cassel zu Bremen, hat sich darzutun

thun bemühet, daß Amerika den Barbaren bekannt gewesen, und daß sie fleißig dahin geschifft haben; daß die Grieckländer im eilften Jahrhunderte dahin verschlagen worden, daß Amerika aber vor Kolumbus Zeiten nicht bekannt oder völlig entdeckt werden können.

Wick - Paugker. Richtiger Paugker, wick von dem Städtchen Paugke, daß man im Lande Puzig nennet.

Passatwind. Diesen unterscheidet Herr Scheibel von beständigen Winden, giebt aber kein Kennzeichen dieses Unterschiedes an. Passat ist ein spanisches Wort, welches durchstehend bedeutet. „Um die Mitte des Erdballs, saget Herr Apinus, in der Gegend des Aequators wehet auf den offenen Meeren Jahr aus Jahr ein, ein ostlicher Wind. Dieser hat ohne Zweifel der Erwärmung der Luft von der Sonne seinen Ursprung zu danken.“

Zeitwart. Die Seeuhr hat verschiedene Namen bekommen. Die Engländer nennen sie Timekeeper, die Franzosen Gardetems, die

210 Erläuterungen zum Verstande &c.

Deutschen Zeitsager, Zeithalter und Herr Prof.
Scheibel. — Zeitwart.

Zill. Soll einen Kahn oder ein kleines Fluß-
fahrzeug bedeuten. Dieses Wort ist mir ganz
unbekannt. Hingegen Zeil heißt ein langes
Schiff, welches man auf der Donau ge-
braucher.

F. K. Gadebusch.



VI.

VI.

Uranie

oder

die Verwandtschaft
der Liebe und Freundschaft

ein

Lustspiel

in

drey Aufzügen.

Verfertigt im Jahr 1766.

Spielende Personen.

Uranie, Fräulein.

Ismenie, Mühne der Uranie.

Der Graf Lisidor, unter dem Namen Damon.

Dorimond, Vater der Uranie.

Leontes, Vormund des Grafen Lisidor.

Laurette, Kammerjungfer der Uranie.

Siegmund, Kammerdiener des Damon.

Philipp, Bedienter der Ismenie.

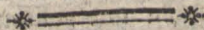
Ein sogenannter Gerichtsdienner.

Drey Arbeiter.

Der Schauplatz ist im ersten Aufzuge im Garten, und in den zween letzten Aufzügen im Landhause der Ismenie.

Fragment einer Vorrede,

die der Verfasser im Jahr 1766. angefangen,
aber nicht geendigt hat.



Mein Winteraufenthalt an einem kleinen und berühmten Orte, wo ich viele Schauspiele, und unter diesen viele neue deutsche Originalstücke, las und sah, und die lange Weile, darüber sich die meisten Fremden, die weder studiren, noch handeln, dort beschwehren müssen, haben mir Gelegenheit zu schreiben gegeben. Dieses ist die ganze Vorbereitung des Lesers, wenn er an dem folgenden Lustspiele, das eine Frucht einer vier wöchentlichen verdrüßlichen Zeit ist, die Kennzeichen des unnatürlichen Zustandes findet, darinn es empfangen und zur Welt gebracht worden.

Kein Land kann so wenig Aufmunterung des Genie, und so viele und strenge Kunstrichter aufweisen, als Deutschland. Ich zeige hiemit gar nicht seine schönste Seite. Es scheint, als wenn der

Sinnspruch: la critique est aisée, mais l'art est difficile, recht auf Deutschland gemacht wäre.

Die deutsche Sprache ist schwer zu erlernen, und noch nicht fein und reich genug, um ohne die Beyhülfe fremder gleichsam naturalisirter Worte alle Arten der Empfindungen und Gedanken kurz, schön und vollkommen auszubilden. Wie bestreitet man diese Unvollkommenheiten? Die Kritik hat sich mit dieser Mühe beladen; sie streichet nicht allein einen ansehnlichen Theil gebräuchlicher und ausdrückender Worte aus, (von pöbelhaften und provinzial Redensarten ist hier nicht die Rede) sondern findet auch, nach eines jeglichen willkürlich angenommenen Grundsätzen, an der Rechtschreibung unaufhörlich auszuäßen. Hieraus entsteht ein neuer Zwang, eine Armut und Blödigkeit des Ausdrucks, welche so lange dauern werden, bis Deutschland mit einer allgemeinen Academie der deutschen Sprache pranget.

Dieses ist noch nicht alles. Eine jegliche Schreibart ist von einer Menge Regeln umschlossen. Die Schaubühne wird sich über deren Mangel vielleicht am wenigsten beschweren dürfen.

dürfen. Man ist also, an statt der Mäusen, mit lauter Schreckbildern umringt.

Die kurze Zeit, die ich bisher zu Anmerkungen habe anwenden können, ist mir dennoch lange genug gewesen, um bestimmen zu können, daß viele Schauspiele etlicher heutigen deutschen Dichter, schönen Geister, und zugleich unerbittlichen Kunsttrichter, mehr künstlich, als natürlich, mehr regelmäßig, als gefällig sind. Die scherzhaften und feinen Stücke gelingen ihnen am seltensten, vielleicht weil sie ausser ihrer Sphäre sind, und Kunst, Einbildungskraft, entlehnte und unbekannte Empfindungen und harte Regeln ihrer Studirstuben die Stelle der Kenntnisse und des Geschmacks der feinen und großen Welt vertreten müssen. Sie sind Kartenspieler, die nach allen Regeln der Kunst, aber unglücklich spielen, oder Tonkünstler, die alles für ein kluges und regelmäßiges Ohr, und nichts für ein empfindendes Herz aufsetzen. Holberg ist so reich an Erfindung, und hat kürzere Reden, und folglich mehr Handlung, oder theatralisches Spiel, als Moliere. Seine Stücke würden ein Muster der Lustspiele seyn, wenn es nicht schiene, als wenn er gleichsam nur für den Pöbel geschrieben hätte.

Um den Zuschauer einzunehmen, in Affect zu setzen, und zu interessiren, muß das Stück, so viel es möglich ist und die Bühne es erlaubt, ihm so natürlich und wahrscheinlich gemacht werden, als wenn die ganze Geschichte sich jetzt zutrüge. Er muß sich in die Zeit und den Ort der wahren oder fingirten Begebenheit zurückversetzen, und ihr gleichsam bewohnen; er muß wenigstens ein ächtes und natürliches Gemälde davon sehen, und sich alles lebhaft vorstellen können. Die strengen Einheiten, hauptsächlich der Zeit und des Orts, woben das Schauspiel durch den Verlust vieler rührenden Veränderungen, Mannichfaltigkeiten und Scenen, auch immer viel von seiner Annehmlichkeit verlieren muß, sind lediglich festgesetzt, um diese Wahrscheinlichkeit zu unterstützen, und die Aehnlichkeit des wirklichen oder möglichen Urbildes zu erreichen. Man würde sonst die vorläufige Zeit, die, nebst der Verbindung und Aufklärung der Geschichte, auch oft ihre wichtigsten Vorfälle in sich faßt, nicht durch langweilige Erzählungen, sondern lieber durch wirkliche Vorstellungen, zum Vergnügen der Zuschauer, zurückrufen.

Die Wahrscheinlichkeit ist also, in Ansehung der Absicht aller Schauspiele, ihre vornehmste Eigenschaft. Fällt diese entweder durch das Stück selbst, oder durch dessen Vortrag weg: so wird man das Stück lieber lesen, als sehen wollen. Die größte und ganze Kunst besteht in der Versteckung der Kunst und in der Nachahmung der schönen Natur.

Die Ueberzeugung, daß die Sache so geschehen ist, oder zu geschehen pflegt, ist allein fähig, des Zuschauers Herz zu bewegen. Diese Vorstellung stören, heißt, dessen rechte Theilnehmung stören. Kunst und Erdichtung treffen nur den Verstand, Natur und Wahrheit aber auch das Herz.

Zu einem guten Schauspiele gehört also, daß es 1) wahrscheinlich und natürlich sey, 2) bewege und rühre, 3) gefalle, und 4) eine gute moralische Absicht habe. Der vierte Punkt wird zu den Stücken, die lediglich zur Belustigung dienen, in einem geringern Grade erfordert. Diese vier Eigenschaften begreifen entweder alle theatralische Regeln in sich, oder machen auch die übrigen entbehrlich.

Ein gar zu kühner Anstoß wider die drey theatralischen Einheiten; ein schwülstiger Styl; eine ungereimte, oder gereimte Poesie; ein einförmiges und unnatürliches Declamiren; lange und gekünstelte Reden, besonders in dem stärksten Affecte, der oft unnötzig und unnatürlich oder gar übernatürlich ausschweiffet und raset; alle höchstunwahrscheinliche, oder moralische unmögliche Fälle; der Mangel, oder der erzwungene Ueberfluß, oder die Grobheit und Unstatthaftigkeit des sogenannten jeu de théâtre und coups de théâtre; eine wortreiche Ausdehnung des Stücks, den fünf Akten und der zweyständigen Zeit zu gefallen; eine genaue Ausmessung und künstliche Abzirkelung des geschlagenen Knoten, des Ausschürzens, des Ganges, der Verbindung, der Aufklärung und Entwicklung, ohne Geschmack und Annehmlichkeit; alles, was nicht dem Charakter des Schauspiels und einer jeglichen Rolle angemessen ist; die Niederlage der Tugend, oder das Glück und der Sieg der Thorheiten und Laster ic. Diese sind lauter Eingriffe in die gegebenen Regeln. Von gröbern Fehlern will ich schweigen.

Der

Der dichterische Styl und Ton sind, nach meinem Gefühle, nicht für die Schauspiele, und am wenigsten für die Lustspiele gemacht. läßt man die Verse und deren Declamirung nicht ins Ohr fallen: so bedaure ich den armen Dichter. Hört man sie aber: so bedaure ich seine Zuhörer. Kunst und Zwang rauben dem ersten Zeit und Gedanken, und den letztern Empfindungen. In der deutschen Sprache findet man auf viele Wörter gar keinen Reim, auf andere aber nur einen einzigen, z. B. Liebe, Triebe ic. Die französische Reimkunst ist viel leichter.

Wenn man, auffer den Hauptregeln, die die Natur dictirt, noch zu viel Nebenregeln erfindet: so müssen endlich alle Schauspiele sich fast gleich sehen. Die Veränderung wird mehr in dem Orte, der Zeit, den Namen und Worten, als in der Art der Handlung, der Einfädelung, Entwicklung und des Vortrages bestehen. Hieraus müßte eine sehr ekelhafte Einförmigkeit erwachsen; man würde in einem einzigen Stücke fast alle übrigen übersehen, und indessen Anfänge den ganzen Verlauf und Ausgang vorhervorkündigen können.

Es

Es fällt einem Dichter überaus schwer, für das Theater zu schreiben. Die Regeln halten ihn alle Augenblicke auf. Er kann sich die gewisse Rechnung machen, niemals einen allgemeinen Beyfall zu erhalten; er wird allemal so frey, als scharf beurtheilt. So viel Köpfe, so viel Sinnen. Der eine sucht Worte, Ausdrücke, Wendungen, Sentenzen, der andere Erfindungen und Sachen, und der dritte nichts als Gelegenheit zu lachen. Wenn der Dichter den vier Hauptregeln getreu ist: so machte er Empfindungen, lasse die Schauspieler und Schauspielerinnen das Gemälde in seinem rechten Lichte zeigen, und lehre sich an nichts. Wenn ein Stück nicht gefällt: so besitzt es umsonst alle guten Eigenschaften. Damit es gefalle, kommt es viel auf die Rollespielenden Personen an. Sie können gute Stücke schlecht und die schlechten erträglich machen. Ein Brückner, Me. Stark, Hr. Eckhoff, Me. Hensel &c. schaffen in den elendesten Stücken eine neue Seele; der Mund der Stümper hingegen bläst den Geist der besten Schauspiele aus; man sieht die Skelette, und hört sie Klappern. *)

*) Beschrieben im Jahr 1766.

Zur Vergeltung der guten und zum Nach-eifer der schlechten Schauspieler und Schauspielerinnen, wäre es allenthalben billig, daß zum Nutzen der erstern jährlich etliche Schauspiele frey gegeben würden. Der Directeur gewinnt vielleicht nur vierzig Rthlr. wo diese, nach ihren Verdiensten, vier hundert Rthlr. oder mehr, gewinnen würden. Nachdem die Frau Stark, diese unschuldig rührende und reizende, diese empfindungsvolle und berühmte Schauspielerin, in ihrem Abschiedsstücke die zärtliche Ehefrau des Goldoni zärtlich und schön vorgestellt, und selbiges endlich mit einem langen und tiefen Neigen beschlossen hatte, wurde sie mit einem gleich langen und starken Händeklatschen abgedankt. In England wäre die Abdankung entweder gar nicht, oder mit etlichen hundert Guineen geschehen. Ueberhaupt hat der gewaltige Mißbrauch des Applaudirens es auch bey dem rechten Gebrauche zu einem leeren Schalle gemacht. Um ihm seinen ganzen Wehrt zurückzugeben, wäre ein gutes Mittel, wenn in allen Städten, die mit Schaubühnen prangen, etliche der vorzüglichsten Kennern aus-erlesen würden, damit aus ihrer besondern und freyen Loge, es möchten ihrer viele oder wenige gegen-

gegenwärtig seyn, allemal das würdige Hände-
klatschen den Anfang nehmen könnte. Alles
Klatschen ohne diese Anstimmung wäre gleich-
gültiger.

Bald wird Deutschland mit Original-
stücken überschwemmt, und die theatralische
Materie erschöpft seyn; etliche Regeln und Ge-
wohnheiten, die kein anderes Recht, als alte
Jahre und Exempel haben, helfen das Letzte be-
schleunigen. Die Directeurs suchen Geld, die
Dichter suchen Ehre, und die Schauspieler und
Schauspielerinnen suchen beydes. Man ver-
gibt hiebey allmählig den eigentlichen Zweck der
Schauspiele, weil man ihn vielleicht niemals
erreicht hat, oder nicht zu erreichen glaubt, oder
sich selbst am nächsten sist. Sie sind etlichen
für die Begriffe, vielen für die Sinnen, weni-
gen für das Herz, allen ein Zeitvertreib, das
baar bezahlt wird; die Liebe ist immer im Spiele.
Sie sollten seyn, um zu polieren, den Geschmack,
die feine Lebensart und wohlstandige Sitten
zu bilden, die Tugend reizend, Vorurtheile und
Thorheiten lächerlich, und Laster abscheulich zu
machen. Der Zuschauer muß hingerissen wer-
den und empfinden lernen; wehe ihm, wenn
die Zauberkunst der Bühne sich seines schmach-
tenden

tenden und eindrucksfähigen Zustandes, seiner
Entwaffnung, bedienet, um seine Leidenschaften
mit den Waffen zu begürten, die sie seinem Ge-
müthe raubet! Er muß freymüthig, artig, vor-
sichtig, gerren, freundschaftlich, wohlthätig,
milde, mitleidig, leutselig, großmüthig, gerecht,
ehrliebend, sparsam, gefällig, zärtlich, und noch
mehr werden. Allein alles hat seine Grenzen;
er muß auch wissen, wo alles dieses aufhört,
wo die Verwandlung dieser und anderer vor-
trefflichen Eigenschaften anfängt, und sie in
Unanständigkeit, Grobheit, Blödsinnigkeit,
Schwachheit, Thorheit, Laster und Gefahre
übergehen. Zwen entgegengesetzte Dinge be-
rühren sich fast; die äußerste Vollkommenheit
stößt an die Unvollkommenheit.

Die comischen Opern, die Burlesken &c.
sind bisweilen zur ermunternden Abwech-
selung gut. Ich habe das närrische und
verwirrte Stück, Jochem Tröbs, oder
der vergnügte Bauerstand, und die Menge
der vergnügten Zuschauer dabey gesehen, und
führe es also zum stärksten Beweise meines
Sazes an.

Die klagreichen Lustspiele (comedies larmoyantes :) gefallen mir oft besser, als die Trauerspiele. Diese letztere erwecken Mitleiden und Schrecken. Der letzte bleibt: allein an die Stelle des Mitleids tritt endlich der unächte Kügel der gesättigten Rache, oder der Verdruß. Der zart empfindende, das heißt, der edle Zuschauer hat verspielt; er baut die Entwicklung in Gedanken um, oder schlägt sie aus dem Sinne, um der Vorbildung des lustigen Nachspiels, welches selten ausbleibt, Platz zu machen. In den kläglichen Lustspielen hingegen endigt sich alles mit angenehmen Empfindungen, und man läßt den vorgestellten Personen, die entweder unschuldig und tugendhaft sind, oder es doch am Ende werden können, und dem Wunsche und menschlichsten Gefühle der Zuschauer Gerechtigkeit wiederfahren. Es ist nicht genug, daß man die Kunst versteht, den Zuschauer zu bewegen: Die unangenehmen Bewegungen sind ihm nicht lieb.

Es wäre eine gute Mode, daß junge Personen sich wechselseitig auf den Schaubühnen etwas üben könnten und dürften. Sie werden sich formiren; seine und natürliche Stellungen, Mienen und Geberden, Freymüthigkeit,

keit, ein besetzter Vortrag, ungezwungene Manieren, Wohlstand, Artigkeit, und theils gute Gesinnungen, Empfindungen und Sitten, wären die Frucht davon. Das Studiren ihrer Rollen, und die wirkliche Aufführung, würden ihre Begriffe häufen und schärfen, ihre Gemüthsart bilden, und ihre müßigen Stunden angenehm und nützlich einnehmen. Von feinen Rollen und edlen Charakteren bleibt immer etwas kleben. Ein ungesärbter Freund in der Noth, ein Grosmüthiger, ein Dankbarer, ein Mitleidiger, ein Redlicher, ein Zärtlicher, ein Edler der Schaubühne, lernt etwas von diesen würdigen Gemüthszeichnungen fühlen; sie sind zu durchdringend, um unendpfindlich dabey zu bleiben, und zu natürlich schön, um durch die bloße Kunst nachgeschildert werden zu können. Um sie recht vorzustellen, muß er sie im Originale zeigen lernen. Aus einem Tugendhaften des Theaters wird er also ein Tugendhafter der menschlichen Gesellschaft.

Nach diesen kurzen Gedanken, die ich nicht für Orakelsprüche, sondern für die meinigen ausgabe, wäre es Zeit, eine Anwendung und Vergleichung zwischen meinen Regeln und meiner folgenden Arbeit zu machen. Allein ich

P

darf

darf es nicht wagen. Der Anfang dieser Vorrede hat mir also für ihren Beschluß nicht viel übrig gelassen. Man darf nur ein Schauspiel zehnmal nachlesen, oder abschreiben, um es zehnmal zu verbessern, wenn nichts im Zuschnitte versehen ist. Ich habe bey diesen eifertigen Stücken weder Zeit, noch Lust dazu gehabt, und befinde mich noch jetzt in eben diesem Falle.

Uranie ist eine Nachahmung einer Französischen, und unter dem Titel: die verliebte Unschuld, ins Deutsche übersetzten Erzählung. Da ich es schrieb, wußte ich noch nicht, daß Marin auch aus dieser Geschichte ein kleines Nachspiel von einem Akte formirt hatte. Die Vergleichung dieser beyden Stücke wird anzeigen, daß niemand von dem andern etwas entlehnt habe.

Das kleine Nachstück, die Stärke der Weltweisheit, ist nichts, als eine unreife Frucht einer langen Weile. Die Gelegenheit hiezu habe ich gleichfalls in einer französischen Erzählung gefunden. Die Musik der diesem Stücke angehängten drey Arien ist von dem berühmten Moutet. Man sieht es ihnen an, daß der jetzige deutsche Text nach den Notzen gemacht sey.

Erster



Erster Aufzug. Erster Auftritt,

Laurette, Philip.

Laurette. Ich bin auch nirgends vor euren Nachstellungen sicher. Ich mag mich kehren, wohin ich will: so folget ihr mir allenthalben wie mein Schatten nach. Das ist ja sehr verdrieslich!

Philip. Wie kömmts, daß sie nun so erstaunlich empfindlich ist? (beyseite) Nun darf ich sie nicht mehr Du heißen: vor zwey Wochen geschah es noch.

Laurette. Ich mag keinen beständigen Spion um mich haben, der alle meine Schritte ausmisset, und mich gleichsam belagert hält.

Philip. Es ist nicht so gar lange her, da ich kein Spion, sondern ihr lieber Philip war, und immer um sie seyn mußte. Nun muß aber etwas anders darzwischen gekommen seyn, welches ich gar nicht begreifen kann.

Laurette. (beyseite) Ich begreife es aber recht gut. Er ist seiner gedrechtheit, wie du.

Philip. Meine liebe Laurette! —

Laurette. Ich bin eure Laurette nicht. Laßt mich zu frieden, und gehet fort!

P 2

Philip.

Philip. Ist sie den nun so grausam böse auf mich? Wüßte ich nur, wodurch ich sie beleidiget habe! Sie wird machen, daß ich für Gram vergehe.

Laurette. Meinetwegen möget ihr euch ersäufen, oder erhenken; es ist mir alles einerley. (leise) Der arme Tropf jammert mich doch etwas. (laut) Nein! ich bin nicht böse. Warum sollte ich böse seyn? Das kann euch aber auch gleichviel gelten.

Philip. (beiseite) Sollte sie vielleicht jetzt nur Dünste im Kopfe haben, welches beim Frauenzimmer nichts Neues ist? — Ich glaube es ganz gewis. Ich will versuchen, ob ich sie nicht vertreiben kann; ich verstehe mich darauf. (laut) Es ist heute sehr heiß; soll ich ihr ein wenig frische Luft zuwehen? (Er wehet ihr mit seinem Schnupstuche.)

Laurette. Schämet ihr euch nicht mit eurem garstigen Schnupstuche? — Der ungehobelte Mensch!

Philip. Ich bitte um Vergebung. Ich will einen Straus von Blumen binden, und damit fächeln.

Laurette. Gebt euch keine Mühe; ich kann sie selbst pflücken, und brauche keinen Handlanger.

Philip. Kann ich ihr denn nun gar keinen Gefallen erweisen!

Laurette.

Laurette. Den größten Gefallen werdet ihr mir erzeigen, wenn ihr mich verlaßset.

Philip. Ich armer Philip! — Ich sehe eine Mücke auf ihrem Halse sitzen; darf ich sie verjagen? Ich will es ganz behende machen. (Er greift nach der Mücke)

Laurette. Pfui, wie unbescheiden! Ihr packt mich mit euren ungewaschenen Händen so grob an, als wenn ich aus Holze gemacht wäre.

Philip. Soll ich ihr Schmetterlinge fangen? Diese kleinen bunten niedlichen Vögelchen? Sehe sie einmal, wie sie herumflattern!

Laurette. Mein!

Philip. Sollen wir herumspazieren?

Laurette. Auch nicht!

Philip. Sollen wir uns niedersetzen?

Laurette. Mein! sage ich. — Das ist ja ein ärgerliches und unerträgliches Thier! Je mehr er sich aufdringet, desto gehässiger wird er mir. Er hengt sich mir an, wie eine Klette! Gehet fort, und laßt mich allein! ich sage es euch zum letzten mal!

Philip. (leise) Ich sehe wohl, heut ist gar nichts anzufangen. Unfehlbar muß ein anderer mich ausgestochen haben; und alsdenn ist alles umsonst, wenn ich mir auch ein Messer an die

Gurgel setzte. (laut) Nun! ich will gehen. Allein Jungfer Laurette! — Wenn ich weggehe: soll ich denn gar keinen Trost dafür mitnehmen? — Ein freundliches Wort! — Einen Blick. —

Laurette. (sie sieht ihn wild und schnell an.) Nun! — — —

Philip. Der war zu grausam! Kann sie nicht etwas milder seyn? — Sonst gehe ich nicht weg.

Laurette. Wollt ihr alsdenn gewis gehen? Kann ich mich darauf verlassen?

Philip. Ich schwöre darauf.

Laurette. Hier habt ihr meine Hand! (sie stößt ihre Hand ihm zu; er küßt sie; sie wischt ihre Hand an ihrem Kleide ab.)

Philip. Lebe sie wohl! Jungfer Laurette!

Laurette. Lebt wohl, Philip!

(Er geht; sie sehen sich beyde um; er winkt ihr freundlich mit dem Haupte; sie kehrt sich aber schnell um.)

Zweiter Auftritt.

Laurette.

Nun kann ich wieder Luft schöpfen! — Ich bin froh, daß ich von diesem beschwerlichen und unangenehmen Geschöpfe befreuet bin. —

Vor

Vor drey Wochen war es freylich nicht so; allein die Zeiten haben sich geändert. Ich kannte damals den verführerischen Siegmund noch nicht. Der ist ganz anders gemacht. Er wird bald hier seyn, hier an diesem glücklichen Orte, wo die Unschuld und Freundschaft sich so zärtlich zu umarmen pflegen! — Nimmermehr hätte ich mir einbilden können, daß die Freundschaft so angenehm wäre. Die gnädige Frau hatte Recht, da sie selbige meinem Fräulein so reizend abmahlte. Das Wort: Liebe, hat sie ihr ganz verschwiegen. Nannte sie selbiges: so begleitete sie es dennoch mit so verächtlichen Töne und Gebärden, und stellte es so gefährlich vor, daß das Fräulein jetzt so gar die Buchstaben, wovon die Liebe zusammengesetzt ist, in dem ganzen Alphabet nicht leiden kann.

Mich denckt auch, daß sie hierbey nichts verlohren habe, sondern durch die Freundschaft gänzlich schadlos gehalten werde. Ich fühle es in mir selbst. Die herzliche Freundschaft, die mich an den gefälligen Siegmund band, hat mich um etliche Jahre verjüngt.

Jedoch die Minute der Zusammenkunft unsrer Herrschaft ist schon da. Ach käme er doch bald! da kömmt er!

4

Drit

Dritter Auftritt.

Siegmond. Laurette.

Siegmond. Einen guten Tag, Laurette! bist du schon lange hier? Ich habe dir viel zu sagen! Wird das Fräulein Uranie bald kommen?

Laurette. Ich erwarte sie alle Augenblicke. Wir könnten aber mittlerweile noch sprechen. Sage mir vorher, wo ist Damon?

Siegmond. Er wird auch bald hier seyn. Er hat mich als einen Botschafter voraus gesandt, um ihm auf den halben Wege Nachricht zu geben. Das Herz im Leibe hüpfet mir allemal, wenn ich mich diesem Garten annähere. Sind wir nicht recht vergnügt beyeinander? Und copiren wir nicht natürlich unsre Herrschaft?

Laurette. Recht natürlich! Und ich glaube, daß wir gar für Originale gelten können.

Siegmond. Sie lieben sich wie ein paar Zureteltrauben, und wir auch.

Laurette. Unglückseliger! Was sprichst du von Lieben? Hast du schon vergessen, daß die Frau Ismenie die Liebe nicht in die Reihe der Tugenden, sondern in die Klasse der unruhigsten und unglücklichsten Leidenschaften, ja gar der gefährlichsten Laster setzt? Das Wort: Liebe, treibt uns einen Angstschweiß aus; in
der

der ganzen Apothekes ist nichts Schweißreibenders zu finden.

Siegmond. Ist das möglich?

Laurette. Wie? Möglich? Seit sieben Jahren, so lange das Fräulein Uranie bey ihr im Hause gewesen ist, hat sie sich jährlich nur drey-mahl des Worts: Liebe, als eines Schreckbildes bedient, um dadurch nicht allein die Ursache und Quelle alles Unglücks in der Welt zu bezeichnen, sondern auch ihre Nichte zu allen ihren Absichten zu lenken, gleich wie man die kleinen Kinder durch den Knecht Ruprecht zu bewegen pflegt. Der Liebe hat sie allen Werth, allen Reiz genommen, und der Freundschaft bengelagt.

Siegmond. (leise) Ein grausamer Raub! (laut) Du hast mir dieses schon erzählt. Mein Herr hat auch etwas davon erfahren. Allein, sage mir, was bewog die Frau Ismenie zu dieser unnatürlichen Abneigung, oder zu einer so erstaunlichen Vorsicht? So feindselig gegen die Liebe habe ich kein Frauenzimmer gesehen.

Laurette. Ihr Betragen wird dich weniger befremden, wann du mich wirst ausgehört haben.

Die gnädige Frau glaubte in dem jungen Gemüthe ihrer Nichte zärtliche Regungen, eine Sorgfalt sich zu zieren, einen Trieb zu gefallen und einzunehmen, und den Saamen der

heftigsten Leidenschaften entdeckt zu haben. Sie studirte mit größter Aufmerksamkeit ihr ganzes Temperament, und urtheilte endlich, daß ihre Neigungen ihr mit der Zeit desto gefährlicher werden könnten, je mehr ihre schöne Bildung zu deren Nahrung und Siege beytrüge.

Siegmund. Das gestehe ich! Das nenne ich eine Kenntnis und Fürsorge!

Laurette. Höre weiter! Sie ließ ihr anfänglich den Namen der Liebe sogar unbekannt bleiben, um ihre natürlichen Triebe entweder zu ersticken, oder ihnen wenigstens durch die Neugier, eine verbotene Leidenschaft näher kennen zu lernen, keinen neuen Zunder zu geben.

Siegmund. Hat sie denn weder Lehrmeister gehabt noch Bücher gelesen?

Laurette. Allerdings! allein beyde waren mit größtem Fleiße ausgesucht, um nichts, als ihren Verstand zu bilden, und ihr einen Geschmack an der Tugend beizubringen.

Siegmund. Die Lehrer müssen nicht jung, und die Bücher von einem sehr trocknen Inhalte gewesen seyn?

Laurette. Du hast Recht! — — Diese beyden Absichten hat mein Fräulein auch vollkommen erreicht. Sie hat einen aufgeklärten Verstand; sie ist scharfsinnig und voll edler und zärtlicher Empfindungen, ohne eigentlich

zu wissen, was die wahre Liebe sey, noch wo ihre Grenzen anfangen.

Siegmund. Wie lange kann diese Unwissenheit der Uranie währen? Man hat ja nunmehr den Mägdelein, aller Vorsichtigkeit ungeachtet, in ihrem zwölften Jahre wenig Neues mehr zu sagen.

Laurette. Die Behutsamkeit der Frau Ismenie sollte den ersten Grund legen, um das Fräulein vorzubereiten. Sie durfte aber freulich nicht hoffen, daß Uranie, die lebhafteste Uranie, ewig unwissend bleiben würde: sie mußte also auch den zweyten Grund zu bauen anfangen. Dieser war, daß sie einen Unterschied zwischen der freundschaftlichen und sinnlichen Liebe machte. Die erste nannte sie Freundschaft, die andere aber eigentlich Liebe, welche sie ihr zugleich mit einem fürchterlichen Ungeheur verglich, das man zitternd nennen und stehen mußte. Sie hat ihr die Liebe von der schlechtesten Seite gezeigt.

Siegmund. Ey, ey! Die Frau Ismenie muß entweder niemahls in das Land der Liebe gekommen, oder doch nicht glücklich darin gewesen seyn. Spricht sie nicht davon, wie wir von gewissen uns unbekanntem Inseln sprechen, wo die Leute Schweinsköpfe und lange Schwänze haben sollen?

Laurette. Vielleicht! — — Uranie lebte also ganz unschuldig vergnügt, und wünschte nichts

nichts, weil es ihr unbekannt war, daß die Welt noch andere Glückseligkeiten hätte, die einen Wunsch verdienten.

Siegmund. Fand sie denn nichts Leeres in ihrem Leben und in ihren Vergnügungen?

Laurette. Die Freundschaft mit ihrer Muhme, und die Vertraulichkeit mit mir, füllere alles aus. Mit ihren Jahren wuchs ihre Unschuld, und mit dieser ihre Annehmlichkeit. Sie ist das liebenswürdigste Kind, und hat bey einer feinen Beurtheilungskraft das beste Herz von der Welt. Wie einnehmend und zärtlich! — Welche großmüthige Gesinnungen! — Welche edle Freundschaft! — O! wenn Herr Damon alles wüßte, und ihre Gemüthsbildung recht kenne! — Er wäre nicht fähig, sein ganzes Glück zu ertragen.

Siegmund. Mein Herr kenne sie, und ist entzückt und glücklich. Man darf sie ja nur ansehen, um dieses zu werden.

Laurette. Höre nur auf! Diese Sprache schießt sich besser für deinen Herrn, als für dich.

Siegmund. Ich habe sie auch von ihm gelernt.

Laurette. Lerne aber jetzt von mir, daß dir in deiner galanten Sprache die Ausdrücke: Liebe, lieben, verliebt seyn, niemals entfahren sollen. Ach! Du würdest nur ein Störker unster sanftesten Ruhe werden!

Sieg

Siegmund. Das wäre jämmerlich! (bey seite) Ich muß ihr doch den Puls recht fühlen. (laut) Du hast mich anfänglich nicht verstanden, mein Schatz! Ich meynete nur eine freundschaftliche Liebe.

Laurette. Auch dieses klingt meinen Ohren viel zu hart.

Siegmund. (beyseite) Nun! so will ich ihr etwas Weichers sagen. (laut) Du hast Recht, ich bin selbst dadurch betrogen worden. Bey meiner Heyrath empfanden wir eine kurze Zeit nichts, als Liebe, hernach nichts, als Freundschaft, und endlich verschwanden gar die letzten Wörter, und wir behielten nur das erste, nämlich: nichts, als Nichts übrig; bis aus diesem Nichts ein neues Ding hervorkroch, welches ich in meines Herrn Büchern als eine Weibsperson abgemahlt gesehen habe, die eine Fackel in der Hand, und Schlangen anstatt Haare trägt.

Laurette. (schüchtern und erschrocken) Wie! du bist verheyrathet?

Siegmund. Warum nicht?

Laurette. Nichtswürdiger! Und dieses hast du mir verschwiegen?

Siegmund. Was geht denn meine Heyrath untre Freundschaft an? Können wir desfalls nicht gute Freunde bleiben?

Lau

Laurette. Mein! Du Falscher! Ich mag dein Herz mit keiner andern theilen.

Siegmund. Hörest du denn nicht, daß die andre gar kein Theil an meinem Herzen hat. Wenn du dich also damit allein begnügest, so versichere ich es dir ganz und untheilbar. Kanst du noch etwas mehr verlangen?

Laurette. Ja! — Verräther! — (leise) Ich bin ganz verwirrt, und weis nicht, was ich vorbringen soll. Ach! —

Siegmund. (leise) Nun ist genug; ich brauche nichts mehr. So muß sich die Freundschaft eines Frauenzimmers verrathen! (laut) Beruhige dich, wertheste Laurette! Jetzt bist du mir noch angenehmer als vorher. Alles was ich gesagt habe, ist Erdichtung und Scherz.

Laurette. Hast du wahrlich keine Frau?

Siegmund. Wahrlich nicht! Wie könnte dieses auch möglich seyn? Um alle solche Zeitrechnungen des Ehestandes bis auf die kaltsinnigste Verachtung und den bitteren Haß durchzugehen, würden ja, ohne die Zeit der Eifersucht mitzurechnen, wenigstens drey Jahre erfordern. Du siehst also, daß ich noch viel zu jung bin, um mich so weit zurück zu datiren.

Laurette. Warte, du Schalk! Du sollst mir diese Versuchung bezahlen. — In der That kan es mir auch sehr gleichgültig seyn, ob du verheyrathet bist, oder nicht.

Sieg-

Siegmund. Sehr gleichgültig; ich habe es gemerkt. — Ich sehe das Fräulein Uranie kommen, und eile also zu meinem Herrn (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Uranie, Laurette.

Uranie. Bist du noch allein, meine liebe Laurette? Wie bedaure ich dich! — So lange man etwas Angenehmes erwartet, scheinen die Stunden langsam fortzukriechen. Kaum ist man im Besitze seines Wunsches, so eilt die Zeit, als flöge sie davon. Wie kann sie sich so ungleich seyn? Jedoch, die Schuld ist weniger der Zeit, als uns selbst beizumessen. Ist vor Damon nichts zu hören?

Laurette. Sehr viel! Er kömmt, und wäre schon hier, wenn sein getreuer Siegmund es früher gewollt hätte.

Uranie. Und du — Nun gut! — Ich weis, er kömmt.

Laurette. Und zwar augenblicklich! Ihr Herz, mein gnädiges Fräulein! ist ein Magnet, der je länger je stärker anzieht, der Gegenstand mag nahe oder ferne seyn.

Uranie. Damon ist mir niemals ferne.

Laurette. Ich weis. Sein Bild ist ihnen immer nahe. Sie sehen ihn; sie sprechen mit ihm in Gedanken, und lassen ihn seine Freundschafts-

schafts-

schaftsversicherungen und zärtlichsten Liebkosungen wiederholen. Es geht immer *Da Capo*. Bald küßt er ihre Hand; bald liegt er auf einen Knie; bald schwachen und seufzen sie beyde, und haben sich nichts zu sagen, um dadurch alles auf einmal zu sagen. Wenn das Herz recht durch die Augen und Seufzer spricht: so hört der Mund auf, beredt zu seyn. Und so ist es auch umgekehrt. Das nenne ich einen würdigen Freund, der seiner Freundin allezeit gegenwärtig ist, und sie niemals verläßt. Vielleicht erscheint er ihnen gar im Traume?

Uranie. Vielleicht. Allein, er selbst ist mir lieber, als alle Erscheinungen und Bilder. Wo bleibt mein Freund so lange?

Laurette. Da sehen sie ihn ja kommen! Nun kann ich sie alleine lassen.

Uranie. Ja, da ist er schon!
(*Laurette* geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Damon. *Uranie*.

Damon. Hier ist er zu ihren Füßen!

Uranie. Und immer zärtlich und getreu! — Stehen sie auf, mein *Damon*! wir wollen alles empfinden und uns mittheilen, was die Freundschaft angenehmes und vertrauliches hat.

Damon.

Damon. Ja empfinden wollen wir, was man entweder nicht ausdrücken kann, oder niemals vollkommen ausgedrückt hat, weil die Glückseligkeit der reinen Tugend und zärtlichsten Freundschaft vielleicht niemals recht empfunden worden ist.

Uranie. Kommen sie! Wir wollen uns diesem Vergnügen überlassen, und die kleinen unschuldigen Zeugen unsers Glücks so lange geschäftig seyn lassen. Hören sie den Gesang der Vögel?

Damon. Ich höre ihn. Alles ladet sie hierzu ein. Die Stille, die hier wohnt, und die in ihrer Einfachheit anmuthige Natur ist ein Bild unsrer Freundschaft. Die kleinen Mitbürger unserer glückseligen Republik scheinen uns nachzueifern, und zu unsrer Freundschaft aufzumuntern.

Uranie. Sie lassen sich so emsig hören, als wenn sie unsre Zufriedenheit nicht allein besingen, sondern auch dazu beitragen wollten.

Damon. Welcher Wohlklang! welche Inbrunst und Gleichförmigkeit! Eine jegliche Gattung hat ihre eigene, und nur eine einzige Melodey. Auch ich wäre weniger glücklich, wenn ich mehr, als eine hätte.

Uranie. Wie lautet diese?

Damon. Daß ich sie, theureste *Uranie*, über alles in der Welt schätze, sie ewig hochschätzen wer-

werde, (er fällt nieder) und ohne sie nicht leben kan.

Uranie. Ich glaube es leicht, mein lieber Damon! weil es mir eben so geht. Stehe auf, mein Freund! (sie hebt ihn auf und umarmt ihn). Ich weis selbst nicht wie mir wird, und was ich fühle. Wie sehr hatte meine Ruhme Recht, da sie mir die Annehmlichkeiten der Freundschaft rühmte! Allein, wie kömmts, Damon! daß ich nicht eben dieses auch bey ihr empfinde? Wird denn die Freundschaft bey einer jeglichen Aufnahme eines neuen Freundes immer neu beseelt? Wenn ihre Entzückungen zugleich mit den Freunden zunehmen: so will ich mir die ganze Welt zum Freunde machen. Jedoch nein! Mein Vergnügen kan nicht verstärkt, und mein Herz nicht geheilt werden. Es ist nur für Damon, und Damon nur für mich.

Damon. (benseite) Ich bin ganz auffer mir! O! holdseelige Unschuld! die Tugend wird durch dich erweckt, erhöht und belohnt. Der Allerlasterhafteste würde, anstatt dich zu betrügen, zu deinen Füßen liegen, und dir Opfer bringen.

Uranie. Was sagt mein Damon?

Damon. Ich sage: ich habe nur ein Herz und eine Uranie, und bin in dieser Dürftigkeit doch reicher, als wenn ich alle Güter der Welt besäße. Wir leben nur für einander. Ohne sie wäre

wäre mein Leben mir beschwerlich. Mit ihnen finde ich Veruhigung, und ein unaussprechliches Glück. Die Worte reichen nicht hin, um alles auszudrücken; sie können durch Benennungen der Empfindungen nur gleichsam einen Körper, aber nicht die Seele geben.

Uranie. Stellen sie sich vor, wie meine werthe Ruhme sich freuen wird, wenn ich ihr unsre Freundschaft entdecke, und sie zur Gefährtin unsrer Glückseligkeit mache! Noch heute will ich meine Freude mit ihr theilen.

Damon. Noch heute?

Uranie. Ganz gewiß!

Damon. (erschlich tiefsinnig; hernach laut) Uebereilen sie sich nicht, vortreflichste Uranie!

Uranie. Warum nicht?

Damon. Ihr Herz ist gar zu edel und gütig. Sie folgen nur seinen unschuldigen Trieben; Die Klugheit will aber auch bisweilen um Rath gefragt seyn.

Uranie. Erklären sie sich! Sie wissen, daß ich ihren Einsichten blindlings folge, und nichts will, als was mein Damon will.

Damon. Die Frau Ismenie — — —

Uranie. Ja, meine Ruhme!

Damon. Sie könnte vielleicht hindern —

Uranie Was sollte sie hindern? Sie würde dadurch ja, nur unser und ihr eigen Vergnügen stören. — Wenn sie sie nur kenneten! Sie ist eine wahre Menschenfreundin, sanftmüthig und aufrichtig. Meine Jahre sind in ihren zärtlichen Umarmungen angenehm verfloßen. Nächsthin ist sie meine größte und einzige Freundin.

Damon. . . . Dieses ist eben, was mir einiges Nachdenken verursacht. Ich befürchte —

Uranie. Warten sie — (etwas tiefsinnig) Ich verstehe sie endlich, Damon! — Ja ja! — Es ist möglich — Ich glaube es selbst — Sie könnten sich vielleicht betrüben — — —

Damon Die wahre Freundschaft ist zart; mit ihrer Größe wächst auch ihre Eifersucht und Empfindlichkeit. Prüfen sie sich selbst, huldreiche Uranie! Würden sie ganz gleichgültig seyn, wenn ich ihnen noch einen andern Freund an die Seite setzte, oder gar vorzöge?

Uranie. Sie haben vollkommen Recht!

Damon Ismenie kennt mich nicht. Wenn die bösen Exempel die Menschen nicht haben besser machen können: so haben sie sie doch vorsichtiger gemacht. Die Kunst, sich zu verstellen, und den Schein und Namen der Tugend zu entlehen, ist jetzt so allgemein, daß sie aufgehört hat, eine Kunst zu seyn.

Uranie.

Uranie. Sie sind beyde redlich und ohne Kunst: sie werden sich also leicht kennen lernen. Die Tugend wäre keine Tugend, wenn sie sich nicht von den Lastern zu unterscheiden wüßte.

Damon. Es ist wahr, sie hat ihre Kennzeichen: sie ist aber nicht hervordringend, sondern sehr bescheiden. — Ich muß ihnen also noch etwas anders sagen. Mein Herz gehört ihnen mit allen seinen Geheimnissen.

Uranie. Reden sie offenherzig! was wir beyde wissen, weis dennoch gleichsam nur einer allein.

Damon. Ich habe, wie ihnen schon bekannt ist, einen reichen Vormund. Dieses aber habe ich bisher verschwiegen, daß er mich mit seiner Tochter vermählen will, um unsre Glücksgüter zugleich mit unsern Händen zu vereinigen. — Seyn sie getrost, meine Uranie! — Allein, bey Isabelle ist Kunst und List; bey meiner himmlischen Uranie hingegen Natur, Unschuld, die edelste Freundschaft und alle innerliche und äußerliche Vollkommenheiten! — Indessen muß ich meinen Vormund noch schonen. Es wäre unsrer Freundschaft nicht zuträglich, wenn er selbige zu frühe, und von einem andern, als von mir selbst erführe. Diese Furcht hat mich sogar zurück gehalten, meinen rechten Stand und Namen zu entdecken. Ich — —

23

Sech:

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Laurette.

Laurette. Kommen sie gnädiges Fräulein! Die gnädige Frau sucht und ruft sie mit größter Unruhe im ganzen Garten.

Damon. So muß ich mich nicht sehen lassen. Leben sie vergnügt, schöne Uranie! (er küßt ihre Hand) Wann bin ich so glücklich, sie wieder zu sehen?

Uranie. Könnte es heut Abend um sechs Uhr seyn? Ich habe ihnen noch viel zu sagen.

Damon. Verlassen sie sich darauf! Heut um sechs Uhr!

Laurette. Gehen sie! Ich sehe sie schon kommen.

(Damon geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Ismenie, Uranie, Laurette.

Ismenie. Wo sind sie denn? Mein Kind! Es ist schon lange, daß ich sie vergeblich suche. Sie verlieren sich ja ganz in diesem Garten, und scheinen zu vergessen, daß ich so lange die Gesellschaft meiner lieben Nichte verlieren muß. Kommen sie! Umarmen sie ihren Herrn Vater.

Uranie. Mein Vater? Ist er angekommen?

Ismen-

Ismenie. Ja! und erwartet sie sehnlich.

Uranie. Was für ein glücklicher Zufall schenkt ihn mir?

Ismenie. Stellen sie sich eine rechte gute Ursache vor. Sie werden alles von ihm selbst erfahren. (geheimnisvoll) Er hat auch jemand mit sich gebracht, der sein und ihr Freund ist.

Uranie. Scheile, um mich ihm in die Arme zu werffen, und mich von meiner Freude ganz hinreißen zu lassen.

Laurette. (leise) Sie sehen etwas erhitzt und zerstreut aus. (laut) Wollen sie, gnädiges Fräulein, sich nicht vorher etwas in Ordnung bringen, um vor den Gästen anständiger zu erscheinen? Es soll bald geschehen seyn.

Ismenie. Ich sehe, es möchte nicht überflüssig seyn; Nur geschwinde!

Uranie. In einem Augenblicke!

Laurette. Kommen sie! wir wollen eilen.

Achter Auftritt.

Ismenie. Dorimond. Leontes.

Dorimond. Wo ist Uranie? Kommt sie bald? Ich brenne vor Verlangen sie zu sehen und zu umfassen.

Q 4

Ismen-

erfolgen; und ich würde beydes mit ihr zugleich empfinden.

Dorimond. Wir wollen uns bey solchen Kleinigkeiten nicht aufhalten, um desto geschwinder zu unserm Zwecke zu gelangen.

Leontes. Vergeben sie mir; wir würden ihn nur um so viel langsamer erreichen. Die edlen Empfindungen der liebenswürdigen Uranie sind der größten Freyheit werth; und ich wäre meines Glücks unwürdig, wenn ich, nachdem ich ihre Vollkommenheiten habe kennen gelernt, sie merken ließe, daß ich auch ein Zeuge ihrer kleinen Schwachheiten gewesen; wenn man anders die Bewegungen der reinsten Liebe, welche mit der Tugend so nahe verwandt ist, eine Schwachheit nennen darf.

Jsmenie. Ihre Art zu denken, Herr Leontes! gefällt mir ungemein.

Leontes. Ja! mich deucht, ich bin da überflüssig. — Mein Entschluß ist gefaßt.

Jsmenie. Und wie lautet selbiger?

Leontes. Er lautet, daß ich mit Dero gültigen Erlaubnisse allen gegenwärtig seyn will, nur nicht der Uranie, damit ich ihrem Herzen desto näher sey. Ich will mich verstecken, und heimlich anhören, was ihr Herz durch ihre schönen Lippen verkündigen wird.

Dorimond. Desto besser! Meine Schwester wird ihnen hiezu einen bequemen Ort im Hause

Hause anweisen, und ich will meine Tochter vorführen, damit Herr Leontes unverzüglich sein mildes Schicksal erfahre.

(Dorimond und Jsmenie gehen ab.)

Neunter Auftritt.

Leontes allein.

Damit Herr Leontes unverzüglich sein mildes Schicksal erfahre! — Was höre ich? — Ihr leiblicher Vater tröstet mich damit. — Diese Sprache wird auch Uraniens Sprache seyn. — Ja ja! ich werde glücklich seyn. — Oder unglücklich, wenn ihr Herz nicht mit dem Munde übereinstimmt. — Um also das erste vollkommen zu seyn, oder das andre gewiß zu vermeiden, will ich ihre frenen Gesinnungen erforschen. Ich will die Uranie keinem andern, als ihr selbst, ihrer eignen Wahl zu danken haben.

Wie glücklich wären alle Liebhaber, wenn sie allemal das Herz ihrer Geliebten aus ihrem Munde sprechen höreren! Sie würden bald aufhören, entweder zu stolz und eitel, oder zu blöde und furchtsam zu seyn.

Zweyter Aufzug.

(Im Hause der Ismenie.)

Erster Auftritt.

Dorimond, Ismenie, Uranie.

Dorimond. Sein Stand, sein Rang, seine Güter und vortreflichen Eigenschaften sind dir bisher bekannt, aber vielleicht gleichgültig gewesen. Ich bin gekommen, diese Gleichgültigkeit plötzlich zu heben, und zwar durch drey kurze Zaubersprüche. Herr Leontes liebt dich, meine Tochter! Er hat um dich angesprochen, und ich habe ihm mein Jawort gegeben, daß du ihn heyrathen wirst.

Uranie. Daß ich den Herrn Leontes heyrathen werde?

Dorimond. Ja heyrathen! heyrathen! Das dachte ich wohl, daß dieses Wort einen kleinen Aufrehr im Herzen erregen würde.

Ismenie. Ja, mein Kind! Wie gefällt ihnen dieses? — Sie antworten nichts? — Sie schweigen still! — Sie beunruhigen sich! — Sie zittern, Uranie! —

Dorimond. Poffen! Das sind die ersten Bewegungen eines jungen Frauenzimmers, das vielleicht im ganzen Leben nur zweymal das Wort Heyrathen gehört, oder gelesen hat. Kan sie sich wohl anders aufführen? Es würde sich kaum schicken, es wäre wider die Mode.

Ismen

Ismenie. Meine Uranie kennt diese Mode noch nicht. Ihr innerliches Gefühl hat niemals ihre äußerlichen Gebehrden und Handlungen verläugnet. — Sie spüren doch keine Abneigung, keine innerlichen Widerwillen? — Was ist ihnen?

Uranie. (seufzend) Ich weiß es selbst nicht zu nennen.

Dorimond. Ueberlasse diese Sorge nur dem Herrn Leontes; er wird es dir schon nennen. Mit einem Worte: es heißt die Liebe! Er liebt dich, und du wirst ihn wieder lieben.

Uranie. Ich? lieben?

Dorimond. Ja, lieben! und alle Reizungen der Liebe empfinden! — Du wirst doch deinen Gemahl nicht ohne Liebe heyrathen wollen?

Ismenie. Sie reden mit ihr eine ganz unbekante Sprache. Uranie kennet weder den Namen noch die Eigenschaften der Liebe. — Sie wird aber nicht immer unwissend bleiben. — Es ist Zeit, daß ihre bisherige Unempfindlichkeit den angenehmsten Regungen Platz mache, deren ihr zärtliches Herz fähig ist, um vollkommen glücklich zu werden.

Uranie. Wie haben sie ihre Stimme so schleunig verändert? Meine gütige Muhme! — Mein Herz kan ihnen so geschwind nicht folgen.

Ismenie.

Ismenie. Jetzt verstehe ich eine rechtmäßige wohlgeordnete und gegenseitige Liebe zwey verehelichte Personen, mein Kind! — Sie werden diese leichte Lection bey ihrem liebenswürdigen Herrn Gemahl bald lernen. Der Herr Leontes verdient vor allen andern das Glück, daß sie ihm mit ihrer Hand auch ihre Liebe schenken.

Uranie. Kan meine Hand ihn glücklich machen: so opfere ich mich meinem Gehorsame um so viel williger auf; von meiner Liebe aber hat er sich kein Glück zu versprechen.

Dorimond. Welcher Eigensinn!

Ismenie. Mein! es ist Unschuld, mein Bruder! — Fassen sie sich! — Entdecken sie mir ihr Anliegen! Schütten sie ihr ganzes Herz vor mir aus! Sie wissen, daß es mir gehört. (Sie umarmt die Uranie).

Uranie. Ihnen gehört es allerdings? Wem kan ich es denn weiter verschenken? — Es ist schon vergeben — Es ist nicht mehr in meiner Gewalt. — (sie erröthet und wischt sich die Augen).

Dorimond. Hat denn dein Vater keinen Theil daran?

Uranie. Sie auch, mein gnädiger Vater! —

Dorimond. Und —

Uranie. Und —

Ismen

Ismenie. Und — (bey seite) Ich zittere. (laut) Nur frey heraus! meine einziggeliebte Tochter! Sie sind alsdenn am allerliebenswürdigsten. — Und —

Uranie. Hassen sie mich nur nicht! — Und Damon.

Dorimond. (langsam) Und Damon — Nun haben wir es endlich. — Meine Schwester! ich gratulire ihnen zu der Frucht ihrer Weisheit, und wünsche, daß sie ihnen wohl bekomme! — (langsam) Und Damon! —

Ismenie. Ich bin erstaunt und sprachlos! Dorimond. Und wer ist denn dieser Damon meine Tochter! (leise) Ich muß mich verstellen, um alles herauszulocken.

Uranie. Zürnen sie nur nicht, mein Vater! — Damon ist nicht gemacht, um diesen Affect zu erregen — Ich lernte bey meiner geliebten Muhme die Regeln der Freundschaft, und bey Damon ihre Annehmlichkeit.

Dorimond. Ich gratulire ihnen zum zweytenmal, meine Schwester! . . . Antworte mir gerade! Wer ist dieser Damon? Wo hast du ihn gesehen? Wie hast du ihn kennen gelernt? und wie weit seyd ihr in eurer Freundschaft gekommen? — Himmel! was muß ich erleben! Es scheint, als wenn unser Haus von einem besondern Unfalle bedrohet würde.

Ismen

Ismenie. Uranie! Es ist nicht mehr Zeit, geheim zu seyn! Verschweigen sie uns nichts? — (Uranie wischt sich die Augen, und Ismenie spricht gelassener) Jedoch befürchten sie auch nichts! — Ihre Fehler sollen unsre Zärtlichkeit nicht übertreffen. (sie faßt sie bey der Hand) Getrost! mein Kind! — Ich habe Mitleiden mit dir. Ich weiß, du liebest mich dennoch. — Lasse mich Theil an deinem Kummer und deinem Troste nehmen! (zärtlich) Ich bin jetzt deine einzige vertraute Freundin; verlasse dich auf mich, und erzähle mir doch etwas von deinem Damon, den du ohne mich zu deinem Freunde gewählt und vielleicht mir vorgezogen hast.

Uranie. Sie zerschmelzen mein Herz!

Dorimond. Nun ist alle Verstellung zu spät; ein freymüthiges Geständnis kan vielleicht alles wieder gut machen.

Uranie. Ich würde alles noch besser machen, wenn sie ihn selbst sehen und kennen sollten. Seine Redlichkeit und Tugend würden meine Schamhaftigkeit und Verwirrung vertreten.

Ismenie. Sie sollen so lange von meiner Zärtlichkeit vertreten werden. Rede nur! Wo hast du ihn gesehen? meine Tochter!

Uranie. Ja! Ich will reden; ich werde mit Damons Geschichte mich selbst aufklären. — Vor etwa zwey Wochen spazierte ich mit Laurette in den nahegelegenen Lustwald, den sie
uns

uns täglich bey gutem Wetter zu besuchen erlaubt haben. Wir setzten uns nicht weit von seiner Quelle, die uns das anmuthigste Schauspiel verschaffte. Wir sahen mit Vergnügen die kleinen Singvögel immer näher herbeysiegen, und sich in dem klaren Wasser abspiegeln. Nachdem sie allmählig kühner geworden, und endlich mit ihren vermeyntlichen Nebenbuhlern im Wasser zusammen getrunken hatten, flogen sie wieder auf, und sangen gleichsam ein Siegeslied. Ihre Stimmen wurden von dem sanften Geräusche des rieselnden Wassers begleitet, und durch den Widerschall des Waldes vervielfältiget, welches zusammen ein wildes Concert machte, das wir lange mit Entzücken anhörten.

Dorimond. Das Präludium ist zu lang. Komme nur zur Hauptsache!

Uranie. Gleich, mein Vater! (wehmüthig) Wenn sie mich nur gütig anhören wollen! — Ich sing endlich auch an, zu singen. — Und dergestalt verbrachten wir unsre Zeit mit Singen und Gesprächen, bis wir wegglengen.

Dorimond. Nun! Ihr ginget weg? Und Damon —

Uranie. Haben sie nur einen Augenblick Gedult! Am folgenden Tage zog uns der reizende Ort, der uns so unschuldig vergnügt hatte, wieder an sich. Allein, in welche Verwunderung wurden wir versetzt, als wir an einem nahestehen-

N

den

den großen Baume einen mit Bleystifte beschriebenen Zettel angeheftet fanden! — Ich habe die Worte noch behalten.

„Sie fliehet fort: Es ist um mich geschehen!

„Ein weiter Raum Lalagen von mir!

„Dort floh sie hin! Komm Luft, mich anzuhwehen!

„Du kommst vielleicht von ihr

Dorimond. Das ist von einem neuern Poeten, und klingt ziemlich romanemäßig!

Ismenie. Dies ist der erste Zug von Damons Gemälsde. Fahre nur fort, mein Kind!

Uranie. Wir lasen das Blat nicht ganz ohne Empfindung, und ließen es stehen. Nachdem wir uns auf gar keinen Urheber dieser Schrift hatten besinnen können, reizte uns die Neugier, daß ich bey unsrer Entfernung Laurette verdeckt lauren ließ, um ihn vielleicht zu entdecken.

Dorimond. Neugier? Einen strafbaren Vorwitz, willst du sagen.

Ismenie. Noch finde ich eben nichts strafbares dabey — Weiter!

Uranie. Es wäre auch nicht lange, bis Laurette mich mit der stotternden Nachricht erreichte: sie haben ihn gesehen; er sey der schönste und holdseeligste Jüngling; er habe den Zettel seufzend abgenommen, einen neuen geschrieben, an den vorigen Platz geheftet, und sich den Schweiß gewischt. —

Dori

Dorimond. Geben sie nur achtung! Es kommt eine ganze Nittergeschichte zum Vorscheine. Es werden mehr Abendheuer folgen.

Ismenie. Machen sie sie doch nicht irre, mein Bruder! — beruhige dich nur, Uranie!

Uranie. Wir gingen — und kamen den folgenden Tag wieder.

Dorimond. Das versteht sich! Die Seufzer des schönen Jünglings mußten ja gelesen werden. — Sage nur kurz! Was stand auf dem Papiere? Du wirst es gewiß nicht vergessen haben?

Uranie. Nein, mein Vater! Es standen folgende Worte:

„Nun eilt sie wieder fort! Und Damon bleibt stehn!

„Die Ehrfurcht hindert ihn, der Nymphe nachzugehen.

„O! lernte sie sein Herz wie diese Zeilen kennen:

„Sie würde Damon bald den treuen Damon nennen.

Dorimond. Ey! Das ist ja herzbrechend! Ich möchte mich bald selbst in ihn verlieben. Welchen Eindruck machte es bey dir? —

Uranie. Ich hatte Mitleiden mit ihm, und veränderte die zwo letzten Zeilen folgendergestalt

A 2

Ismenie.

Ismenie. (geheimnisvoll) Du hattest also einen Bleystift mitgenommen? — Lasse doch doch deinen Einfall hören!

Uranie. Ich schrieb:

„O! lernte er ihr Herz wie diese Zeilen kennen:

„Er wird die Nymphe bald die treue Nymphe nennen.

Ismenie. Vortrefflich! — Das nenne ich ein Mitleiden? — Nun weiter!

Uranie. Vermuthlich hatte er dieses kleine Wortspiel für eine Erlaubniß, oder eine Art von Einladung gehalten, und erschien also den folgenden Tag.

Dorimond. Und Uranie erschien auch! — Rede nur! Wer war er? Wie sah er aus? Wie gefiel er dir? Verschweige mir nichts! Er erschien also — —

Uranie. Ich will ihre Gedult nicht länger mißbrauchen, sondern alles ganz kurz beantworten. — — Er erschien mit einer edlen Sittsamkeit, artig und schön. Nach den ersten Höflichkeiten gestand er, daß seine zerstreuten Gedanken ihn vor etlichen Tagen bey einem Spaziergange in diesen angenehmen Wald, und zwar ganz unvermerkt, so tief geführt hätten, daß er nicht eher, als durch meine Stimme gleichsam erwacht wäre. Hierauf wäre er der Stimme nachgeschlichen, und ihr endlich

so

so nahe gekommen, daß er mich auch heimlich hätte beobachten können.

Dorimond. Ists nicht so? Es kommt ein ganzes arcadisches Schäferspiel heraus. Sogar der Name Damon klingt darnach. Ich wünsche nur, daß die Schäferskunde noch nicht vorbei sey — — Du wirst darüber wohl gar vergessen haben, dich nach seinem Stande und Lebensumständen zu erkundigen? Bey den irrenden Rittern war es auch nicht Mode. Sie waren lauter Prinzen, und ihre Dulcinäen lauter Prinzessinnen.

Uranie. Ich bekümmerte mich freylich mehr um den Zustand seines Herzens und Gemüths, als um die Beschaffenheit seines Glücks. Indessen sagte er mir mit einiger Zurückhaltung, daß er Damon hiesse, und ganz neulich angekommen wäre, um seinen Vormund zu besuchen. Mehr habe ich nicht entdecken können.

Dorimond. Diese Entdeckung ist ja sehr vollkommen und wichtig genug, um eine ewige Freundschaft zu knüpfen.

Uranie. Heut aber habe ich die Ursache seiner Verschwiegenheit erfahren; er hat mir das Räthsel aufgelöst.

Ismenie. Heut? haben sie ihn heut gesehen?

Uranie. Ja! meine gnädige Muhme! — Im Garten.

A 3

Isme.

Ismenie. So! Nun kenne ich den Arzt, nach dessen Vorschrift sie sich täglich eine Bewegung im Garten machen müßten. — Eine sanfte erhitzende Bewegung!

Uranie. Er hat versprochen, heut um sechs Uhr wieder da zu seyn.

Ismenie. Du' liebe Unschuld!

Dorimond. (bey Seite). Der Paß soll ihm schon verhauen werden. (laut) Und das Räthsel! — Wo blieb die Auflösung?

Uranie. Er hat unsre Freundschaft noch geheim zu halten, damit sein Vormund, der ihn mit seiner Tochter zu verheyrathen trachtete! sie nicht zu frühe erführe.

Dorimond. Ich bin müde, deine Thorheiten länger zuzuhören. Sage mir nur noch: wie oft seht ihr euch? Und wie weit seyd ihr in eurer Freundschaft fortgerückt? (leise) Ich scheue mich, des Ausdrucks: Liebe, mich zu bedienen.

Uranie. Wir sehen uns fast alle Tage. So lange wir getrennt sind, werden die Minuten uns zu Stunden. So bald wir aber beyammen sitzen, da ist es umgekehrt. Es liegt nicht an unserm Verlangen, daß wir uns nicht beständig sehen. — Möchten sie ihn doch auch sehen! — Er kommt heut Abend um sechs Uhr her. — Sie würden ihn gewiß lieben — Sehen sie ihn doch! ich bitte sie! — Konnte ich ihm

ihm wohl meine Freundschaft abschlagen? — Er versicherte mich der seinigen so zärtlich, so bescheiden, so unaufhörlich, daß ich ihm ganz ungleich, oder lasterhaft hätte seyn müssen, um länger daran zu zweifeln, oder sie nicht zu erwiedern. — Seine reizende Gestalt, sein ehrerbietiges Betragen, seine Reden, sein ganzes sanftmüthiges und einnehmendes Wesen zeugen von der Unschuld seines Herzen. —

Dorimond. Seine reizende Gestalt auch? — Das will ich glauben.

Ismenie. Was sprach er denn mit dir? — Besinne dich! —

Uranie. (zärtlich) Meine Uranie! sprach er einmal, indem er meine Hand an seine Brust drückte, mit einer zerfließenden Zärtlichkeit zu mir, meine liebe Uranie! Ihre gelassene Unschuld und Redlichkeit gefallen mir mehr, als ihr Stand, ihre Schönheit und Schätze. — Diese letztern sind zufällig, folglich von der Jugend und wahren Glückseligkeit zertrennlich, jene aber sind der ganze Inbegriff derselben. — Erkennen sie ihren getreuen Damon! — Sein Herz schlägt nur für Uranie. — Versichern sie mich ihrer ewigwährenden Freundschaft! — Sie ist mir zwar gewiß genug: allein eine jegliche neue Wiederholung ist eine neue Zusammenschmelzung unsrer Herzen, welche das größte Glück des Lebens ausmacht, weil alle andre

Glückseligkeiten ohne sie nicht lebhaft genug empfunden werden können.

Dorimond. Ich glaube das Mägdechen ist bezaubert! — Es fehlt ihr weiter nichts, als noch ein Sylph zum Liebhaber. Das ist ja eine ganz Enthusiastische Freundschaft! (leise) Seht, wie beredt sie nun ist, und wir verstümmen fast dabei.

Jmenie. Ich erstaune! — Ich war auf ihre Rettung bedacht, und ich werde selbst von dem Strome mit fortgerissen! — Du unschuldige und freundschaftliche Seele.

Uranie. O! mit dem Vergnügen der reinen Freundschaft ist nichts zu vergleichen! — Sie, meine allerwerthebeste Ruhme! haben mir den Borschmack davon gegeben. — Ich liebe sie unaussprechlich, sowohl wegen ihrer eignen, als auch wegen Damons Freundschaft.

Dorimond. Was kommt endlich hierbey heraus? Ich glaube, daß sie, uns alle anstecken würde. — Es ist Zeit, daß ich mich fasse. — Genug! Uranie! — Ich halte deinen Damon mit seiner ganzen Unschuld für einen Abenteuerer und listigen Verführer, der um so viel gefährlicher ist, je einnehmender er ist. — Wisse, daß du ihn zum letztenmal gesehen hast! Gehe in deine Kammer, und mache dich fertig, den Herrn Leontes, als deinen Bräutigam zu empfangen.

Uranie.

Uranie. (sie weint) O! unglücklicher Damon!

Jsmenie, Komm mein Täubchen! Verbirg dich in meinem Herzen! Der Himmel und Jsmenie sollen zu deinem Schutze gerüstet seyn. (Sie umarmen sich und gehen ab.)

Zweyter Auftritt.

Dorimond, Leontes.

Dorimond. Sie haben alles angehört? Nicht wahr? Herr Leontes! — Was sagen sie dazu?

Leontes. Ich bin erstaunt, gerührt, bekrübt!

Dorimond. Ich bin alles dieses, und noch mehr. Ich hätte mich unmöglich länger erhalten können, meinem gerechten Zorne den freyen Lauf zu lassen.

Leontes. Hüten sie sich davor, Herr Dorimond! Gewalt und Hindernisse schenken den wahren Freunden und Verliebten nur neue Verdienste. Je mehr man sie zu trennen bemüht ist, um so viel enger schließt man sie zusammen. Freundschaft und Liebe haben ihre Märtyrer lediglich den harten und verhassten Mitteln zu danken. Je unschuldiger sie sind, desto heroischer sind sie auch.

Dorimond. Es ist wahr, ich würde nur Oehl ins Feuer gießen, und man verlieret nichts dadurch, wenn man anfänglich die ge-

lindesten Mittel versucht. — Ich habe einen Anschlag im Kopfe, den ich noch etwas reiflicher überlegen, und hernach unverzüglich ausführen will. — Alles kommt darauf an, daß Uranie den Damon nicht mehr sehen, und mit seiner Gegenwart zugleich ihre Bezauberung und thörrigte Freundschaft zu einem Vagebonden verlieren soll. — Mir fällt noch etwas hiebey ein — Gut! — Vortreflich! — Sinnen sie auch auf etwas! — Schonen sie weder Kunst noch Mühe, um unser Vorhaben zu befördern! — —

Leontes. Mir ist schon etwas eingefallen, das sich zu dieser Absicht schickt.

Dorimond. Das ist mir lieb! Sprechen sie aber vorher selbst mit meiner Tochter, und wenden sie alle ihre beredten Vorzüge an, um sie zu gewinnen! Dieses wäre der geradeste und beste Weg, den wir gehen könnten. Ich will Uranie zu diesem Ende herkommen lassen.

Leontes. Ich bin bereit mit ihr zu sprechen.
(Dorimond geht ab.)

Dritter Auftritt.

Leontes.

Der Herr Dorimond kennt mein Inneres nicht. Er beurtheilet mich nach meinem Stande und Vermögen, das heißt, nach sich selbst. Ich kenne ihn; sein Ehrgeiz und Eigennuz sind

sind ohne Grenzen. — Was habe ich alles gehört! — Ein Auftritt, der mich ganz durchdrungen hat! Damon! Damon! Du bist glücklicher als ich, und verdienst es auch zu seyn! — Ich erkannte ihn gleich; seine Eigenschaften unterscheiden ihn hinlänglich; sie hätte nicht nöthig gehabt, ihn durch seine Geschichte noch kenntlicher zu machen. — Bezaubernde Uranie! Was fange ich mit dir an? — Sollen meine Unternehmungen meiner Leidenschaft gleichen: so öfnet sich mir eine freye Bahn der heftigsten und gehässigsten Mittel, um zu deinem Besitze zu gelangen. — Soll ich die Stimme der Billigkeit, der Großmuth und ächten und edlen Liebe hören: so muß ich mich selbst verbannen. — Unschuldige Uranie! Wüßtest du den Umfang meiner Zärtlichkeit: du würdest Mitleiden mit mir haben. — Könnte ich dich doch gewinnen! — Ja! ich kann! — Allein nichts, als ihre traurige Hälfte! — Und welche Hälfte! — Ihren Ueberdruß und Haß! Kurz! die Bitterkeit und Plagen des Ehestandes, ohne seine Süßigkeiten zu kosten. Ihr Herz wäre nur für Damon! — Dieses Unglück könnte aufhören. — Jedoch nicht früher als mit ihrem Leben. — Alle Trübsale wären verschwunden; allein Uranie wäre auch nicht mehr; und dieses wäre das größte Leid! — Fasse dich, Leontes! — Je grösser dein Muth und deine Ueberwindung ist, desto edler ist auch der Preis der Tugend; und Uranie,

Uranie ist des herrlichsten Sieges werth. Diesen beiden, der Tugend und Uranie, die sich so ähnlich sind, opfere ich mich freudig auf. — Wohlan! ich habe mich selbst überwunden! — Wie glücklich wird man durch großmüthige Handlungen! Die Belohnung ist augenblicklich da. Ich will ferner mich selbst nicht anhören; ich eile um Uranie glücklich zu machen. — Jedoch, ich habe mit einem ungestümen Vater voll Vorurtheile zu thun. — Mir fällt etwas ein. — Um meinen Sieg zu verschönern, und die allgemeine Freude zu verdoppeln, und damit Uraniens Freundschaft mich wegen ihrer vermissten Liebe desto besser schadlos halte, will ich mich noch verstellen, und durch so kurze als unschuldige Kunstgriffe die Sache höher treiben. — Dieser Versuch kostet mir viel: allein der Verlust der englischen Uranie, kostet mir nicht weniger. Diese Art von Rache soll mir genug seyn, und zu einer desto größern allgemeinen Befriedigung dienen. Ich sehe sie kommen.

Vierter Austritt.

Leontes, Uranie.

Uranie. Mein Vater hat mich zu ihnen gesandt, um mit ihnen zu sprechen: sie werden mir dieses also zu keinem Verdienste anrechnen.

Leontes. Nein! grausame Uranie! Ich bin gar zu unglücklich, um mir zu schmäueln.

Uranie.

Uranie. Ich wünsche ihnen das beste Glück. Wenn meine Hochachtung und Ergebenheit, etwas dazu beitragen kann: so seyn sie vergnügt! Hiermit gebe ich ihnen aber auch alles, was ich noch zu vergeben habe.

Leontes. Würden sie mein Herz recht kennen: ich glaube, daß sie wenigstens aus Mitleid etwas freygebiger wären.

Uranie. Mein gütiger Herr Leontes! ich habe wahrlich nichts mehr zu verschenken: ich fordere also ihr eigenes Mitleiden auf. Seyn sie doch aus Mitleiden großmüthig und edel, wenn sie es nicht aus andern Ursachen seyn können! Sie werden ohne Zweifel von meinem Vater die Freundschaft zwischen mir und Damon schon erfahren haben? Er wird ihnen auch seinen strengen Entschluß bekannt gemacht haben. Ihre Rache kann jetzt glücklicher als ihre Zärtlichkeit seyn. Allein welch ein Glück! Welche Zärtlichkeit! — Wer zärtlich ist, ist auch leutselig; und das herbeste Unglück aller theilnehmenden Personen kann unmöglich ein Glück genannt werden.

Leontes. Glückseliger Damon! — Jedoch du bist vielleicht nur ein Verrüger.

Uranie. Nehmen sie sich in Acht, Herr Leontes! Mein Herz ist die Gewährleistung seiner Redlichkeit. — Und gesetzt, er wäre ein Verrüger: so hat er dennoch glimpflichere Waffen gebraucht, als die Gewalt, um eine Freundin

Freundin zu erwerben. Könnten sie ihn nur eine Viertelstunde sehen und sprechen! Ich weiß, daß seine Augen und sein Mund auf ihre Großmuth wirken würden. Sie würden seine Betrügereyen nicht schelten, sondern ihnen nachzuahmen suchen. Sein ganzes Gemüth ist in seinen Augen abgemalt, und diese sind milde und aufrichtig.

Leontes. (bey Seite) Ich kann mich fast nicht länger halten. (laut) Glückseliger Damon! nein, du bist kein Betrüger mehr! Und wer könnte es auch bey Uranie seyn? — Wie sehr muß ich sein Glück beneiden!

Uranie. Ach! beneiden sie sein Glück nicht länger: — Ist wohl ein Schmerz mit diesem zu vergleichen, wenn man von seiner Freundin entfernt seyn muß? — Jedoch nun kommt er bald. Ich zähle alle Minuten bis dahin. — Sie werden ihn auch sehen; allein sagen sie ihm nichts von meinem heutigen Kummer! Ich würde seinen Jammer nicht ausstehen können. — Gnädiger Herr! (sie will ihm die Hand küssen) Erbarmen sie sich! Sie wissen, wie viel meine und Damons Zufriedenheit von ihnen abhängt. Zerreißen sie dieses holdselige Band der Freundschaft nicht! Ich nehme meine Zuflucht nicht zu dem hitzigen und verblendeten Leontes, der meinen Vater zur Seite hat, sondern zu dem großmüthigen Leontes, der die verlassene Uranie zu seinen Füßen sieht. (Sie macht die Mienen,

ne, sich herunter zu lassen, er kommt ihr aber zuvor.)

Leontes. Gnädiges Fräulein! Sie zerreißen mein Herz! (bey Seite) Ich kann nicht mehr. Ich muß fliehen! (laut) Trösten sie sich, allzufreundschaftliche Uranie! Sie sollen glücklich seyn! Sie werden mich bald genauer kennen lernen. (Er eilt weg.)

Fünfter Auftritt.

Uranie.

Er floh davon, und schien, als wenn er etwas gerührt wäre, und mir einigen Trost hätte zurück lassen wollen. — Ohne Zweifel ist er zu meinem Vater gegangen, um ihm unsre Unterredung zu berichten. — Habe ich den Herrn Leontes nur schwach bewegen können: was kann ich mir wohl von meinem unerbittlichen Vater versprechen? — Ich sehe ein schweres Ungewitter sich zusammen ziehen! — Ich sehe es herbeinfliegen! — Es schwebt schon über mir! — Jedoch, ich sehe auch Damon! — Nun wird mir alles leicht!

Sechster Auftritt.

Uranie. Ein sogenannter Gerichtsdienner.

Gerichtsdienner. Sind sie das gnädige Fräulein vom Hause, die Uranie heißt?

Uranie.

Uranie. Was habt ihr mir zu sagen?

Gerichtsdienner. So komme ich ganz recht. Ich bin ein Gerichtsdienner, und von meinem Obern hergesandt, um ihnen von der erschrecklichen Gefahr Nachricht zu geben, darin sie gefeckt haben, damit ihnen dieses eine Warnung für die künftigen Zeiten sey. Sie haben recht am Rande eines Abgrunds gestanden, und sind im Begriffe gewesen, sich darein zu stürzen.

Uranie. Mein Freund, ich verstehe nichts von eurer Sprache; erkläret euch deutlicher.

Gerichtsdienner. Nun kömmts! Wissen sie dennach, gnädiges Fräulein! daß man mich mit einem Befehlhaber und sechs bewaffneten Männern ausgesandt hat, um einen läderlichen Menschen, einen Betrüger, der der Obrigkeit und seinen Gläubigern entlaufen ist, und sich den falschen Namen Damon (bey diesem Namen setzt Uranie sich plötzlich und erstarrt) gegeben hat, zu greifen, und dem Gerichte zu überliefern. Vor einer halben Stunde waren wir so glücklich, ihn auf dem Wege nach ihrem Garten zu ertappen, und handfeste zu machen, ehe er sein abscheuliches Vorhaben, das gnädige Fräulein zu entführen, ausführen konnte. Ich kann mich nicht länger aufhalten; mein Commando wird schon weit mit ihm seyn. Leben sie wohl! (Er geht ab.)

Sieben:

Siebenter Auftritt.

Uranie.

(Sie bleibt noch eine kleine Zeit erstarrt sitzen; hernach springt sie plötzlich auf und schreyt.)

Damon! Damon! — Wer hilft ihm? — (klagend.) Jedoch er hört mich nicht! — Er ist zu weit! — Niemand hört mich! — Nichts in der ganzen Natur ist auf seine Rettung bedacht! — Ich nenne ihn zum letztenmale! — O grausames Verhängniß! — (Sie wirft sich nieder auf den Stuhl, verstummt eine Weile, und spricht darauf wehklagend) Armseelige Uranie! — Die ganze Welt verschwindet dir mit Damon. — Für dich ist nichts mehr übrig — Nichts, als das allerbitterste, das Leben. — (sie schweigt etwas) Getrost! ich werde meinen Schmerz nicht lange erleben! — (sie springt wieder plötzlich auf) Also ist ja noch nicht alle Hofnung aus? — Sanfter Tod! ich bin nicht mehr glücklich: ich finde also an dir nichts Ungehalteneres mehr. — Nein! Du siehst ganz lieblich aus! Du winkst mir freundliche Blicke zu. — Du erquickest mich. — Ich kann meine Freude nicht länger verbergen! (Sieruft) Laurette! Wo bist du! Laurette!

S

Achter

Achter Auftritt.

Uranie. Laurette.

Laurette. Was befehlen sie? — Gott! was ist ihnen! Gnädiges Fräulein!

Uranie. Nichts! Damon ist weg! — und ich werde auch bald nicht mehr seyn — Meine Hoffnung, mein Vergnügen, meine Freuden, mein Leben, alles ist mit ihm fort! ewig fort! — (kläglich) Nur der Tod allein erbarmet sich noch über mich.

Laurette. Ich erstarre! — Es ist keine Zeit zu verlieren; ich muß die gnädige Frau zu Hülfe rufen! (Indem Laurette zu einer andern Thüre auslaufen will, und hinter einen vorgestellten Schirm oder Vorhang kömmt, stürzt sie über Dorimond, der sich zum horchen dahin gesetzt hatte. Laurette schreyt laut, und läuft zu einer andern Thüre hinaus. Uranie schreyt auch, und läuft der Laurette nach.)

Neunter Auftritt.

Dorimond. (Er kömmt hinter dem Vorhänge langsam hervor, und zieht seine Perücke zurecht.) Das war ein garstiger Streich! Er ist mir in meinem Leben nicht wiederfahren. — Er ist mir gänzlich mißlungen. — Nun habe ich nicht allein meinen Zweck verfehlt, sondern mich auch ausser Stand gesetzt, neue Versuche anzu-

anzustellen. — Das allerschlimmste dabei ist, daß ich nichts, als meine eigene Schande und meiner Tochter Verzweiflung davon trage. — Indessen muß die schändliche Gemeinschaft mit dem abendheurlichen Damon durchaus zerstört werden. — Möchte doch Leonte kommen! — Er ist das einzige Werkzeug, dessen ich mich noch bedienen kann. — Meine Schwester ist weich, wie Wachs; ein heisser Seufzer ihrer Uranie macht sie gleich zerfließen. Ich glaube, sie fängt eine jegliche Thräne von ihr auf, und schluckt sie nieder. Mit ihr ist gar nichts anzufangen. — Allein, wie sehe ich aus! Die Locken meiner Perücke haben am meisten gelitten. — Ich muß meinen Bedienten rufen (er ruft) Johann — Wer ist da?

Zehnter Auftritt.

Dorimond. Philip.

Philip. Was befehlen Ew. Gnaden?

Dorimond. Ist niemand von meinen Bedienten da?

Philip. Nein! Es hat aber nichts zu bedeuten; sie dürfen mir nur befehlen.

Dorimond. Seht ihr mein Freund! wie ich aussehe? Der Fußboden ist hier abscheulich glatt. Es muß jemand darauf gespiesen, oder etwas gegossen haben; ich gleitete aus, und habe mich ziemlich in Unordnung gebracht. Mei-

ne Perrücke muß nothwendig wieder hergestellt werden.

Philip. Das ist wahr. — Erlauben sie mir nur zwei Minuten; es soll nicht zu merken seyn. Befehlen Ew. Gnaden, daß ich eine andere Perrücke hole, die sehr prächtig und ganz fertig accommodirt ist?

Dorimond. Wo habt ihr eine? Wem gehört sie? laßt sehen?

Philip. Sie sollen zufrieden seyn! Ich bin augenblicklich wieder da. (er läuft ab.)

Dorimond. Ich muß wenigstens vor diesem Bedienten meine Schande verstecken. — Nun ist die Sache einmal geschehen und nicht mehr zu ändern: ich muß also bey einem schlechten Spiele eine gute Mine bey behalten. Philip soll mich in den vorigen Stand setzen, damit ich meinen Schimpf nicht auf meinem eigenen Kopfe herumtrage. Er kömmt schon. — Ihr habt mich gar nicht lange warten lassen. Zeigt eure Perrücke. Wie sieht das Ding aus?

Philip. (Er bringt eine altmodische große Staatsperrücke mit hängenden Locken und voll Puder.)

Ew. Gnaden belieben selbst zu sehen! sie ist ganz fertig, und macht gewiß keine schlechte Figur. Ich will ihre eigene Perrücke so lange herunter nehmen, um diese aufzusetzen. Lassen sie mich nur machen! (er greift ihm nach dem Kopfe.)

Dori

Dorimond. Was bringt ihr mir da für ein ungeheures Fuder Heu? — Ein altes Inventarium, das vielleicht vor hundert Jahren im Gebrauche gewesen ist? — Sie ist gut zum Sturm laufen.

Philip. Ew. Gnaden haben Recht! vor vierzig Jahren hat auch eine alte Magistratsperson in dieser Perrücke Hochzeit gehalten.

Dorimond. Schmeißt sie weg! oder ich schmeiße sie euch um die Ohren!

Philip. Lieber will ich sie mir selbst aufsetzen. Ich bin ohnehin heut unglücklich in der Liebe gewesen. Sehen sie sich! (Philip setzt sich die Perrücke auf, und spricht bey Seite) Nun wird die Jungfer Laurette gewiß ihre Augen aufsperrn, wenn ich in dieser Perrücke ihr erscheinen werde; allein jetzt ist die Reihe an mich, spröde zu thun. (laut) So lange Ew. Gnaden eine Priese Toback nehmen, sollen sie gepuzt seyn. (er accommodirt ihn.)

Dorimond. (er schreyt) Ein verdammter Streich! —

Philip. (er macht einen Sprung zurück, daß der Puder abstäubt) Ach! — Gnädiger Herr! habe ich sie verletzt? Ich suche es so behende zu machen, als es mir möglich ist. (er setzt seine eigene große Perrücke wieder zurecht.)

Dorimond. Was bekümmert ihr euch? Macht ihr nur eure Sache!

G 3

Philip.

Philip. Diese eine Seite ist gleich fertig.

Dorimond. Ich hätte fünfzig Reichsthaler darum geben wollen!

Philip. Das ist zu viel, gnädiger Herr! Ich bin kein Jude. Ich will sie vor 5 Reichsthaler abstehen. Wenn sie auch aus der Mode ist, so können sie doch fünf andere Perrücken daraus bekommen. Da würde ihnen eine jegliche nicht viel über einen Kehl zu stehen kommen.

Dorimond. Ihr seyd ein Narr, und wisset nicht, was ich meine! Werdet ihr bald fertig seyn? Die Gedult will mich schon verlassen.

Philip. Haben sie Tobak geschnauzt?

Dorimond. Nein!

Philip. Da haben wir es! Ich bitte nur eine einzige Priese zu nehmen. Ehe sie niessen, sollen sie fertig seyn, oder ich will ein Fuscher heißen.

Dorimond. Pfuy Schande! —

Philip. (er macht den vorigen Sprung zc.) (bey Seite) Ich habe in meinem Leben keinen so unruhigen Kopf gekämmt! Wie würde es werden, wenn ich ihn gar balbieren sollte? Ich würde ihm weder für seine Nase noch Ohren einstehen können. (laut) Zürnen sie nicht! gnädiger Herr! Ich habe mein Handwerk nicht lange gelernt; indessen hat es mir bisher doch immer einen Pfennig eingebracht.

Dori-

Dorimond. Ihr sollt für mich auch nichts umsonst gethan haben! Da nehmt! (er giebt ihm etwas, und Philip bedankt sich.) Entferner euch, mein Freund! ich bin mit euch sehr wohl zu frieden; ich sehe aber den Herrn Leontes kommen.

(Philip geht ab.)

Filfter Austritt.

Dorimond. Leontes. (Laurette lauret heimlich.)

Dorimond. Haben sie mit meiner Tochter gesprochen? Sie scheinen mir nicht recht ausgeräumt zu seyn. Die Sache ist wohl nicht nach unserm Wunsche ausgefallen? Und mich deucht, daß Uranie jetzt mehr als jemahls von ihrem Damon oder Dämon besessen ist.

Leontes. Haben sie sie nachdem gesehen?

Dorimond. Nein! aber leider! gehöret. Ich wollte wünschen, daß es nicht geschehen wäre.

Leontes. wie so? Herr Dorimond!

Dorimond. Kurz! ich habe entseztlich fehlgeschloffen. Jetzt weiß ich nirgends, als zu ihnen meine Zuflucht zu nehmen. Helfen sie mir doch, mein lieber Herr Leontes! sonst laufen wir beyde Gefahr, und vielleicht meine Tochter auch. Ich glaube, sie, wäre vielleicht gar zu überreden, sich mit ihrem Freunde unrichtbar zu machen.

S 4

Leon

Leontes. Verlassen sie sich auf mich! Es soll alles gut werden, und sie sollen vergnügt seyn.

Dorimond. Ich danke ihnen, mein werther Freund! Nun habe ich sie doppelt lieb, und wünsche, daß sie noch heut als meinen lieben Schwiegersohn umarmen könne.

Leontes. Meine Freude wäre unaussprechlich! Ich habe eine Mine angelegt, welche ich vorher will springen lassen. Sollte selbige aber noch nicht die erwünschte Wirkung thun, so will ich gegen sechs Uhr in den Garten gehen, den sogenannten Damon aufspähen und dergestalt zu Schanden machen, daß dem Fräulein Uranie der Nebel vor dem Augen weggefallen, und sie ihn ganz entlarvet sehen soll. sie soll ihm näher kennen lernen.

Dorimond Unverbesserlich! Heut sollen sie gewiß mit ihr versprochen werden! Verlieren sie keine Zeit!

Leontes. Ich bitte mich noch einen Augenblick allein zu lassen um meine Rolle wohl zu studiren, und die Sachen geschickter einzufäden.

Dorimond. Gut ich gehe.

(Dorimond geht ab, Laurette machet sich auch unsichtbar).

Zwölft:

Zwölfter Auftritt.

Leontes. Es gehört keine geringe Ueberwindung dazu, mir äußerlich diesen Anstrich zu geben, der meinen innerlichen Empfindungen so viel kostet, und ihnen gar nicht natürlich ist. Sollte das Fräulein mich nach dem äußerlichen Anscheine beurtheilen: so müßte sie mich ein Ungeheuer nennen, das sich erhoben hätte um sie zu verschlingen, oder zu verschlingen. Würde sie die wahren Gesinnungen meines Herzens kennen: so würde sie mich wenigstens ihrer edelmüthigen Freundschaft würdig schätzen, wenn Damon nur auch keinen Theil davon zum Besitze übrig gelassen hat. — Ich würde mich auch hieran begnügen. — Mit welcher Innigkeit drückt sie sich aus! — Alles ist bey ihr Gefühl, edle Gesinnungen und Beredsamkeit! — Man ist unglücklich: man sieht sie an, und höret auf, es zu seyn! Man ist betrübt: man hört sie sprechen, und ist getröstet! Man ist ihr Feind: sie besiegt uns durch ein einziges Lächeln. Will man ein englisches Gemüth in einem Bilde abgemahlt sehen, so darf man nur ihr Gesicht und ihre holdseligen Augen betrachten. Wann ihre Lippen sich bewegen, so lächeln und reden die Grazien. — Uranie! Dein Name ist dir selbst gleich, und drückt alle deine Eigenschaften aus! — Wie schwer fällt es mir also, dich noch einen Augenblick zu betrüben! — Jedoch,

S 5

ich

ich habe es mit Ueberlegung angefangen, und will es mit Lust endigen. — (Sie kommt Laurette wieder und horchet. Leontes zieht die Uhr aus der Tasche und spricht:)

Die Uhr ist halb sechs; es wird bald Zeit seyn. — Ich will aus dem Garten meinen ersten Pfeil abschieseln, und um sechs Uhr im Triumphe aufziehen (geht ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Laurette.

Und ich werde deine versuchten Pfeile kommen sehen, und deinen Triumph verhöhen! — Seht welche böse und ausgeartete Leute es in der Welt giebt! — Sie leben nur, um das Leben andrer Menschen zu vergällen. — Wer hätte es wohl von diesem Leontes gedacht? — Der Bösewicht! — Es soll dir aber fehlschlagen, oder ich will nicht Laurette heißen! — (zärtlich) Mein Fräulein. — Herr Damon! — Mein Siegmund! — welche Namen! — Alles hat sich wieder euch verschworen! — Jedoch freuet euch! Laurette lebt noch! — Ich habe die Verschwörung entdeckt; — Hat die List des Herrn Dorimond uns nicht schaden können; so soll auch die Gewalt des Leontes nichts wider uns ausrichten! — Allein wo bleibt mein Fräulein so lange? — Daß besamernswürdige Kind genießt nach dem grausamen Sturm jetzt einer kleinen Windstille; sie hat

hat sich zur Ruhe gelegt. — Sie weiß noch nicht, welche schwarze Wolken aufs neue aufziehen. — Sie muß es doch erfahren, zwar unverzüglich, damit — hier sehe ich sie!

Vierzehnter Auftritt.

Uranie, Laurette.

Laurette. Haben sie geruhet? gnädiges Fräulein!

Uranie. Ein wenig! Es war mir nöthig, um meine Lebensgeister wieder etwas in Ordnung zu bringen.

Laurette. Der niederträchtige Strich! — Sie hätten ihr Leben dabey einbüßen können. — Herr Dorimond sollte sich innigst schämen. — Seine Schande ist so groß, daß ich mich selbst fast schäme, nur darüber zu lachen.

Uranie. Es ist vorbei, wir wollen nicht mehr daran denken.

Laurette. Ja! wenn nur alles vorbei wäre! Sie wissen noch nicht, was ich angehört habe.

Uranie. Nein! — Wenn es etwas Unangenehmes ist so lasse mich lieber unwissend bleiben. Durch einen frühzeitigen Kummer wird die Noth nicht entfernt, sondern ihre Ankunft nur beschleuniget.

Laure

Laurette. Man kann aber dem Unglücke durch Gegenanstalten oft ausweichen, und jetzt ist diese Vorsicht unumgänglich und schleunig nöthig. Es ist keine Minute zu versäumen.

Uranie. So sage es denn!

Laurette. Hören sie nur! Ich habe ihren Herrn Vater und den Herrn Leontes heimlich belauert. Sie nahmen Abrede, daß Herr Leontes den Herrn Damon im Garten aufpassen und ganz zu Schanden machen soll, um ihn hernach im Triumphe aufzuführen. Vermuthlich will er ihn überfallen und unglücklich machen.

Uranie. Ach! was sagst du mir für eine Nachricht! — Meine liebe Laurette! Der vorige Schlag hat mich so betäubt, daß ich noch nicht im Stande bin, recht zu empfinden, vielweniger mich zu entschließen, noch etwas zu thun. (Sie wischt sich die Augen.)

Laurette. Sie sollen auch weder empfinden, noch thun! — Was weinen sie? Fräulein! — reißen Sie mir das Herz aus dem Leibe! Ich möchte vor Wehmuth und Eifer fast rasend werden! Ich bin ganz ausser mir selbst! — Mein! Dieser schändliche Vorsatz soll ihnen nicht gelingen! Ich will alles wagen! Ich will unsern Freunden entgegen gehen und sie warnen; und wenn dieses nicht hilft, so will ich um Hülfe schreien, oder selbst ihnen beystehen! — Befürchten sie nur nichts, sondern seyen sie ganz ruhig, mein

mein Fräulein! und lassen sie mich geschwind gehen, damit ich mich in die gehörige Verfassung setze, um dahin eilen und ihnen beyspringen zu können. (sie eilet)

Uranie. Eile, so viel du kannst, meine getreue Laurette! Meine innigsten Wünsche sollen dich begleiten — Ich habe Lust, ihr selbst bald nachzufolgen, um meinen Damon, O schmerzlicher Gedanken! vielleicht zum letztenmal zu sehen.

(Uranie. gehet ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ismenie. Uranie. (Uranie erscheint mit einem Mäntelchen zum Ausgehen fertig.)

Ismenie. Vor kurzer Zeit hatte ihr gehabter Schrecken sie ins Bett geworfen, und nun sehe ich sie wieder ganz munter, entschlossen und zum Ausgehen fertig. Wo wollten sie jetzt hin, da ich ihnen begegnete? Die Stunde ist ja nicht da, die ihr junger zärtlicher Arzt ihnen zur Bewegung angefetzt hat? Sagen sie mir doch ihre Absicht! Sie haben mir ja niemals etwas verheelt, mein Kind!

Ura.

Uranie. (zärtlich) Meine innigst geliebteste Mühme! (sie thut blöde)

Ismenie. Ich bitte sie um unsrer zärtlichen Freundschaft willen!

Uranie. Mein! es ist unmöglich, ihnen etwas zu verschweigen. Lesen sie das Innerste meines Herzens! Sehen sie darinn, Damons Gefahr, meinen Schmerz, und mein Verlangen, ihn zu retten!

Ismenie. Meine arme Uranie! — Ich theile mit dir alles, was du fürchtest. (Uranie küßt ihre Hand und weint.) Und du selbst wilst ihn retten, ohne mich zu deinen Beystande mitzunehmen?

Uranie. Mein, gnädige Mühme! Laurette hat dieses auf sich allein genommen. Ich dachte, ihn vielleicht noch zum letzten mahl in dieser Welt zu sehen, und ihm damit zu trösten, daß wir uns bald! bald! wiedersehen würden.

Ismenie. Höre auf Uranie! oder du siehst mich auch weinen — Laß uns aber nicht weinen, sondern vergnügt seyn! Uebertrage mir die Sorge für deine Ruhe, das ist, für mein eigenes Leben! — Gib dich zu frieden, mein Kind! ich will dein Schutzengel seyn. — Ich habe etwas von dem Anschläge des Herrn Leontes entdeckt: allein alles Niederträchtige sieht ihm ganz ungleich. — Und sollte ich wieder alles Vermuthen irren, so irre ich doch darin nicht, das
Ura

Uranie mein Uranie ist, daß wir Freude und Leid gemein haben, daß ihre Sache meine Sache ist, und ich nichts mehr zu verlieren habe, wenn ich Uranie verliere. — Komm küsse mich und lege geschwind dein Mändelchen ab! — Man sollte dich fast für eine irrende Ritterin halten. Geh und laße mich nicht lange alleine! (Uranie gehet ab.)

Zweiter Auftritt.

Ismenie.

Sie geht und wird von meiner mehr als mütterlichen Sorgfalt allenthalben begleitet. Mir ist das Narrische und Traurige des heutigen Tages nicht unbekannt. — Noch fehlt meiner Uranie nichts, ich will ferner sorgen. — Ich kann noch nicht begreifen, wer ihr Damon sey, aber lieben kann ich ihn schon. Mehr könnte er zu seinem Schutze nicht wünschen, wenn ich ihn auch kennete. — Ich will gehen, wohin meine Liebe zu Uranie und Damon mir winket.

Dritter Auftritt.

Ismenie. Dorimond.

Dorimond. Wohin mein Schwester! Ich will ihnen etwas Neues sagen. Allein vor allen Dingen bitte ich mir ihre Verschwiegenheit aus!

Ismenie. Sie können sich darauf verlassen!

Dort

Dorimond. Nicht gänzlich! Ich kenne das Frauenzimmer. Ein Geheimniß in ihrer Brust vergraben, ist so viel, als wenn sie sich selbst begraben ließen. Sie finden immer eine vertraute Herzensfreundin, die unter der theuersten Versicherung einer ewigen Verschwiegenheit ihre Last muß tragen helfen. Diese hat wieder eine andere Freundin. Und dergestalt schleicht das Geheimniß aus einer Brust gerade in die andere, und bleibt immer ein Geheimniß, obgleich die ganze Stadt es weiß.

Ismenie. Sie machen es jetzt ja selbst nicht besser. Verschonen sie mich lieber mit ihrem Geheimnisse!

Dorimond. Sie müssen es doch wissen! sie nehmen einen gar zu großen Theil daran.

Ismenie. Thun sie denn, was sie wollen! Ich kann mich zu nichts verpflichten, bis ich ihr Geheimnis gehört habe.

Dorimond. Hier haben sie es! Nach allen angewandten glimpflichen, aber fruchtlosen Versuchen, um meine Tochter zu ihrer Pflicht zurückzubringen, hat Herr Leontes sich endlich entschlossen, ernsthaftere Mittel zu gebrauchen. Er ist jetzt im Garten, um den schmach- tenden Damon bey seinem Eintritte zu bewillkommen, und öffentlich so zu beschimpfen, daß ihm künftig die Lust vergehen soll, seine gereimten Seufzer zur Lockspeise des jungen und unschuldigen Frauenzimmers auszuhängen.

Wir

Wir werden bald Neuigkeiten hören; es kann nicht lange mehr währen.

Ismenie. Und dieses ist ihr großes Geheimniß? Vergeben sie mir, wenn es mir weniger, als ihnen gefällt! kennen sie den Damon?

Dorimond. Nein, ganz und gar nicht! Welche Frage! = = =

Ismenie. Destoweniger haben sie Ursache zu einem Verfahren, worinnen die Regeln der Gastfreundschaft und Höflichkeit gänzlich vergessen sind. Kurz! ich entsage mich ihrem Geheimnisse, ohne den geringsten Theil daran zu nehmen. Kann ich nicht für Uranie seyn; so mag ich noch vielweniger wider sie seyn.

Dorimond. Sie scheinen die Parthey eines Betrügers recht ernstlich zu ergreifen?

Ismenie. Sagen sie vielmehr die Parthey ihrer leiblichen Tochter, des Wohlstands und der Billigkeit. — Und woher wissen sie, daß Damon ein Betrüger ist? Wir kennen ihn nur aus der Schilderung der Uranie, worin man aber nichts, als reine Züge findet; Klugheit, Bescheidenheit, Sittsamkeit, Ueberwindung, Unschuld und Treue; die schönsten Zeichnungen des ehrlichsten Mannes.

Dorimond. Und wenn er auch ein Engel vom Himmel wäre; so soll Leontes doch mein Schwiegersohn seyn! Ich habe ihm mein Wort gegeben.

E

gege-

gegeben, und lasse ihn mir nicht entweichen; diese Heyrath ist meinem Hause gar zu vortheilhaft. Man muß alle Mittel anwenden, um die schändliche Intrigue zu zerstören. Und wenn nichts mehr hilft: so will ich meine ganze väterliche Gewalt in Bewegung setzen. Lassen sie nur meine Tochter herkommen! Ich will mit ihr sprechen.

Ismenie. Es soll geschehen! Erinnern sie sich aber, daß, wenn sie ihren Herrn Leontes beybehalten wollen, sie ihre einzige und eigene Tochter nicht ferner ängstigen müssen: sonst verlieren sie den einen durch die andere, und vielleicht auch mich. (Ismenie geht ab.)

Vierter Austritt.

Dorimond.

Das war der letzte Herzensstoß! — Es ist wahr, ich würde den einen durch die andere verlieren; und meine Schwester selbst würde nur noch etliche mahl gappen, — und verschwinden. Sie würde wie ein ausgebranntes Licht glimmen — und verlöschen. — Ich kann mich ja zwingen. — Noch mehr! Ich kann in der That ruhig und aufgeräumt seyn; der Streich des Herrn Leontes ist mir ja gewiß genug; er hat sein Wort gegeben, daß er jenen zu Schanden machen und verbannen will. —
Sie

Sie kömmt! Ich will ihr ganz freundlich begegnen.

Fünfter Austritt.

Dorimond. Uranie.

Dorimond. Weißt du meine Tochter! daß wir deinen Damon bald werden kennen lernen?

Uranie. Ich wünsche es! — Meine gemachte Schilderung wird das Urbild nicht beschämen.

Dorimond. Das wird sich bald ausweisen; man wird den Herrn Damon hinter der Larve sehen.

Uranie. Es kann seyn — Sollten sie aber alsdenn dort keinen Damon sehen: so werden sie dennoch einen redlichen Mann sehen.

Dorimond. Herr Leontes hat diese Mühe auf sich genommen.

Uranie. Es ist genug, daß sie mein Vater! es gewollt haben.

Dorimond. Nein! er thut es aus eigener Bewegung.

Uranie. Dieses ist eben so viel — bisher habe ich nichts als großmüthige Regungen in dem Herrn Leontes gekannt: ich würde also über mich selbst erröthen müssen, wenn seine

neuentstandene Freundschaft zu mir ihn zu unedlen Handlungen verleitete.

Dorimond. Es klopft jemand. — Herein!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Philip!

Dorimond. Was bringst du? Philip!

Philip. Einen Brief, den mir ein fremder Mensch abgegeben hat. Er ist an das gnädige Fräulein.

Dorimond. Gut! gieb ihn her, und gehe! (Philip geht)

Siebenter Auftritt.

Dorimond. Uranie.

Dorimond. Wer muß den Brief geschrieben haben? — Ein Brief an meine Tochter! — Ich bin sehr neugierig, den Brieffsteller und sein Anliegen zu wissen. (Er erbricht den Brief, und liest ihn leise für sich. Endlich spricht er laut und langsam die letzten Worte des Briefs) Ich bin jetzt glücklich, Damon — Damon ist jetzt glücklich ohne dich, meine Tochter! Hier hast du deinen Pastor Sido! (Er giebt ihr den Brief.) Nimm und lies es selbst! Er macht nicht viel Umstände. Seine ganze Untreu hat ihm nur ein kleines kaltes Caconisches Briefgen gekostet, worinnen er sein

sein jeziges Glück ankündigt: (Beiseite) Erwünschter Vorfall! glücklicher Zeitpunkt! Jetzt muß man das Eisenschmieden! Des Herrn Leontes Berrichtung im Garten hat nun ein Ende. Nun muß er geschwind zur Hand seyn! Ich will ihn suchen. Ich möchte Hüpfen vor Freude: (laut) Bald hätte ich eine äusserst wichtige Angelegenheit versäumt! Hernach sehet wir uns wieder. (er geht ab.)

Achter Auftritt.

Uranie. (Sie hält den Brief in der Hand, und bleibt noch eine Weile unbeweglich stehen.)

Habe ich recht gehört? — Damon ist glücklich ohne Uranie! — Nimmermehr! ich muß es selbst lesen! (Sie liest laut.)

„Sie werden nicht zürnen, holdseelige Uranie! wenn ich ihnen melde, daß mein gütiger Vormund mich endlich überredet hat, die Hand seiner Tochter feyerlich anzunehmen. (Sie hängt den Kopf, seufzt, und schweigt etwas) „Die Erste und wichtigste Bedingung dabey war, daß die Freundschaft zwischen mir und der Uranie aufhören sollte. (Sie senkt ihr Haupt in ihre Hand, und schweigt wieder etwas.) „Sie werden leicht glauben, daß ich nicht ganz vernügt dabey habe seyn können, Man hat mich aber auf die allerverbindlichste Art gezwungen, das Herz meiner getreuen Uranie auszuschlagen.

(Sie greift sich ans Herz, und hebt die Augen gen Himmel) Ich schmäußele mir, daß sie „mit ihrem Gemahle, den ihnen nunmehr die „Vorsich: schenkt, glücklich seyn werden. Ich „bin jetzt glücklich. Damon. „— (Wehklagend) So sey denn glücklich, Damon! Ich aber kann es ohne dich nicht seyn — (Hart.) Unmenschlicher Damon! Eine Siegerin muß deine Säugamme gewesen seyn! — (Järllich) Wo ist die Zeit, da Damon und Uranie nur eine Seele hatten? Da allemal, wenn wir uns wiedersehen; unsre Herzen vor Freuden, auf den Augen schwammen, und durch einen fansten Druck der Hände, durch eine einzige Umarmung, zu einander übergiengen? Sie sind nicht mehr, diese glückseligen Stunden, und sollen nicht wiederkommen! — (Hart) Unbarmherziger Vormund! — Grausame Isabelle! Du willst künftigt Uranie sehn? So reiße mein Herz aus dem Leibe, und vertausche dein steinernes dagegen um es zu seyn! — Mein! du bist seiner nicht werth! Und Damon meiner nicht mehr! — Welche Schmach! Welche kalt sinnige Verachtung! (Sie zerreiſt den Brief, und wirft die Stücken nieder.) Da treuloſer! So zerreiße ich deine falsche Freundschaft und dein Andenken! — Nun ist's geschehen! Ich will ihn ganz aus dem Sinne schlagen! — Herr Leontes soll diesen Verlust erſezen! — Nein! Leontes auch nicht! — Mein ewiges Leid vielmehr! — (Sie ſchweigt ein wenig, und klagt her-

hernach.) Damon! mein gewesener Damon! — Du bist es noch! — Ich soll ihn gar nicht mehr sehen? — Ja! dir zum Troſte will ich dich noch in deinem Briefe sehen. — Er liegt zerſtüct, gleichwie ſein Herz. (Sie ruft.) Wer ist da? Philip!

Neunter Auftritt.

Uranie. Philip.

Philip. Hier bin ich, gnädiges Fräulein!

Uranie. Suche die Papierlappen zusammen.

Philip. Ich? alle diese Stücke?

Uranie. Ja! geschwind!

Philip. Das ist so leicht nicht, gnädiges Fräulein! Der ganze Fußboden ist ja damit befäet.

Uranie. (ſie ſtampft mit dem Fuße.) Suche! ſage ich dir.

Philip. Augenblicklich! (Er ſucht, und ſpricht ſeitwärts.) Nun iſt der Teufel los! Die Verwandlung aus einem Lamme in einen Löwen iſt gar zu ſchnell. Sie muß gewis heut Abend Hochzeit halten und zur Frauen werden; ſonſt wäre es nicht möglich.

Uranie. Biſt du bald fertig?

Philip. Gleich! — Nun habe ich ſie —

Ach! — Ich habe mich ganz steif gesucht. — Was wollen sie nun damit machen? Ich wollte wünschen, daß sie zu lauter Ducaten würden.

Uranie. Nein, diese Lappen verdienen es nicht.

Philip. So schmeiße ich sie wieder herunter?

Uranie. Warte! — lege sie auf den Tisch, und bringe sie in Ordnung!

Philip. Ich bitte sie, gnädiges Fräulein! Haben sie doch Mitleiden mit Philip! Die verwünschten Stücke haben mir schon einen Puckel gemacht; und nun soll ich sie gar zusammensetzen, ob ich gleich kein Schneider bin. Ich würde die Bicht in alle Glieder bekommen. — Wenn doch ein einziges kleines Stück sich verwandeln wollte! (Er wägt ein Stück Papier in der Hand.)

Uranie. Hier hast du etwas wider die Bicht! (sie giebt ihm ein Stück Geld.)

Philip. Nun hat es weiter nichts zu bedeuten. — Ein herzstärkendes Elixir! Kräftiger, als alle Universalmittel.

Uranie. Mache nur fort!

Philip. Sogleich! Soll ich es aufs Glück ankommen lassen, wie sie zusammengefügt werden?

Uranie. Das Schicksal hat sie schon geordnet.

Philip.

Philip. Lassen sie es doch immer geschehen! Wir zwingen oft selbst das Glück, und geben ihm hernach die Schuld. Das Schicksal giebt uns Buchstaben, und wir setzen sie selbst zusammen. In den Lotterien macht man es ja nicht anders. Die Nieten und Gewinne werden durcheinander geschmissen, und das Glück entscheidet. — Ich will es doch versuchen. (Er schüttelt die Stücke, legt sie hin, und liest.)

„Sie werden leicht glauben, das Herz meiner getreuen Uranie glücklich seyn werden.“

Das geht ja recht vortreflich an!

(Uranie. sezt sich, stüzet ihr Haupt, und seufzet.) Sie seufzen? gnädiges Fräulein! Hören sie nur weiter! (Er schiebt wieder etliche Stücke zusammen, und liest stammelnd.)

„Ich schmächtele mir, die Vorsicht schenkt die Freundschaft zwischen mir und der Uranie.“

Freuen sie sich, gnädiges Fräulein! So wahr ich lebe, das Orakel ist ihnen günstig!

Uranie. Das Orakel hat mir nichts mehr zu sagen; es hat für mich schon ausgeredet. Setze die Theile nach ihrer natürlichen Lage zusammen, oder packe dich fort! Deine Possen sind heute nicht nach meinem Geschmack.

25

Phi

Philip. Das ist ja doch erschrecklich! — Gut! ich muß gehorchen. (Er versetzt die Stücke hin und wieder, murmelt und liest immer etliche Wörter ausser der Ordnung, und spricht endlich laut.) Gottlob! nun habe ich alles in Ordnung! — Das ist eine verzweifelte Arbeit! Ich hätte lieber hundert Nadeln einfädeln wollen. — Soll ich lesen? (Uranie winkt mit dem gestützten Haupte, und er liest.)

„Sie werden nicht zürnen, holdseelige Uranie! wenn ich ihnen melde, daß mein gültiger Vormund mich endlich überredet hat, die Hand seiner Tochter feyerlich auszuschiessen —“

Uranie. Was sagst du? Auszuschlagen?

Philip. Ja, auszuschlagen! Lesen sie selbst! Es steht hier ganz deutlich.

Uranie. Mein Philip! Da stand ein anderes Wort.

Philip. Warum wollen sie sich mit Fleiße beunruhigen? Das andere Wort wird sich in Thaler verwandelt haben, den sie mir gaben. Und diese Verwandlung war seine letzte Production; es kan nicht mehr verändert werden. — Nun weiter —

„Die erste und wichtigste Bedingung dabey war, daß die Freundschaft zwischen mir und der Uranie nicht aufhören sollte —“

Ura.

Uranie. Halte! — Das kan nimmermehr seyn! Das Nicht gehört nicht dahin.

Philip. Gnädiges Fräulein! Das ist der Heckerthaler; er ist wieder zurückgekommen. Lassen sie ihn nur stehen! er wird mir mehr einbringen. Hören sie nur weiter!

„Sie werden leicht glauben, daß ich ganz vergnügt dabey habe seyn können —“

Uranie. Hier fehlt das Nicht!

Philip. Lassen sie es laufen! Ich will nicht ehelich seyn, wenn hier ein Platz für ihn ist. Nun wird noch etwas kommen.

„Man hat mich auf die allerverbindlichste Art gezwungen, das Herz meiner getreuen Uranie anzunehmen. —“

Uranie. Anzunehmen? Hier sind die Wörter verwechselt. Es ist genug, Philip! — Hast du sie mit Vorsache versetzt?

Philip. Nein! ich will sterben, wenn es mit Vorsache geschehen ist. Ich habe mir alle Mühe gegeben, sie in Ordnung zu bringen. Das Glück ist lediglich Schuld daran. Allein, hier ist ja alles zusammenhängend, verständlich und gut. Worüber scheinen sie betrübt zu seyn? Was haben sie denn in dem Briefe gefunden?

Uranie. Mein Gesicht sagt dir weniger als mein Herz empfindet.

Philip.

Philip. Sie hören aber gnädiges Fräulein! was das Glück ihnen sagt. Sobald ich sie ansehe, wollte ich Leib und Seele verschwören, daß es wahr redet. — Ist dieses der Brief, den ich ihnen brachte?

Uranie. Ja, ebenderselbe!

Philip. Ey, der Lumpenhund! Das hätte ich wissen sollen! Ich sahe es ihm gleich an, daß er ein Trauervogel seyn mußte. Er war sehr lichtscheu, er hielt sich die Hand beständig vor dem Gesichte.

Uranie. Vor dem Gesichte?

Philip. Ja, vor dem Gesichte! Sein Kleid reichte ihm fast bis an die Fersen, und seine Stimme war auch ziemlich Redutenmäsig. Kurz! seine ganze Gestalt schien eine böse Vorbedeutung zu haben. Wenn es nicht gar ein Spitzbube war.

Uranie. (nachsinrend) Dieser Betrug wäre nicht der erste des heutigen Tages. — Wenn doch meine grausame Laurette nur hier wäre! — Mir fällt noch etwas ein. — Ich habe ja Damons Hand gesehen. — Ich kenne noch die Züge; sie sind mir tief eingegraben. — (Sie springt schnell auf, läuft zum Tische und betrachtet die Stücke) Sollte solches möglich seyn? — (Sie fühlt ihr Herz) Ach! wie klopft es! — Komm, mein Philip! Hier hast du noch ein Stück! (Sie giebt ihm noch etwas; er küßt ihren Rock) Ich werde deinen heutigen Dienst nicht vergessen.

Phi-

Philip. Hat Philip nicht wahr geredet? Ich hätte mich darüber von vier Pferden zerreißen lassen, daß das Glück ihnen hold sey. (Er geht ab.)

Zehenter Auftritt.

Uranie. Ismenie. (Ismenie kommt leise und horcht.)

Uranie. Mein! das ist nicht seine Hand! — O! wie froh bin ich! — Ich erwache von einem schrecklichen Traume. — Es ist nicht das allgeringste von meinem Freunde darin; er gehört mir noch ganz! — Wüßtest du, Damon! wie vielen Kummer du mir verursacht, und wie viel Seufzer du mir ausgepreßt hast! — Du sollst es mir entgelten! — Jedoch, du bist ganz unschuldig. — Wirfst du mir aber meine Leichtgläubigkeit auch wohl verzeihen? — (lächelnd) Ja, ja! Du wirst es thun.

Ismenie. (beiseite) Ganz gewis hat man ihr einen neuen niederträchtigen Streich gespielt. Nun ist kein ander Rath, ich muß mit der Nachricht herausrücken, und an einem andern Orte einen kleinen Schmerz erregen, um den vorigen zu vertheilen. (laut) Was fehlt ihnen? mein Kind!

Uranie. Kommen sie und sehen sie, meine gnädige Mühme! Hier liegen die Stücke eines Schrei-

Schreibens, worin ein falscher Damon mir seine Freundschaft aufkündigt.

Ismenie. Ueber diesen Verlust können sie sich mit dem rechten Damon trösten, der jetzt im Garten ist.

Uranie. Mein Damon im Garten?

Ismenie. Ja, meine Tochter! Aengstigen sie sich aber nicht aufs neue! Ich habe schon für seine Sicherheit gesorgt. Jetzt kam ein Bote mit der Nachricht an: man hätte einen schönen jungen Herrn in den Garten treten gesehen. Herr Leontes hätte ihn empfangen, bey der Hand gefaßt, und nach einem verwachsenen Orte geführt. Nicht lange darauf hätte man die Laurette mit einer andern Mannsperson auf dem Felde herumrennen gesehen, die beyde ein heftiges Geschrey gemacht hätten.

Uranie. (freudig) Gewiß ist es Damon! Er ist hergekommen! Er ist getreu! — Welche frohe Zeitung bringen sie mir, meine gnädige Mähme!

Ismenie. Du erfreuest und betrübest mich zugleich. — Ich wünsche nur, daß alles gut ablaufen möge, und daß das Schiff nicht im Hasen Schiffbruch leide.

Uranie. Das ist wahr! O! neuer Schmerz! der Himmel stehe ihm bey! Helfen sie ihm doch, meine wertheste Mähme! helfen sie ihm!

Isme

Ismenie. Mein einziges und unglückliches Kind! (sie umarmet sie) Ich habe schon alle Anstalten vorgekehrt, und Leute hingesandt, um alles Unglück zu verhüten.

Uranie. Ich arme — —

Ismenie. Sacht! ihr Vater kommt.

Gilster Austritt.

Die Vorigen.) Dorimond.

Dorimond. (Für sich selbst) Man kann den Herrn Leontes nirgends finden. Der Mensch, den ich in den Garten sandte, ist auch noch nicht wiedergekommen. Wenn er nun die gute Gelegenheit entzwischen läßt, so mag er es sich selbst zuschreiben, sie kommt so bald nicht wieder. Morgen kan die Untreue ihres Damons vielleicht eine ganz widerseitige Wirkung in ihr thun. Vielleicht entschließt sie sich gar, und bestehet hartnäckig darauf, niemahls zu heirathen. Ich möchte gerne wissen, was er nun im Garten lauret. Er hat sein Netz ausgespannt, und weiß nicht, daß der Vogel schon von einem andern geschossen ist. — (laut) Ach! — Seyd ihr da? — Nun, meine Tochter! willst du dich nicht an deinen falschen Damon rächen? Mich deucht, dieser Verlust wäre durch einen bessern und getreuen Damon sehr gut zu ersetzen.

Uranie. Ja, er ist schon vollkommen durch ihn ersetzt.

Doris

Dorimond. Das ist mir herzlich lieb! Und der Brief hat dieses gewirkt?

Uranie. Ja, mein Vater! nichts als der Brief. Er half mir aus meinem abscheulichen Irrthume.

Dorimond. Schön! So könnte ja das Verlöbniß heut in allen Ehren vollzogen werden?

Uranie. (etwas aufgeklärt) Das Verlöbniß? Schon heut?

Dorimond. Ja, meine liebe Tochter! Was sollte uns ferner hindern können?

Uranie. Sie, mein Vater! können alle Hindernisse leicht zerstreuen. Es ist aber kein Augenblick zu verlieren. Eilen sie, ich bitte sie! ehe es zu spät wird.

Jasenie. Das arme Kind! Sie verstehen einander gar nicht.

Dorimond. (beyseite) Nun ist es gar aus! Vor einer halben Stunde mußte man ihr eine Balsambüchse reichen, so oft sie seinen Namen nennen hörte, und nun wird ihr ein jeglicher Augenblick ohne ihn zu einem Jahrhundert. So macht es das Frauenzimmer! Die ganze Kunst bestehet darin, daß man nur seine Zeit recht wählet (laut) Ja meine Uranie! ich will eilen, so viel ich kann. Dein lieber Leontes soll gleich bey dir seyn.

Uranie.

Uranie. Leontes? Nein, Damon wünsche ich mir her.

Dorimond. Soll er nun Damon heißen? Meinetwegen! (beyseite) Sie wird sich doch wohl in keinen Romanen vertieft haben? der Name Damon ist ihr noch nicht aus dem Kopfe zu bringen; sie will durchaus auf griechisch lieben. (laut) Das thut zur Sache nichts. Ihr könnt euch untereinander immermehr Mirtillo und Amarillis, Seladon und Chloe, oder wie ihr wollt nennen: sein rechter Name Leontes wird dadurch nichts verlieren.

Uranie. Was sagen sie? Herr Vater! Wie kan er Leontes heißen? — Er müßte denn sein Sohn seyn.

Dorimond. Sie wird uns allen heut den Kopf verrücken! Hat man deinen Bräutigam jemals anders als Leontes genannt?

Uranie. Ich kenne ihn nur unter den Namen Damon.

Dorimond. (stuzend) Welchen Damon meynest du denn? du wirst doch wohl nicht den falschen, ungetreuen, nichtswürdigen Damon darunter verstehen, der heut an dich geschrieben hat?

Uranie. Das war ein falscher und untergeschobener Brief. Mein rechter Damon ist mir immer unveränderlich getreu. Er ist jetzt im Garten. (sie will einen Fußfall thun: er stößt sie aber

aber auf) Haben sie Mitleiden mit mir und ihm!
Helfen sie ihm!

Dorimond. Also willst du den Herrn Leontes nicht haben?

Uranie. Nur, wenn sie es befehlen. Ich wollte aber lieber alles erdulden.

Dorimond. (Zornig) Schweig! Ungerathene! Heut Abend soll die Verlobung seyn!

Uranie. Meine liebe Muhme! (sie lehnt sich auf Ismenie.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Leontes.

Leontes. (stolz) So müssen die Verführer bestraft werden! — Nun hat er seinem Lohn empfangen, laßt ihn hereintragen! Damon ist ein Verrüger, und die haben kein Herz!

(Uranie. sinkt in den Armen der Ismenie auf einen Stuhl.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf Lisidor, unter dem Namen Damon.

(Die Thür wird geöffnet; Damon tritt siegreich herein; Leontes läuft ihm entgegen, faßt seine Hand und führt ihn schnell zur

Ura-

Uranie vor der Damon auf die Knie fällt, und ihre Hand küßt.)

Leontes. Empfangen sie aus meiner Hand ihren getreuen Damon, meinen Mündel, den Grafen Lisidor!

Uranie. (sie hebt den Grafen auf, und umarmet ihn.) Sind sie es selbst? — Ja, ich erkenne ihn an seinem Kus; der hat mich wieder aufgeweckt! — Sie sollen mir alle Schmerzen bezahlen!

Lisidor. Gnädiges Fräulein! Hier sehen sie ihren getreuen Damon! Er schwachtete ohne sie; ihre zärtliche Umarmung belebt ihn wieder. Nun ist mir nichts zu wünschen übrig, als daß ihr Herr Vater und ihre gnädige Frau Muhme, die ich zum erstenmal zu sehen das Glück habe, sich unsre unaufstösliche Freundschaft gefallen lassen.

Dorimond. (zu Leontes; so lange Lisidor und Uranie sich an der Hand halten und zärtlich sprechen) Ist er ihr Mündel, der reiche Graf Lisidor?

Leontes. Er selbst! und der würdigste Liebhaber ihrer Fräulein Tochter. Lassen sie eiligst den glücklichsten Entschlus!

Dorimond. (zu Lisidor) Herr Graf! sie erzeigen meinem Hause die größte Ehre. Mir ist ihre edelmüthige Freundschaft zu meiner Toch-

ter bekannt: wollen sie also erlauben, daß ich, ohne Umstände ihnen beyden Glück wünschen, und meinen väterlichen Segen ertheilen darf?

Lisidor. (Er bedankt sich, und wendet sich zu Ismenie.) Und sie? Gnädige Frau! Ich bin zu spät, um ihre einzige und geliebte Uranie aus ihren Armen auszubitten.

Ismenie. (Sie führt die Uranie zu ihm.) Herr Graf! Hier haben sie meine Antwort! Jedoch meine Nichte hält mich noch fest; will Damon also seine Uranie haben: so muß er auch die Ismenie zu seiner Freundin aufnehmen. (Lisidor küßt der Ismenie die Hand; Dorimond und Leontes kommen dazu.)

Dorimond. Meine lieben Kinder! Umarmen sie sich, und geben sie sich die Hände zum Siegel einer ewigen Verbindung!

Leontes. Der Himmel wolle eine Ehe segnen, die er selbst gestiftet hat.

Ismenie. Ich bin über ihr beyderseitiges Glück um so viel mehr erfreut, da sie es einem so großmüthigen Manne (sie zeigt auf Leontes) zu danken haben. Es wäre nicht billig, bey dieser allgemeinen Freude unsre Dankbarkeit gegen ihn zu vergessen. Wie? mein werther Herr Leontes! Sie opfern ihr eignes Interesse ihrem Mädel auf! Sie überwinden sich selbst; die stärkste Leidenschaft hat ihrer Großmuth nicht widerstehen können! Sie wissen sich

sich einen Augenblick zu verstellen, wenn es darauf ankömmt, aus der größten Tugend zugleich das größte Vergnügen hervorzubringen! Ein so edles Beispiel ist unsern Zeiten etwas Neues.

Leontes. Wer hätte bey solchen Reizungen nicht schwach seyn können? Allein die Tugend stärket mich zugleich im Wilde der Uranie. Sobald ich sie reden hörte, war mein Entschluß gefaßt; ich wollte nur aus ihren holden Augen noch die Kräfte dazu sammeln. Die Liebe, die sie gepaart hat, müsse immer das stärkste Band ihrer Vereinigung seyn!

Uranie. (Sie sieht vorher ihre Muthmaßung an, und wendet sich hernach zu Lisidor.) Was höre ich? Herr Graf! Heißt das Liebe, und nicht Freundschaft, was wir empfunden haben? Sollte ich strafbar gewesen seyn? Ich fange an unruhig zu werden. Erklären sie sich!

Ismenie. Mein unschuldiges Kind! — Nun mag der Herr Graf selbst sehen, wie es sich herauswickeln und mit dir abfinden kann.

Lisidor. (faßt sie bey der Hand, und ist etwas verlegen.) Meine werthe Uranie! — Sie verwirren mich auch. — Die Freundschaft ist mit der reinen Liebe sehr nahe verwandt? sie sind aufs genaueste mit einander

verbunden, und sich so ähnlich, daß man eins für das andere nehmen kann. — Die Liebe ohne Freundschaft ist zu sinnlich und keine wahre Liebe; und die Freundschaft ohne Liebe ist nur ein Hirngespinnst. — Sie haben einerley Ursprung; beyde entstehen aus den bemerkten Vollkommenheiten, und aus gewissen Uebereinstimmungen. Sie haben auch einerley Eigenschaften; man ist in beyden geschäftig; — dienstfertig — theilnehmend — vertraulich — vergnügt — glücklich; — man sehnet sich nach einander — man sucht einander zu gefallen — man wünscht einander das beste — man kann ohne einander nicht leben. — Der Unterscheid besteht also mehr in dem Namen und in dem Grade der Empfindung, als in ihrem Wesen. Wir beyde haben nichts, als die Freundschaft im höchsten Grade empfunden. — — —

Uranie. Wie vortreflich verstehen sie die Kunst, die Liebe angenehm zu machen, und mich mit ihr zu versöhnen. (sie umarmt oder küßt ihn.)

Ismenie. Ihr Damon ist jetzt durch den Grafen Lisidor vollkommen gerechtfertiget.

Vier-

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Laurette. (etwas Amazonnemässig.)

Siegmund. Philip. (mit der grossen Perücke.)

Drey Arbeiter.

Dorimond. Was ist hier für ein Lärmen?

Ein Arbeiter. Gnädige Herren! Wir haben ein paar Leute gegriffen, die uns genug zu schaffen gemacht haben. Es schien, als wenn sie einen Aufruhr erregen, oder alles in Contribution setzen wollten; Die Husaren können nicht ärger rasen; sie müssen entweder unsinnig, oder besessen seyn.

Dorimond Welch Spektakel! Wer send ihr? Die eine soll ich kennen.

Philip. Nun kenne ich sie auch, die Ursache, warum ich ihr heute keine Schmetterlinge fangen dürfte. (beiseite) Ich will doch sehen, wie ich ihr in dieser Staatsperücke gefalle.

Der Arbeiter. Sie liefen als tolle Leute
U 4 her-

herum, und schrien beständig Damon! Damon! Mir wurde ganz bange zu Muth.

Uranie. Das ist meine Laurette!

Lisidor. Das ist Siegmund! Ich begreife aber nichts hievon.

Jememe. Was wird hieraus werden?

Der Arbeiter. Diese, die hier steht, (er zeigt auf Laurette) war am allerübermüthigsten. Sie hohlte mich ein, und bot mir anfänglich Geld an, wenn ich ihr sagte, wo Damon wäre. Ich zitterte und konnte ihr keinen Bescheid geben. Darauf grif sie mich an die Kehle, und schrie: Hund! wo ist Damon? oder stirb! — Niemahls hat die Hand eines Frauenzimmers mir so viel Schrecken eingejagt! — Es kuzelt mir noch jetzt um den Hals — —

Jememie. Laurette! und ihr könnt so tapfer und grausam seyn?

Der Arbeiter. Es war ein Glück für mich, daß ich mich in der Angst noch auf eine kleine List besinnen konnte. Sobald ich von ihren Klauen befreuet war, rief ich um Hülfe. Meine Cameraden sprangen herben; und nun haben wir sie hergebracht.

Sieg.

Siegmund. Gnädiger Herr! diese drey Kerls sind Narren! Sie sehen alle Schatten für Gespenster an. Ich hatte meinen Herrn aus dem Gesichte verlohren; der Jungfer Laurette ihr Traum kam dazu, daß er in Gefahr wäre; was brauchen getreue Bediente mehr, um aufmerksam und unruhig zu werden? Wir liefen, wir erkundigten uns; dieses ist alles. Hat die Jungfer Laurette sich dabey etwas rittermäßiger aufgeführt, als ich: so ist es vernuthlich ihrer Amazonenkleidung zuzuschreiben. Sie wird mit der Rüstung auch den Muth eines Helden angezogen haben. — Ich hoffe indessen, daß unser Eifer für unsre Herrschaft alles entschuldigen wird. Ich sorgte für meinen Herrn, und sie für ihr Fräulein, und, wenn ich sagen darf, wir sorgten auch für uns selbst.

Dorimond. (zu den Arbeitern) Da habt ihr etwas für eure Furcht und Mühe! (er giebt ihnen Geld) Geht nur! (die Arbeiter gehen ab.) (zu Siegmund und Laurette.) Ihr seyd also gewiß auch gute Freunde? Das Beyspiel eurer Herrschaft wird ohne Zweifel auch auf euch gewirkt haben.

Sieg.

Siegmund. Ja! gnädiger Herr! recht herzliche Freunde!

Dorimond. So ist's auch billig, daß ihr dem Schicksale eurer Herrschaft ferner folget. Herr Leontes! Herr Graf! Meine Schwester! Uranie! Was sagen sie dazu?

Uranie. (Sie sieht vorher alle Anwesenden an) Mein heutiges Glück und ihre Augen versichern mich, daß ich alle Stimmen auf meiner Seite habe. Ich bitte also, gnädiger Herr Vater! in aller Namen, durch die Verbindung dieser beyden unserm eigenen Vergnügen noch den letzten Zusatz zu geben.

Dorimond. Von ganzem Herzen!

Philip. Armer Philip! Dieses ist der doppelte Lohn für dein heutiges Orakel und Accommodiren!

Dorimond. Nun erfahre ich zum erstenmal, wie angenehm es ist, ein gütiger Vater zu seyn. Ich bin ganz umgewandt, und gleichsam neugeboren. Laßt uns hier eingehen, und die Glückseligkeit dieses Tages in Freudenfesten feyern. (Sie umarmten sich alle

alle Lisidor und Uranie fassen sich an die Hand.)

Lisidor. Würdigste Freundschaft! Du bist die einzige Empfindung, die uns bildet und gefällig macht, die unsre Neigungen besänftiget, und alles Vermögen würzet. — — —

Uranie. Und die uns auch im Unglücke glücklich machen kann.

Leontes. In dir lernt man alle Heldentugenden ausüben.

(Sie gehen ab, auffer Siegmund und Laurette.

Siegmund. (er küßt die Laurette) Ein solcher Kuß ist zugleich die Stärkung und Belohnung der unverfälschten Freundschaft. (er kehrt sich gegen die Zuschauer) Ihr Herren! wollt ihr glücklich werden: so sucht die Freundschaft eines unschuldigen und tugendhaften Frauenzimmers durch gleiche edelmüthige Gesinnungen zu verdienen. Der Namen und Besitz einer solchen Freundschaft fasset, wenn ihr es werth seyd, euer ganzes Glück in sich.

Philip.

Philip. Sezen sie aber keine großen Per-
rücken auf! die sind schon aus der Mode. (er
träget entweder der Laurette Schleppe feyer-
lich nach, oder sie giebt ihm ihren Amazonen-
hut, oder etwas anders nachzutragen.)

E n d e.

